BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Nicols moralische Versuche, welche verschiedene Abhandlungen über mancherley wichtige Pflichten in sich halten

Bd.: 6

Bamberg und Wirzburg (1782)

Asc. 3429-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265573-1
VD18 80306497

<36635589890015

<36635589890015

Bayer. Staatsbibliothek

<36635589890015

<36635589890015

Bayer. Staatsbibliothek

Cifc. 3429-6

Nicols

moralische

Versuche,

welche

verschiedene Abhandlungen über verschiedene wichtige Pflichten in sich halten.

Aus dem Französischen übersezt.

Sechster Theil.

Austrij Mallersdorfensis.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Wirzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt.
1 7 8 2.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Verzeichniß

der Abhandlungen und Ueberschriften der Gedanken, welche in diesem Theile enthalten sind.

I. Abhandlung. Von den rechten und wahren Gründen des christlichen Vertrauens, S. 1.

II. Abhandlung. Von den gegenseitigen Pflichten der Untern und Obern, S. 18.

III. Abhandlung. Wie schädlich es ist, iemanden von der Gehorsamsleistung abzuhalten, S. 40.

IV. Abhandlung. Von der Demuth, welche mit den äusserlichen Liebeswerken verbunden seyn soll, S. 58.

V. Abhandlung. Von den ausserordentlichen Führungen, S. 72.

VI. Abhandlung. Vom Aergerniße, S. 82.

VII. Abhandlung. Man hat niemals Ursache, sich über diejenigen zu beklagen, die uns einen Fehler Schuld geben, S. 91.

Verzeichniß

VIII. Abhandlung. Ob es Wucher ist, wenn man auf Borg theurer verkauft, , S. 98.

IX. Abhandlung. Der ungerechte Proceß, S. 130.

Kurze Erzählung des Processes, , S. 134.

1. Schrift. Von den rechtmäßigen Gränzen der Regel: Man muß sich nicht einnehmen lassen, und von dem Mißbrauche derselben, S. 141.

2. Schrift. Vom Schiedsrichteramte, S. 156.

Gedanken über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre, , , S. 179.

1. Seelsorge, , , Ebend.

2. Sich mäßigende Widersprecher, S. 180.

3. Zwo Arten der Mäßigung, , Ebend.

4. Unvollkommene Diener sind nützlich, S. 181.

5. Es ist schändlich, sich bedienen zu lassen, Ebend.

6. Könige, die es gern seyn wollen, S. 182.

7. Die Eigenliebe muß bey den Bedienten unterhalten werden, , , Ebend.

8. Ehrerbiethung, die man verlangen und nicht verlangen kann, , S. 184.

9. Man muß das Verdienst erst kennen, ehe man es hochschätzt, , , Ebend.

10. Es ist keine wichtige Sache, zu haben, was man gemeiniglich einen guten Verstand nennt, S. 185.

11. Seinen Verstand unterdrücken, S. 186.

12. Aufwallungen, des Verstandes, Ebend.

13. Kleidungsregeln, " " S. 187.

14. Dreyerley Seelen oder Menschen, S. 189.

15. Wenn man glauben kann, daß man bey den Streitigkeiten mit sehr geschickten und verständigen Leuten Recht hat, " Ebend.

16. Man hat Wahrheit und Nachsicht nöthig, S. 194

17. Sünden, die aus verschiedenen Ursachen verhölt werden, " " Ebend.

18. Man muß sein Vermögen nicht leichtsinniger Weise veräußern, " " S. 195.

19. Furcht vor dem Tode, " S. 197.

20. Die Strafen der Sünde sind nach der Sünde nöthig, " " " S. 199.

21. Ursprung der Ceremonien, " S. 200.

22. Es ist schwer, von dem, was möglich oder unmöglich ist, zu urtheilen, " S. 201.

23. Man ist nicht in so großer Gefahr sich zu betriegen, wenn man übel, als wenn man gut urtheilt, " " " S. 203.

Verzeichniß

24. Es ist schwer, einen Heiligen zu loben, und sein Leben zu beschreiben, ‚ ‚ Ebend.

25. Die Worte bedeuten in dem Munde verschiedener Personen nicht eine und dieselbe Sache, S. 204.

26. Das Glück wird nur durch die Befreyung von dem Uebel empfunden, ‚ ‚ S. 205.

27. Die Liebe bringt die Gegenstände näher herbey, ‚ ‚ ‚ S. 206.

28. Dreyerley Arten des Verstandes Ebend.

29. Ergötzlichkeiten. Urtheil von dem Buche des Montagne, welches den Titul Essais führt, S. 207.

30. Die Eitelkeit ist die Würze der mehresten Sachen, ‚ ‚ ‚ S. 212.

31. Warum die Schrift nur ermuntert, Gott wegen der Werke Gottes zu loben, S. 215.

32. Die Schönheiten der Natur sind weit schätzbarer, als die Schönheiten der Kunst, S. 216.

33. Was uns betriegt, wenn wir die Vorzüge der Stände mit einander vergleichen, S. 218.

34. Man leugt, indem man die Wahrheit redet, ‚ ‚ ‚ ‚ S. 219.

35. Gott erweist uns eine große Ehre, wenn er uns brauchr, die Wahrheit zu vertheidigen, Ebend.

36. Verpflichtungen, gewisse Dinge bekannt zu machen, , , , S. 220.

37. Gott verbirgt seine Wahrheit, S. 221.

38. Warum man die Partey derer, die übel behandelt werden, nimmt. , , S. 222.

39. Die Einsamkeit ist unangenehm, und warum, , , , , Ebend.

40. Die Weltweisen haben nur eins von den drey Stücken der Buße gekannt, , S. 223.

41. Die Reden der Prediger sind weiter nichts, als Umschreibungen der Predigt des h. Johannes, , , , , S. 224.

42. Die von der Verbindung hergenommene Ursache ist böse und gottlos, , S. 225.

43. Die Menschen trachten nach der Unfehlbarkeit, , , , S. 226.

44. Schildwachen wider die Wahrheit, Ebend.

45. Die Schreibart der h. Schrift ist unnachahmlich, , , , S. 227.

46. Die üble Art Schriften zu tadeln, Ebend.

Verzeichniß

47. Es gehört wenig Tugend dazu, sich die wohlgemeynten Erinnerungen gefallen zu lassen, Ebend.

48. Verschiedene Verhaltungsregeln, S. 228.

49. Die Gegenstände der Welt sind gleichsam Spiegel, " " " Ebend.

50. Flüchtige Seelen, " " S. 231.

51. Falsche Beredsamkeit, " Ebend.

52. Das Betragen der weltlich gesinnten Frauenzimmer rührt vom Teufel her " Ebend.

53. Meynung, Einbildung, Urtheile, Vernünfteley, " " " " S. 232.

54. Je weniger wir unsere Sünden fühlen, desto mehr drücken sie uns, " S. 234.

55. Viel Einsicht ist von richtiger Einsicht unterschieden, " " " S. 235.

56. Diejenigen, welche bey ihrer Kälte dumm sind, sind bey ihrer Wärme klug und verständig, Ebend.

57. Was nach Gottes Urtheile böse ist, ist schlechterdings böse, " " S. 236.

58. Wie man in Ansehung der Uebel der Unvorsichtigkeit gesinnt seyn soll, " S. 237.

59. Man hat oftmals von der Wahrheit keinen Nutzen, weil sie übel ist vorgetragen worden, " " " " S. 238.

60. Es ist Schönheit, viel Wahrheiten auf einmal zu entdecken, " " S. 239.

61. Man muß den Uebelthätern bisweilen Gnade wiederfahren lassen, " " S. 240.

62. Zweyerley Fehler des Verstandes, S. 241.

63. Halbkugel, die das Gesicht einschränkt, S. 243.

64 Eingebildete Wirklichkeiten, " S. 244.

65. Sachen, die einander entgegen stehen, S. 248.

66. Aus der Hoffart entstehende Demuth, S. 249.

67. Ein Haufe menschlicher Güter ist bey einem einzigen Fehler hinlänglich, iemanden unglücklich zu machen, " " " S. 250.

68. Zärtlichkeit kömmt von Schwachheit her, Ebend.

69. Immer bereit seyn, zur Beichte zu gehen, S. 251.

70. Mittel, immer von etwas zu reden zu haben, " " " " Ebend.

71. Was man bey den unrechtmäßigen Bewegungen zu thun hat, " " Ebend.

Verzeichniß

72. Je mehr man überzeugt, daß man Gottes Verhalten nicht kenne, desto mehr kennt man Gott, S. 252.

73. Gottes Heimsuchung, S. 254.

74. Vermehrung dessen, was von dem Geiste Gottes ist gesagt worden, Ebend.

75. Der menschliche Verstand ist eingeschränkt, und handelt unrecht, S. 255.

76. Zurückhaltung oder frostiges Bezeigen, S. 256.

77. Man soll die zurückhaltenden Personen ertragen, S. 260.

78. Von der Unterredung, S. 260.

79. Es ist gut, sich über bevorstehende Widerwärtigkeiten zu betrüben, S. 266.

80. Unvorsichtige Leute sind bisweilen klüger, als diejenigen, die keine Fehler der Unvorsichtigkeit begangen haben, S. 267.

81. Sich an bösen Beyspielen erbauen, S. 268.

82. Heilige schaffen, ob sie gleich nicht gar zu viel wissen, mehr Nutzen, als die Gelehrten, die nicht heilig sind, S. 270.

83. Die christliche Religion verbindet, ohne zu irren, die Gerechtigkeit mit der Macht, Ebend.

84. Die christliche Religion giebt ganz allein die Ursache von dem Guten und Bösen an, S. 273.

85. Keine Religion hat für die Sitten gesorgt, als die christliche, " " S. 274.

86. Christus ist der einzige Lehrer der Wissenschaft des Heils, " " " Ebend.

87. Der Stolz des Menschen macht, daß er die Demuth nöthig hat, " S. 275.

88. Zustand der Seele eines großen Sünders, S. 276.

89. Entschuldigung der Soldaten, die in einem zweifelhaften Kriege morden und todtschlagen, " " " " Ebend.

90. Allegorien. Anspielungen oder verblümte Redensarten, " " " S. 279.

91. Dieienigen, welche die Fehler nicht an sich haben, haben ich weis nicht was an sich, das einen Begriff davon macht, " S. 285.

92. Seltsames, tolles Wesen, " S. 286.

93.

Verzeichniß

93. Umgang der Frauenzimmer, , S. 288.

94. Wählen, oder sich entschließen, allein zu blei-
ben, " " , S. 290.

95. Beichtvater, " , S. 293.

96. Diejenigen, denen Gott unmittelbar hilft, sind
ihm mehr verbunden, " S. 295.

97. Gesinnungen der Menschen in Ansehung der
Erinnerungen, " , S. 296.

98. Man befindet sich in der Einsamkeit nicht besser,
als in der Welt, wenn man von Gott leer ist,
" " " , S. 298.

99. Innerliches Reich, dessen Aemter die Eigenlie-
be austheilt, , , S. 299.

100. Es ist eine wichtige Sache, für seine Seele zu
sorgen zu haben, " " S. 301.

101. Die Ruhe eines Christen hat ihre Beschäfti-
gungen, " " " S. 302.

102. Vergangene Uebel sind nichts. Nun vergeht
aber alles, " " " S. 304.

103. Erweiterung der Dankbarkeit, Ebend.

104. Nöthige Klugheit, um andern nicht leichtsinniger Weise gewisse Begriffe, die man sich macht, mitzutheilen, " " S. 308.

105. Kunstgriff der Eigenliebe, seine Fehler vor sich zu verhölen, " " Ebend.

106. Der Anfang des Berufs ist oftmals schwach, " " " " S. 311.

107. Ob es gut ist, sich mit seinem Beichtvater oft zu unterreden, " " S. 313.

108. Verdruß, Vergnügen, " S. 315.

109. Tadeln, um gelobt zu werden, S. 316

Lobrede auf den h. Franz von Paula, S. 318.

Ende des Verzeichnisses.

Verzeichniß

Verzeichniß

der Stellen der heil. Schrift, welche in diesem Theile erklärt worden.

Job, Cap.	24,	v.	1.	S. 252.
Psalm	1,	v.	1.	S. 205.
	12.		4.	S. 96.
	30.		21.	S. 350.
	47.		11.	S. 269.
	118.		137.	S. 92.
Pred. Sal.	Cap.	2.	v. 1.	S. 209.
			3, 4, 8, 22, 23, 24.	Ebend.
Sirach,	Cap.	2.	v. 3.	S. 97.
			13. 16.	S. 51.
Jerem.	Cap.	16.	v. 4.	S. 328.
Klaglied		2.	13.	S. 207.
Osee,	Cap.	4.	15.	S. 269.
Luc.	Cap.	1.	79.	S. 275.
		10.	21.	Ebend.
		14.	15.	S. 293.
		19.	42. 44.	S. 254.
		23.	28.	S. 293.
		24.	27.	S. 281.

Johann

der Abhandlungen.

Johann,	19.	11.	S. 272.
Brief an die Römer, Cap.	8.	v. 6.	S. 324.
	13.	1.	S. 272.
1. Brief an die Corinth. Cap.	6.	4.	S. 160.
Jacob, Cap.	3.	v. 6.	S. 294.
1. Brief des h. Johann. Cap.	3.	v. 21.	S. 7.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Moralische Versuche.

Erste Abhandlung.

Von den rechten und wahren Gründen des christlichen Vertrauens.

I.

Da der Mensch von seiner Beharrung im Guten niemals versichert ist, und auch nicht einmal gewiß weis, ob er ietzo gerecht ist, und ob die Liebe Gottes oder die Liebe sein selbst in seinem Herzen herrscht; so hat er allzeit Ursache, in Ansehung seiner Seligkeit ungewiß zu seyn.

Es hat der göttlichen Gerechtigkeit gefallen, den Stolz des Menschen, welcher sein größtes und gefährlichstes Uebel ist, durch dieses schreckliche Gegengewicht und diese erstaunliche Erniedrigung zu demüthigen. Denn da nichts so schlecht und gering ist, als ein Verworfener, und niemand gewiß weis, ob er sich nicht unter der Zahl dieser Elenden befindet; so weis folglich auch niemand, ob er sich nicht in dem äussersten Gra-

de der Geringfügigkeit, der Niedrigkeit und des Elendes befindet.

Der Mensch hat aber gar nicht Ursache sich über diesen Zustand zu beklagen, und er soll vielmehr, indem er der Gerechtigkeit Gottes die gebührende Ehre erweist, zu gleicher Zeit seiner Güte und Barmherzigkeit danksagen, indem er sich glücklich schätzt, daß er sich darinnen befindet. Denn da er eine gewisse Verdammung verdient hat; so ist es viel für ihn, daß er sich nur in dem Zustande einer Ungewißheit in Ansehung seiner Seligkeit befindet, welcher ihm die Hoffnung dazu nicht benimmt.

II.

Gott erlaubt ihm so gar, oder er befiehlt ihm vielmehr, alle Mühe anzuwenden, diese Ungewißheit zu vermindern, und alles zu thun, was er nur kann, um ein rechtes Vertrauen zu haben, daß ihm, wenn er stirbt, das Schicksal und die Belohnung der Gerechten werde zu Theile werden. Denn obgleich allzeit einige Ungewißheit übrig bleibt; so giebt es doch Grade des Zweifels, die man vermeiden kann, und in welchen es zu bleiben nicht erlaubt ist.

III.

Es giebt Zustände, in welchen man nur eine Antwort des Todes erhalten kann. Das heißt, es ist gewiß, daß, wenn man darinnen stirbt, man ganz gewiß

gewiß verdammt ist. Und das sind alle diejenigen, welche strafbare Verbindungen in sich fassen. Die ganze Ungewißheit, die daben übrig bleiben kann, besteht darinnen, daß man sich, so lange man am Leben ist, die Hoffnung machen kann, aus denselben heraus zu kommen. Wenn man aber darinnen bleibt; so hat man weiter nichts, als eine ewige Verdammung, zu gewarten. Gott erlaubt niemanden, vorsetzlich in dieser Art von Ungewißheit zu bleiben. Und wer nicht aus ihr herauszukommen sucht, ist nicht nur wegen der unglücklichen Verbindungen, die diesen Zustand ausmachen, strafbar; sondern es ist auch so gar eine neue Sünde, vorsetzlich darinnen zu bleiben, und sich nicht alle Mühe zu geben, aus ihr herauszukommen.

IV.

Es ist auch noch ein sehr tadelnswürdiger Zustand, wenn, da man einige Ursache hat, sich auf die Barmherzigkeit Gottes Hoffnung zu machen, man sich dennoch in diesem Stücke vorwerfen kann, man sey sehr nachläßig gewesen, und habe sich wenig Mühe gegeben, zu thun, was uns der Apostel Petrus empfiehlt, unsern Beruf durch unsere guten Werke gewiß zu machen. 2. Petr. 1, 10. Denn da die Seligkeit das einzige Gut der Menschen ist; so ist das keine Sache, bey welcher die Gleichgültigkeit erträglich wäre. Man muß sie so gewiß zu machen suchen, als man nur kann, und die Ungewißheit ist in diesem Stücke nur alsdenn zu dulden, wenn sie

nothwendig und unvermeidlich ist. Wer sie vermindern kann, ist dazu verbunden. Nun ist es aber gewiß, daß man es kann, und daß es einen Zustand giebt, in welchen die Christen kommen, und wo sie ein gegründetes Vertrauen wegen ihrer Seligkeit haben können. Wir sollen uns also insgesammt in diesen Zustand zu versetzen suchen. Wir sollen insgesammt dem Tode und dem Gerichte, welches darauf folgen soll, mit einer festen Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit entgegen gehen.

V.

Da es aber sehr gefährlich ist, sich in einer Sache, an welcher uns so viel gelegen ist, zu irren und zu betriegen, indem man eine verwegene Vermessenheit für ein rechtmäßiges Vertrauen hält; so ist es ein großer Vortheil, daß die Gründe dieses Vertrauens von iemanden sind angegeben worden, in dessen Einsicht man keine Ursache hat, ein Mißtrauen zu setzen. Und das wird man wahrnehmen können, wenn man einer schönen Stelle des heil. Augustinus nachdenkt, der seinem Volke dieses gegründete Vertrauen hat verschaffen wollen, indem er die Gründe, auf welchen es beruhen soll, in wenig Worte einschließt, die also lauten: Ambulantes in fide, exultantes in Deo, facientes opera bona, exhauriendo quotidie (*minuta peccata*) ieiunando, orando, eleemosynas faciendo, dicendo puro corde: Dimitte nobis debita nostra, ambula securus & exulta in via, canta in via: Noli timere Iudicem (a).

Das

a) S. Augustt.

Das heißt: "Indem ihr im Glauben wandelt, euch "in Gott freuet, gute Werke thut, euch durch fasten, "bethen und Almosengeben beständig von euren ge„ringern Fehlern zu reinigen suchet, und täglich mit "aufrichtigem Herzen saget: Vergieb uns unsere "Sünden; so setzet euren Weg getrost und freudig, "und indem ihr auf demselben singet, fort; fürchtet "euch nicht vor der Ankunft eures Richters."

VI.

Hierinnen besteht kürzlich die Anweisung, die der h. Augustinus in Ansehung der wichtigsten Sache von der Welt giebt, nämlich zu wissen, in welchem Lebenszustande wir uns Hoffnung machen können, daß, wenn wir sterben, Gott uns in die Arme seiner Barmherzigkeit aufnehmen werde. Das heißt, diese Bedingungen hat der h. Augustinus bey allen Christen für nöthig gehalten, wenn sie auf ihrem Wege mit einem gegründeten Vertrauen wandeln wollen. Wer sie, ohne sich zu schmeicheln, an sich wahrnimmt, kann dieses gegründete Vertrauen haben; wer sie aber nicht wahrnimmt, kann nur in einer verwegenen Vermessenheit wandeln. Wenn man sie wirklich an sich wahrnimmt; so kann man alle Bekümmernisse und Unruhen verbannen. Wenn man sie aber an sich nicht wahrnimmt; so ist es ein grosses Unglück, ohne Furcht zu seyn.

Wer sich noch nicht in diesem Zustande befindet, kann darnach trachten; und er kann in denselben kom-

kommen, indem er sein Leben gehörig einzurichten und zu verbessern sucht. Wer sich aber in einer falschen Sicherheit befindet, der giebt sich keine Mühe mehr, eine wahre zu erlangen, und geht ohne Furcht auf diesem Wege des Betrugs fort, bis ihn der Tod in diesem Stücke, aber vergeblich, eines bessern belehrt.

Es ist also nichts mehr zu wünschen, als ein recht gegründetes Vertrauen, und nichts schrecklicher, als ein vermessenes und übel gegründetes Vertrauen. Die Vernunft und die Schrift verbinden uns, eins wie das andere, nach dem einen zu trachten, und das andere zu vermeiden; und folglich sollen beyde alle Christen antreiben, sich genau zu erkundigen, wie weit sich diese von dem h. Augustinus angegebenen Bedingungen erstrecken; sie sollen sie recht einzusehen suchen, und sich wohl vorsehen, daß sie sich nicht irren und betriegen. Um ihnen nun dabey behülflich zu seyn, hat man sich vorgenommen, sie hier zu untersuchen, und so wohl die, welche sie haben, als auch diejenigen, welche sie nicht haben, bekannt zu machen.

VII.

Die erste Bedingung, die der h. Augustinus verlangt, ist der Glaube, welche er mit diesen Worten ausdrückt: Ambulans in fide: Indem ihr im Glauben wandelt. Hierdurch giebt er uns zu erkennen, daß der Glaube, von welchem er hier redet, nicht

etwan

etwan eine fruchtlose Ueberzeugung von den Geheimnissen unserer Religion ist; sondern ein Glaube, der durch die Liebe thätig und wirksam ist, dessen untrüglichster Beweis ist, wenn er macht, daß wir in allen Geboten Gottes wandeln. Und da diese Bedingung verlangt, daß der Glaube und unser Leben mit einander übereinstimmen; so verlangt er folglich auch, daß die Gesinnungen des Glaubens, und das Zeugniß, welches uns unser Gewissen innerlich von unsern verrichteten Handlungen ertheilt, einander nicht zuwider sind. Das heißt, sie verlangt, daß der Glaube sie nicht verdammt, und uns wegen unsers geführten Lebens keinen wesentlichen Vorwurf macht; welches mit demjenigen übereinstimmt, was der Apostel Johannes sagt: **Wenn uns unser Herz nicht straft; so haben wir ein Vertrauen zu Gott. 1. Joh. 3, 21.** Wir müssen also die Versicherung haben, daß uns unser Herz nichts vorwirft; welche sich aber ohne Zweifel nicht auf die Vorwürfe der kleinen Sünden, sondern derjenigen, die bey der Freundschaft Gottes nicht bestehen können, erstrecken soll.

VIII.

Hieraus erhellet, daß man diese Versicherung nicht haben kann, wenn der Glaube an uns strafbare Handlungen verdammt, die wieder sind gut gemacht worden. Denn man kann auf eine doppelte Art frey davon seyn, weil man entweder niemals keine begangen, oder sie durch eine wahre Buße vertilgt hat.

Wenn man sich aber weder von dem einen, noch von dem andern Zeugniß geben kann; so kann man nicht mit Wahrheit sagen, daß man ein gegründetes Vertrauen hat, und im Glauben wandelt. Denn es heißt nicht im Glauben wandeln, wenn man sich in einem Stande befindet, der dem Glauben zuwider ist. Nun ist aber der Stand der Unbußfertigkeit dem Glauben gerade zuwider, der uns zur Buße ruft, und uns sagt, wenn wir nicht Buße thäten, so würden wir alle umkommen: Nisi poenitentiam egeritis, omnes similiter peribitis. Luc. 13, 5.

Es muß uns also unser Gewissen entweder von einer vollkommenen Unschuld, oder von einer wahren Buße, nothwendig Zeugniß geben. Wem giebt es aber dieses Zeugniß? Und wie selten ist folglich diese Bedingung?

IX.

Ein jeder ist zur Gnüge von der Seltenheit der vollkommenen Unschuld, das heißt von der gänzlichen Befreyung von Todtsünden in seinem ganzen Leben, überzeugt, und man gründet das Vertrauen wegen seiner Seligkeit nur darauf, daß man sich einbildet, wenn man welche begangen habe, so habe man ihrentwegen auch Vergebung erhalten. Wenn man es aber mit Grunde glauben will; so muß man wenigstens die Bedingungen einer wahren Buße wissen, weil man sich unmöglich versichern kann, sie gethan zu haben, ohne wenigstens zu wissen, worinnen sie

besteht.

besteht. Indessen sieht man nur mehr als zu deutlich, daß es die mehresten Menschen nicht wissen. Man bildet sich ein, Buße thun, bestehe nur darinnen, daß man seine Sünden einem Priester beichte, und Vergebung derselben erlange. Es sind dieses zwar nothwendige, aber nicht die einzigen Bedingungen. Ein jeder, der eine Todtsünde begangen hat, ist von Gott abgewichen; er hat Gott verlassen, um sich zu dem Geschöpfe zu wenden; er hat dieses zu seinem letzten Zwecke gemacht, er hat es Gott vorgezogen. Wenn er also wieder zu Gott zurückkehren will; so muß er sich zu ihm bekehren. Er muß ihn allen Geschöpfen vorziehen, und ihn zu seinem letzten Zwecke machen. Das nennt man Bekehrung.

Es kann aber diese Bekehrung keine wahre Bekehrung seyn, wenn sie nicht macht, daß wir die begangenen Sünden hassen, und uns entschließen, von ihnen abzulassen, und sie zu strafen. Denn sie soll es bey uns dahin bringen, daß wir den gerechten Ausspruch Gottes lieben, welcher uns befiehlt, in diesem Leben Buße zu thun. Und ob sie uns gleich die Vergebung ohne diese wirkliche Buße zuwegebringen kann; so verlangt sie sie doch niemals ohne einen wirklichen Entschluß sie zu thun.

Das sind viel Dinge, woran man wenig denkt, und welche man auch wenig untersucht. Und dennoch ist ohne diese Untersuchung das Zeugniß, welches sich die Seele von der Buße giebt, ungewiß, und nicht sonderlich gegründet; und so hält sie mit

wenig Grunde dafür, daß sie im Glauben wandelt.

X.

Es ist, um im Glauben zu wandeln nicht gnug, daß er unser bisheriges Leben nicht verdammt, oder daß er in uns ein gegründetes Vertrauen wirkt, das Leben der Seele, nachdem wir es verlohren, wiedererlangt zu haben; er muß uns auch noch überdieses mit Grunde dafür halten lassen, daß wir es behalten haben; sonst würden wir Ursache haben, an der Aufrichtigkeit und Wahrheit unserer Bekehrung zu zweifeln. Denn, um wahrhaftig bekehrt zu seyn, muß man nicht nur einer jeden Todtsünde entsagt haben, sondern man muß auch noch überdieses in ein Leben getreten seyn, das frey davon ist. Es muß also der Glaube auch noch an unserem gegenwärtigen Leben nichts als etwas, das seinen und Regeln Vorschriften zuwider ist, verdammen; und hierzu ist nöthig, daß wir ein gegründetes Vertrauen haben, daß wir uns in dem Stande und an dem Orte befinden, wo uns Gott haben will, und daß wir daselbst alle unsere wesentlichen Pflichten beobachten. Denn es ist gewiß, daß es nicht würde im Glauben wandeln heissen, wenn der Glaube unsern gegenwärtigen Zustand und unser gegenwärtiges Leben verdammte. Es verdient also auch noch ernstlich untersucht, und sorgfältig erwogen zu werden, ob uns unser Gewissen in Ansehung unserer gegenwärtigen Handlungen nichts als etwas unordentliches vorwirft.

XI.

XI.

Das dritte, wovon wir uns sollen zu versichern suchen, um mit Grunde dafür zu halten, daß wir im Glauben wandeln, ist, zu wissen, ob die mehresten von unsern Handlungen und der größte Theil unsers Lebens vom Lichte des Glaubens geleitet und geführt werden. Denn wenn dasjenige, worauf wir bey unsern Handlungen unser Augenmerk gerichtet haben, und uns bey denselben vorsehen, etwas menschliches und zeitliches ist; so leben wir um demselbenwillen; dieses leitet und führt uns, und nicht ein Gut, das uns von dem Glauben vorgehalten wird. Unser Geist hält sich bey diesem zeitlichen Gute auf; er ist in die Zeit eingeschlossen, und wir können nicht mit Wahrheit sagen, daß wir im Glauben wandeln. Denn der Glaube ist ein Licht, welches uns nur unsichtbare und ewige Dinge vorhält. Mit einem Worte, das Verlangen Gott zu besitzen, seine Pflichten zu beobachten, und seinen Gesetzen zu gehorchen, soll unsere vornehmste Leidenschaft seyn. Wenn dieses Verlangen über alle andere herrscht, und sich dieselben unterwirft; wenn wir unsere mehresten Handlungen, und den größten Theil unsers Lebens auf diesen Zweck richten; so können wir sagen, daß wir im Glauben wandeln. Wenn hingegen aber die Beförderung unserer Seligkeit nur der Grund von sehr wenigen Handlungen ist; wenn wir unsere Gedanken nur bisweilen und nur obenhin darauf richten; wenn die menschlichen Vortheile weit mehr über uns

vermögen; so haben wir wenig Ursache zu glauben, daß wir im Glauben wandeln.

XII.

Zu dieser ersten Bedingung, die wir ietzo erklärt haben, setzt der h. Augustinus noch eine andere hinzu, die eine Folge davon ist, und welche er durch die Worte ausdrückt: Exultans in Deo: Indem ihr euch in Gott freuet; und diese Freude, die er als eine wesentliche und von einem wahren Christen unzertrennliche Eigenschaft fordert, hat ohne Zweifel zwo Hauptgegenstände. Der eine ist die Befreyung von dem Stande der Sünde durch die Vergebung derselben, die wir erlangt haben, und welche macht, daß eine christliche Seele mit David ausruft: Domine, eduxisti ab inferno animam meam, salvasti me a descendentibus in lacum: Herr, du hast meine Seele aus der Hölle herausgeführt, du hast mich von denen befreyt, die hinunter in die Gruben fahren. Ps. 29, 4. Der andere ist die Aufnahme in den Stand der Kinder Gottes, der ein Recht zu den ewigen Gütern giebt, deren Hoffnung allen denen Freude verursachen soll, bey welchen sie rechtmäßig ist; denn es heißt: Spe gaudentes: Freuet euch bey eurer Hoffnung. Röm. 12, 12. Wer diese doppelte Freude nicht einigermaaßen bey sich verspürt, befindet sich nicht in einem Stande, der sich für einen Christen schickt, und welcher ihm ein gegründetes Vertrauen geben könnte. Und wenn er

gar

gar keine Freude hat; so muß er, wie der Apostel Petrus sagt, 2. Petr. 1, 9. vergessen haben, daß er von seinen Sünden ist gereinigt worden, weil er keine Freude mehr darüber hat, und auch nicht mehr an seine Kindschaft, und an die Güter, zu welchen sie ihm ein Recht giebt, denkt.

XIII.

Die Freude, welche einem wahren Christen der Beruf zum Christenthume verschaffen soll, faßt die Freude über die Theilnehmung an den Gütern, die er schon hat, und die Erwartung derer, zu welchen er in jenem Leben berechtigt ist, in sich. Sie faßt also das herrliche Licht in sich, das ein jeder Christ hat, und welches in dem unschätzbaren Geheimnisse der Erlösung der Menschen besteht, das so lange ist Gott verborgen gewesen, und in den letzten Zeiten bekannt gemacht worden ist. Sie faßt die Einverleibung in den Leib Jesu Christi, die Vereinigung mit der Kirche als eins von ihren Gliedern, und das Recht zu dem himmlischen Erbtheile, welches uns gehört, in sich. Das sind die Ursachen der Freude, die man keinem Christen nehmen kann, und welche in ihm eine innere und wirkliche Freude wirken sollen, ob sie gleich nicht allemal empfunden wird.

XIV.

Damit wir uns aber in der Beurtheilung dieser Bedingungen nicht betriegen mögen, welche, weil sie geist-

geistlich sind, und mehr in Eigenschaften, als in Wirkungen bestehen, dem Betruge mehr unterworfen sind; so setzt der h. Augustinus noch drey andere hinzu, die in Handlungen bestehen, von welchen wir eine größere Gewißheit haben können. Die erste ist, gute Werke zu thun, faciens bona opera. Es ist also nicht gnug, keine bösen zu thun; sondern man muß auch gute thun. Es ist nicht gnug, nicht, wie man zu reden pflegt, vermittelst der Begehung zu sündigen; sondern man muß auch nicht vermittelst der Unterlassung sündigen, faciens bona opera. Und diese guten Werke müssen zum ersten die Erfüllung aller Pflichten der Gerechtigkeit, welche unumgänglich nöthig sind, in sich begreifen. Denn wer diese Pflichten nicht beobachtet, hat keine wahre Gottesfurcht, und folglich nicht Ursache, ein gegründetes Vertrauen zu hegen. Er muß aber auch noch überdieses die Pflichten der Liebe beobachten, und das versteht der h. Augustinus sogar besonders unter diesen guten Werken. Wir alle sollen unsern Nächsten lieben, wir alle sollen die Kirche lieben; und diese Liebe soll keine unfruchtbare und müßige Liebe seyn. Denn es giebt keine Liebe, die unfruchtbar wäre. Sie soll Früchte guter Werke hervorbringen. Sie soll dem Nächsten entweder mit leiblichen Almosen helfen und beystehen, oder ihm Dienste einer geistlichen Liebe erzeigen. Und wenn man weiter nichts thun kann; so muß man ihn wenigstens durch seine guten Werke, z. B. seine Geduld, seine Sanftmuth, und seine übrigen Tugenden, erbauen. Es ist also

von

von Liebeswerken niemand frey. Denn wenn wir dieienigen, die den Reichen zukommen, nicht verrichten können; so können wir doch dieienigen, die man den Armen nicht nehmen kann, nicht unterlassen, und wir sollen diese desto sorgfältiger zu verrichten suchen, weil uns Gott die Mittel, die andern auszuüben, benommen hat.

XV.

Unter diesen Liebeswerken muß man besonders die zu verrichten suchen, die bey uns die Stelle der Talente vertreten, das heißt dieienigen, zu welchen uns Gott eine besondere Geschicklichkeit gegeben, und dadurch angezeigt hat, daß er sie von uns verlangt. Diese Talente machen Schulden und Verbindlichkeiten gegen Gott, der von uns fordert, daß wir sie dazu anwenden sollen, wozu er sie bestimmt hat. Wer sie nicht nützt, vergräbt sein Pfund, und wird verdammt werden, wie iener faule Knecht, welcher, anstatt Nutzen damit zu schaffen, sich eingebildet hatte, es wäre gnug für ihn, wenn er es nicht verderben ließe, und so, wie er es empfangen hätte, wiedergäbe, ohne den geringsten Gebrauch davon gemacht zu haben. Matth. 25, 18.

XVI.

Aber die andere Bedingung, die der h. Augustinus hinzusetzt, nämlich durch sein Fasten, sein Almosen und sein Gebeth die gewöhnlichen Fehler, welche

che man in diesem Leben nicht ganz vermeiden kann, wieder gut zu machen, ist noch geschickter, diejenigen, welche ihrer Seligkeit wegen ein gegründetes Vertrauen haben können, von denen zu unterscheiden, bey welchen es der Vermessenheit wegen verdächtig ist. Man mag es in der Tugend so weit gebracht haben, als man nur immer will, so kann sie doch nicht ganz von Fehlern frey seyn. Wenn diese Fehler das Vertrauen zu Grunde richteten; so würde niemand eins haben können. Und wenn man, dieser Fehler ungeachtet, ein gleiches Vertrauen haben sollte; so würden die Christen, die auf ihre Handlungen aufmerksam sind, vor den andern keinen Vorzug haben.

Was sie also von einander unterscheidet, und macht, daß das Vertrauen der einen gegründet, und der andern ihres der Vermessenheit wegen verdächtig ist, besteht darinnen, daß die einen die erläßlichen Fehler, die sie begehen, durch die Buße wieder gut machen, und die andern deren viele zusammenhäufen, welche sie nicht wieder gut machen.

Diese Fehler tödten zwar die Seele an und für sich selbst nicht, weil man voraussetzt, daß sie erläßliche Fehler sind; aber sie verunstalten sie doch. Sie beflecken ihren Glanz, sie schwächen sie, indem sie die innere Liebe vermindern, worinnen ihre Schönheit und Stärke besteht. Und indem sie die Stärke der Seele vermindern, bereiten sie sie zu gefährlichern Fehlern vor; sie machen, daß das Gebeth matter und

nicht

nicht so kräftig ist, die Communion nicht so viel Nutzen bringen, und oftmals ganz unnütze sind, und die Seele, an statt sie zu stärken, krank machen. Endlich muß man die Fehler selbst nicht mit der Nachläßigkeit, sie wieder gut zu machen, vermengen. Denn wenn gleich die Fehler erläßlich sind; so ist es doch die Nachläßigkeit, Buße dafür zu thun, nicht allzeit. Die Buße ist ein Gebot, dessen Erfüllung eine nothwendige Vorbereitung ist, wenn man an dem Reiche Gottes Theil haben will. Es ist gebothen, sein Kreuz auf sich zu nehmen, sich durch ein strenges Leben wehe zu thun, und den Tod des Herrn zu verkündigen, indem man der Sünde unaufhörlich abstirbt; weil dieses, wie der h. Basilius sagt, eine nothwendige Vorbereitung ist, wenn man das heilige Abendmahl würdig genießen will. Es ist also in einem gewißen Verstande nothwendig zu fasten, wie solches der h. Augustinus hier empfiehlt, das heißt, seinem Fleische wehe zu thun, und sich alles Vergnügens zu berauben. Es ist nothwendig, dem Nächsten leibliches und geistliches Almosen zu geben. Es ist endlich nothwendig, mit reuigem und zerknirschten Herzen zu bethen, um von Gott die Vergebung seiner Sünden zu erlangen.

XVII.

Dieses reuige Gebeth ist nicht nur an sich selbst nöthig; sondern es ist auch noch überdieses nöthig, wie solches der h. Augustinus sorgfältig angemerket

hat, daß es mit der Bedingung verbunden ist, an welche Christus die Vergebung unserer Sünden eigentlich gebunden hat, und darinnen besteht, daß wir andern die Beleidigungen, die sie uns können zugefüget haben, vergeben. Es muß also dieses Gebeth ein reines, das ist aufrichtiges Gebeth seyn, und das Herz muß mit den Worten übereinstimmen, indem man innerlich wider den Nächsten kein Gift hegt, welches auch so gar zu der Zeit, da wir äusserlich bezeugen, daß wir ihm vergeben, in Gottes Augen bleibt und fortdauert. Denn das Herz vergibt, und nicht die Zunge. Hierinnen besteht seine Reinigkeit. Der Haß und die Erbitterung beflecken es. Es ist also die Liebe und Sanftmuth gegen den Nächsten, die es reinigt, und welcher Gott die Vergebung unserer Süuden nicht versagen kann, wenn er sie in unserem Herzen zu der Zeit wahrnimmt, da wir unsern Brüdern aufrichtig und wahrhaftig vergeben.

Zweyte Abhandlung.

Von den gegenseitigen Pflichten der Untern und Obern.

I.

Wenn wir dasjenige, was wir den Menschen schuldig sind, leisten und abtragen wollen; so müssen wir ihnen geben, was wir ihnen nicht nur nach

der

der Gerechtigkeit, sondern auch nach der Liebe schuldig sind; denn die Liebe ist eine Pflicht und eine Art der Gerechtigkeit.

Diese Pflichten sind verschieden. Es giebt welche, die unveränderlich sind, weil sie von einer Ursache herkommen, die allzeit bleibt; und wiederum andere, welche sich auf mancherley Art ändern und verändern, weil sie von besondern Umständen der Menschen, welche veränderlich sind, herkommen.

II.

Die Liebe und Zuneigung ist eine unveränderliche Pflicht; wir sind sie unsern Feinden, und also noch vielmehr unsern Freunden schuldig. Eine andere unumgänglich nothwendige ist auch noch die Pflicht der Ehrerbiethung gegen alle dieienigen, die man als solche ansehen und betrachten muß, die nach der göttlichen Ordnung über uns sind, weil diese Ordnung etwas beständiges ist, das von den persönlichen Eigenschaften nicht abhängt.

Man muß aber wohl untersuchen, worinnen diese Ehrerbiethung besteht; weil unter der Begierde der Untern, die sie zu vermindern sucht, und der Begierde der Obern, die sie gern vermehren will, ein gegenseitiger Streit ist. Der Mensch will von Natur niemanden unterworfen seyn, und über alle herrschen. Wegen der ersten Neigung will er den Obern alles versagen; und wegen der andern, von den Untern alles fodern.

Die eine Neigung ist so lasterhaft, als die andere, und beyde kommen von derselben Wurzel des Stolzes her, welcher auf der einen Seite zur Unabhängigkeit, und auf der andern zur Tyraney antreibt. Es ist nicht wahr, daß wir unsern Obern in allem unterworfen sind; es ist aber auch nicht wahr, daß wir ihnen in gar nichts unterworfen sind. Es giebt hier eine Mittelstraße, und diese suchen wir.

III.

Die Menschen haben ein natürliches Verlangen, daß man ihnen glauben, sie hochschätzen, und wegen keines Fehlers im Verdachte haben, oder anklagen soll. Es werden also diejenigen, die einen gewissen Rang oder Vorzug haben, wünschen, daß man ihnen diese Art von Ehrerbiethung erzeige, und sie achten alles übrige für nichts, wenn es nicht von einer innerlichen und äusserlichen Hochachtung begleitet wird; damit die eine verhindern möge, daß man sie auch nicht einmal in den Gedanken verdamme; und die andere, daß man ihnen nicht sage, was man an ihrem Verhalten und an ihrer Denkungsart auszusetzen habe.

Man muß untersuchen, ob diese Anforderung ganz, oder zum Theil vernünftig ist, und das wird man, wie es scheint, aus folgenden Grundsätzen schließen und beurtheilen können.

IV.

IV.

Es ist gewiß, daß man bey den Urtheilen, die man über diejenigen, welche über uns sind, fällt, verschiedene Fehler begehen kann, wenn man diese Urtheile auch nur als bloß innerliche betrachtet.

Diese Urtheile können falsch und ungerecht seyn, wenn man wider die Wahrheit von ihnen urtheilt, und sie unrechtmäßiger Weise und gar zu sehr verdammt. Und solche Urtheile, die in Ansehung eines jeden, er sey wer er wolle, zu tadeln seyn würden, sind es noch weit mehr, wenn sie Personen betreffen, welchen man Ehre und Hochachtung schuldig ist; weil uns diese Pflicht weit aufmerksamer machen soll, sie nicht unbilliger Weise zu verdammen.

V.

Wenn es auch gleich nicht deutlich in die Augen fällt, daß sie falsch sind; so sind sie doch böse, wenn sie verwegen sind, und auf schwachen Gründen und ungewissen Zeichen beruhen. Und darum empfehlen uns die Heiligen, welche uns empfehlen, von niemanden nach ungewissen Zeichen zu urtheilen, es uns noch weit mehr in Ansehung der Obern und aller derjenigen, die man nach der göttlichen Ordnung ehren soll. Es ist billig, ihre Handlungen und Worte gut auszulegen, wenn man es, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, thun kann, und es vorhero, ehe man sie verdammt, noch mehr zu überlegen.

VI.

Die Urtheile, die man von ihnen fällt, sind nicht allemal fehlerfrey, auch wenn sie sehr wahr und richtig sind, und es können noch viel Fehler daran wahrgenommen werden. Der erste ist, wenn wir uns unterfangen von Sachen zu urtheilen, die uns nichts angehen, und welche wir zu betrachten gar wohl entübrigt seyn können, weil sie weder so sichtbar, noch so deutlich sind, daß sie einer Untersuchung nöthig hätten. Denn wenn in dergleichen Fällen unser Beruf, unser Amt, und der Stand, in welchen uns Gott gesetzt hat, nicht von uns verlangen, daß wir diese Stücke des Verhaltens oder der Meynungen der Obern, und derer, die über uns sind, untersuchen; so ist es ohne Zweifel ein Fehler, wenn wir es thun, weil es eine Unordnung ist, sich mit Sachen zu beschäftigen, die uns zwar schaden, aber nichts nützen können.

Wenn also gleich ein Mönch von seinem Obern recht sehr gut urtheilte; so würde er doch getadelt werden, wenn er sich ohne Noth und ohne Nutzen unterfangen hätte, seine Handlungen zu beurtheilen. Denn er hat sich dadurch vorsetzlicher Weise einer Versuchung ausgesetzt, weil es gewiß ist, daß die nachtheiligen Urtheile, die man von einem Obern fällt, ob sie gleich wahr sind, den Eindruck vermindern, den seine Worte in die Untern machen sollen, indem die Worte nöthig haben, so gar von einer

menschlichen Hochachtung unterstützt zu werden, welche dient, die Widersetzlichkeit zu ersticken, die sich die Begierde wider die rechtmäßigen Befehle macht.

Ein ieder soll sich als einen schwachen und solchen Menschen ansehen, welcher nöthig hat, auf dem Wege der Demuth und des Gehorsams auf verschiedene Art unterstützt zu werden. Man handelt also nicht klug, wenn man sich in seinen Gedanken mit gefährlichen Sachen beschäftigt, welche machen können, daß wir stolz und von den Obern heimlich verachtet werden.

VII.

Der andere Fehler ist eine gar zu große Anhänglichkeit an seinen Urtheilen, ob sie gleich wahr und richtig sind. Denn es ist gewiß, daß, gleichwie man nicht ohne Einsicht urtheilen soll, man also auch nur nach dem Maaße seiner Einsicht bey seinem Urtheile verbleiben soll. Wenn man also eine Wahrheit nur dunkel einsieht, und aus der Erfahrung weis, daß man sich leicht irret und betriegt; so ist es wider die Vernunft, bey seinem Urtheile mit eben der Gewißheit zu verbleiben, als wenn man die Sache deutlich einsähe. Und man muß diese Behutsamkeit nicht nur beobachten, wenn man mit andern redet, sondern auch, wenn man mit sich selbst redet. Denn die Erkenntniß unserer Unwissenheit und Schwachheit soll uns in unsern Urtheilen bescheiden und zurückhaltend machen, und hindern, daß wir mit uns selbst

nicht mit der Zuverläßigkeit und Gewißheit derer reden, welche mit mehrerem Rechte glauben können, daß sie sich nicht betriegen.

VIII.

Es hat keinen sonderlichen Nutzen, wenn man untersucht, ob die Fehler, die sich in die Urtheile, welche man von den Obern fällt, einschleichen können, der Ehrerbiethung, die man ihnen schuldig ist, oder einer andern Tugend zuwider sind; es ist gnug, daß sie böse und Gott mißfällig sind, um es bey uns dahin zu bringen, daß wir sie vermeiden. Es ist indessen gewiß, daß, gleichwie sie den Mangel der Ehrerbiethung an sich haben, sie auch eben so wohl davon frey, und aus andern Quellen herkommen können.

Denn die Ehrerbiethung besteht innerlich in der Erkenntniß der göttlichen Ordnung, die gewisse Personen über andere setzt, und in den Bewegungen des Willens, der diese Ordnung billigt, und sich ihr willig unterwirft, weil er gern an dem ihm angewiesenen Orte bleiben will; und äußerlich besteht sie in den äußerlichen Zeichen, welche zu erkennen geben, daß man diese Ordnung erkennt und billigt.

Man handelt also innerlich wider die Ehrerbiethung, wenn man diese von Gott gemachte Abhängigkeit und Unterwürfigkeit nicht erkennt und nicht liebt; und äußerlich tritt man ihr durch die äußerlichen

chen Zeichen der Erhebung des und des Stolzes zu nahe, welche machen, daß wir die uns angewiesene Stelle verlassen, und diejenigen, welche Gott über uns gesetzt hat, unter uns herunterseßen.

Alle Merkmaale der Erbitterung, der Verachtung und des Zorns sind der Ehrerbiethung auch zuwider, weil dieses Leidenschaften sind, welche die Ordnung antasten, und sie zu zernichten suchen, indem sie diejenigen, wider welche sie sind erregt worden, herunterseßen.

Es ist aber nicht nöthig, daß sich diese Fehler an allen Urtheilen, die man von den Obern fällt, finden. Man kann sich bisweilen irren, wenn man bloß aus Mangel der Einsicht von ihnen urtheilt. Man kann sie wegen eines Fehlers, auch so gar verwegener Weise, aus blosser Leichtsinnigkeit im Verdachte haben, welche nicht gnugsam überlegt, worauf sich diese Urtheile gründen. Man kann sich vergeblich bemühen, ihre Handlungen aus bloßer Neugierigkeit oder Unachtsamkeit zu betrachten. Endlich kann man aus Schwachheit des Verstandes gar zu sehr bey seinen Urtheilen beharren, indem man dasienige für wahr und gewiß hält, was es doch nicht ist, ohne sich deswegen selbst hochzuschäßen, oder über seinen Stand zu erheben. Es giebt sehr demüthige Leute, die sich gar sehr einbilden, sie sähen Sachen, die doch sehr falsch sind, deutlich ein.

Es würden also die Beschuldigungen des Stolzes und des Mangels der Ehrerbiethung gegen die Obern,

welche sich nur auf dergleichen Urtheile, die man von ihnen gefällt hätte, gründeten, nicht gar zu billig seyn; und vornehmlich, wenn das Urtheil an sich wahr und gewiß ist, ist es schwer, schlecht hin zu sagen, es thäte iemand unrecht, wenn er sich mit einem wahren Urtheile beschäftigte, oder gar zu sehr darauf bestünde.

IX.

Wenn man aber von den Urtheilen, die man von den Obern fällt, alle die Fehler, die wir angezeigt haben, absondert; das heißt:

Wenn man den Irrthum und die Ungerechtigkeit vermeidet; wenn man die Vermessenheit vermeidet; wenn man das unbesonnene Unterfangen vermeidet; wenn man nicht gar zu sehr an seinem Urtheile hängt; wenn man die übrigen Fehler, die sich in dasselbe einschleichen können, vermeidet, als die Erbitterung, die Leidenschaft, der Stolz, die Verachtung, die Unbesonnenheit, ꝛc. ꝛc. und wenn man entweder mit Nutzen, oder aus Noth, ein richtiges und billiges Urtheil entweder über ihre Worte, oder über ihre Handlungen, oder über ihre Schriften fällt; so sieht man deutlich, daß ein solches Urtheil, das mit der Wahrheit übereinstimmt, und durch keine böse Leidenschaft ist verderbt worden, gar nicht wider die Ehrerbiethung ist.

Denn die göttliche Ordnung, welche gewisse Personen über andere setzt, macht nicht, daß sie nicht sün-

sündigen können, oder unfehlbar sind, und hindert auch die Untern nicht, ihre Fehler und Irrthümer einzusehen. Da also kein Grund vorhanden ist, der sie abhalten könnte, sie für Fehler und Irrthümer zu halten; so ist es gewiß, daß sie keinen Fehler begehen, wenn sie sich nach demjenigen richten, was ihnen die Vernunft und die augenscheinliche Gewißheit davon bekannt machen.

X.

Die Ehrerbiethung und die Wahrheit sind einander nicht zuwider, weil die Wahrheit selbst die Ehrerbiethung vorschreibt. Er ist also ein wahres Urtheil an und für sich selbst der Ehrerbiethung nicht zuwider. Wenn ihr nun ein Urtheil als wahr nicht zuwider ist; so ist es ihr auch nicht zuwider, so lange es in dem Bezirke der Wahrheit bleibt. Das heißt z. B. es ist nicht wider die Ehrerbiethung, eine Schrift oder eine Handlung eines Obern zu mißbilligen, wenn diese Schrift oder diese Handlung gemißbilligt zu werden verdient. Es ist nicht wider die Ehrerbiethung, sie gar sehr zu mißbilligen, wenn sie sehr gemißbilligt zu werden verdient. Wenn eine Schrift wirklich und in der That nichts taugt, wenn sie voll Fehler ist, wenn sie der gesunden Vernunft zuwider ist; so ist es nicht wider die Ehrerbiethung, alle diese Gedanken davon zu hegen.

XI.

Es ist leicht, hiernach die Ehrerbiethung einzurichten,

richten, die wir denen, welche über uns sind, in Ansehung unserer innerlichen Urtheile schuldig sind. Wir sind ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig, die falschen und verwegenen Urtheile zu vermeiden. Wir sollen uns nicht unterfangen, von ihren Handlungen vergeblich zu urtheilen. Wenn aber eine Ursache vorhanden ist, von etwas, das sie gethan haben, zu urtheilen; so haben sie keine Ursache sich über unsere Urtheile zu beklagen, wenn sie die Wahrheit und unsere Einsicht nicht überschreiten.

XII.

Diese Grundsätze sind hinlänglich, die innerlichen Bewegungen und die Urtheile unsers Verstandes, so lange sie in uns bleiben, wohl einzurichten. Wenn man sie aber denen, welche sie angehen, bekannt machen soll; so ist es wahr, daß sich in der Art und Weise, wie man sie vorträgt, ein Mangel der Ehrerbiethung befinden kann.

Und es befindet sich gewiß einer dabey, wenn man diese Urtheile andern, als dem Obern, ohne eine augenscheinliche Nothwendigkeit mittheilt. Denn sie mögen so wahr seyn, als sie immer wollen, so sind sie doch gefährlich, weil sie das Zutrauen vermindern, welches man zu den Obern haben soll, und Schwachen Anlaß geben, sich die Freyheit zu nehmen, von ihren Handlungen zu urtheilen, welches in den Gesellschaften große Unordnung verursacht.

Es ist noch einer damit verbunden, wenn man sich, indem man mit diesem Obern redet, solcher Ausdrücke bedient, welche zu erkennen geben, daß man im Herzen nicht zu der Erniedrigung geneigt ist, welche man nicht den persönlichen Eigenschaften, sondern der göttlichen Ordnung schuldig ist; oder welche eine Unzufriedenheit, und eine Aufwallung des Zorns zu erkennen geben. Denn die äusserlichen Zeichen dieser Bewegungen sind böse und der Ehrerbiehung zuwider.

XIII.

Wenn aber die Ausdrücke keine Zeichen der Bewegungen des Willens, oder eines Urtheils, das dieser Erkennung der göttlichen Ordnung zuwider ist, sondern nur Gedanken des Verstandes in Ansehung gewisser Sachen und Fragen in sich halten; so können sie zwar der Liebe und Klugheit, aber nicht eigentlich der Ehrerbiethung zuwider seyn.

Denn es ist gewiß, daß, wenn man mit Leuten ohne Begierde zu thun hätte, man ihnen alle seine Gedanken und Urtheile bekannt machen würde, ohne iemals zu befürchten, sie zu beleidigen; und man würde keinen Unterschied machen unter einen Gedanken von ihnen zu haben, und ihnen denselben durch alle die Ausdrücke bekannt zu machen, welche am geschicktesten seyn würden, ihn zu erkennen zu geben.

Wenn hierinnen ein Mangel der Ehrerbiethung ist;

ist; so ist er nicht in den Worten, auch nicht in der Bekanntmachung seiner Gedanken; sondern in dem Gedanken selbst. Und wenn keiner in dem Gedanken ist; so ist auch keiner in den Worten, so nachdrücklich sie auch immer seyn mögen.

XIV.

Wenn man aber gleich nicht verbunden ist, die Ausdrücke durch die Ehrerbiethung zu schwächen, welche man gegen diejenigen hegt, die nach der göttlichen Ordnung über uns erhaben sind; so ist man doch bisweilen verbunden sie zu mäßigen, weil sie Menschen sind, weil sie schwach sind, weil sie nicht von der Begierde frey sind, weil sie in ihren Urtheilen nicht billig sind, und sich also ohne Ursache daran stossen können. Und ie mehr man diese Schwachheit einsieht, desto mehr soll man sich mäßigen, und desto vorsichtiger soll man seyn.

XV.

Die Nothwendigkeit dieser Pflicht fällt deutlich in die Augen, weil wir unsern Nächsten nicht ärgern sollen, und auch die Obern unter dem Namen des Nächsten mit begriffen sind. Man sieht aber auch deutlich, daß diese Pflicht der Mäßigung und Behutsamkeit in unsern Worten nicht von einem Gefühle der Hochachtung gegen diesen Obern, sondern vielmehr von der Kenntniß seiner Schwachheit herkömmt; und daß wir uns vielmehr, ie höher wir seine Tu-

gend

gend schätzen, auch noch weit mehr mit Recht die Freyheit nehmen können, ihm unsere Meynungen ohne Rückhalt, und in ihrem ganzen Nachdrucke zu sagen.

XVI.

Wenn z. B. von einer Schrift die Rede ist, die von einem Manne verfertigt worden, dem wir Ehrerbiethung schuldig sind, in dessen Tugend wir aber kein Mißtrauen zu setzen Ursache haben; wenn wir wissen, daß er in Ansehung seiner Schriften sehr empfindlich und geneigt ist, sich einzubilden, die Urtheile, die man von seinen Schriften fällt, kämen von einer vorgefaßten Meynung, von Eigendünkel oder Stolze her; so ist man verbunden, ihm keine Gelegenheit zu geben, solche vermessene Urtheile zu fällen, und vielmehr einen Theil von dem, was man von seiner Schrift urtheilt, vor ihm zu verhölen. Es geschieht aber dieses aus Nachsicht und Liebe, und nicht aus Hochachtung. Es heißt, mit ihm als mit einem Kranken, und nicht als mit einem Starken, umgehen. Denn wenn man hingegen sieht, daß ein Mensch an dem, was er thut, nicht hängt; daß er nur die Wahrheit sucht; daß er bereit ist, sie anzunehmen, sie mag kommen, von wem sie will; daß es ihm nicht zuwider ist, wenn man ihm seine Meynung sagt, und ihm die Eindrücke bekannt macht, welche seine Schriften in andere machen; so kann man sie ihm mit einer vollkommenen Offenherzigkeit und mit allem Nachdrucke sagen.

XVII.

XVII.

Es ist also gar leicht einzusehen, wie man mit denen, die man in Ehren hält, umgehen soll. Man muß sich bemühen, die billigsten und vernünftigsten Meynungen von ihnen hegen, die man nur hegen kann. Nachdem man aber seine Meynungen so viel, als möglich, nach der Wahrheit eingerichtet hat; so muß man sie ihnen so umständlich und ausführlich, als sie es ertragen können, sagen, indem man seine Worte auf der einen Seite nach der Wahrheit, und auf der andern nach ihrer Stärke oder Schwachheit einrichtet. Das ist die Pflicht der Untern.

XVIII.

Was aber die Obern anbetrift, so kan man sagen, sie könnten den Untern nicht Freyheit gnug geben, ihnen ihre Meynungen zu sagen, und sie hätten niemal eine gegründete Ursache, es übel zu nehmen, daß man sie ihnen sagt, wenn man es nur ohne Bosheit, ohne Zorn, und ohne Unbesonnenheit thut. Denn obgleich derienige nicht klug und wider die Liebe handelt, welcher sich nicht gnugsam nach einem andern, das heißt nach seiner Schwachheit zu richten weis; so entschuldigt doch diese Schwachheit denienigen nicht, der dadurch beleidigt wird, weil es eine Schwachheit des Stolzes ist.

XIX.

Es ist so nöthig, diese Freyheit unsern Freunden,

und

und überhaupt allen und ieden zu geben, daß man sagen kann, der Mangel dieser Offenherzigkeit sey die Ursache von den mehresten Unordnungen in der Welt, von den Fürsten an, bis auf die Geringsten im Volke: Denn warum sind so viel Unordnungen in der Welt? Weil keiner dem andern die Wahrheit sagt, und weil man weis, daß sie niemand gern hört.

XX.

Man braucht kein Fürst zu seyn, um zu verhindern, daß man sie uns nicht sagt; ein ieder macht sich in diesem Stücke zu einen Fürsten. Ist man es nicht von Geburt; so wird man es, weil man es werden will. Man giebt zu erkennen, daß man es nicht gern sieht, wenn man uns sagt, was man von uns denkt. Und wenn sich iemand die Freyheit nimmt, es uns zu sagen; so hält man sich an die Art und Weise, wenn man sich nicht an die Sache selbst halten kann; und das ist hinlänglich, um zu verhindern, daß man es uns niemals sagt. Denn es ist eine verdrießliche Sache, andern zu sagen, was ihnen nicht gefällt, weil man gern gefallen will. Wenn man also wegen seiner Gemüthsart noch neue Schwierigkeiten damit verknüpft, und von denen, welche uns diesen Dienst gern leisten wollten, so viel ausstudirte Vorsichtigkeiten verlangt; so unterläßt man es lieber; und so bleiben wir unser ganzes Leben lang in dem Irrthume, den wir lieben.

XXI.

Daher kömmt es, daß man in der Welt weiter nichts thut, als daß man einander hintergeht und schmeichelt, weil ein ieder weis, daß die Wahrheit verhaßt ist, und nur die Höflichkeit gefällt. Man lebt in einer Art von Verblendung, ohne sich selbst und andere zu kennen, und begeht eine Menge Fehler, weil man seine Handlungen und seine Worte nicht nach anderer ihren Gesinnungen, die man nicht weis, und nicht wissen will, einrichten kann.

XXII.

Niemandem ist diese Unwissenheit der wahren Gesinnungen anderer, welche von dem Mangel der Freyheit herkömmt, nachtheiliger, als denen, die einen gewissen Rang haben, und die Stelle eines Obern vertreten. So bald es sich eine solche Person nur einigermaaßen merken läßt, daß sie es übel nimmt, wenn man ihr die Urtheile, die man von ihr fällt, bekannt macht, so wird man in Ansehung ihrer zurückhaltend, und nimmt eine Art von Verstellung an sich, die man mit dem Namen der Klugheit beschönigt.

XXIII.

Dieses irrige Verhalten zieht gemeiniglich betrübte Folgen nach sich. Denn daher kömmt es, daß die Obern, weil sie nicht eigentlich wissen, was diejenigen, über welche sie gesetzt sind, denken, ihre

Hand-

Handlungen nicht darnach einrichten können, und beständig durch eine Menge kleiner Aergerniſſe gegen ſie verſtoſſen; und daß die Untern bey ihren Meynungen verbleiben, und oftmals in Abweſenheit derer ſehr frey reden, die ſie in ihrer Gegenwart ehrerbiethig betriegen.

XXIV.

Die Regel der Handlungen, welche Gott nur allein angehen, muß von der Wahrheit allein hergenommen werden; aber die Regel der Handlungen, die den Nächſten angehen, hängt von der Kenntniß ihrer innerlichen Urtheile ab. Wie kann man ſie nun aber kennen lernen, wenn man ihnen Anlaß giebt zu glauben, man befinde es nicht für gut, daß ſie dieſelben bekannt machten, oder wenn man ſie nöthiget, ſie zu verbergen, ſo daß die Mühe, die man ſich geben muß, dieſe Mäßigungen zu finden, ihnen einen beſtändigen Zwang auferlegt; auſſer daß man wegen aller dieſer Mäßigungen die wahren Geſinnungen einer Perſon nicht erfährt, und in Anſehung derſelben keine rechten Maaßregeln ergreifen kann.

XXV.

Wenn man einem Schriftſteller ſagt, es befände ſich eine gewiſſe Schwierigkeit in ſeinem Worte; ſo wird er wenig davon gerührt, weil die beſten Sachen mit Schwierigkeiten verknüpft ſeyn können. Wenn man ihm aber ſagte, kluge Leute ſtießen ſich

ganz ausserordentlich daran, sie hielten es für lächerlich, sie fänden falsche Schlüße darinnen; so würde dieses die Aufmerksamkeit rege machen, man würde es genau untersuchen, und wenn man die Sachen nicht änderte, so würde man sie doch mehr nach dem Verstande derer, die sie lesen, einrichten.

XXVI.

Es sollen also die Liebe und die Stärke eines rechtschaffenen Mannes darinnen bestehen, daß er alles anhört, und niemals zu erkennen giebt, daß ihn etwas verdrießt; daß er denen, die mit ihm reden, eine völlige Freyheit verstattet, und ein vollkommenes Zutrauen einflößt, daß er in Ansehung der Art und Weise, wie man es thut, nicht eckel ist, und die Ehrerbiethung, die man ihm schuldig ist, nicht darinnen bestehen läßt, daß man seine Meynungen durch gesuchte Mäßigungen vor ihm verhölt und verbirgt, sondern ihm aufrichtig sagt, was man denkt, wie man es denkt, iedoch ohne Bitterkeit und Leidenschaft. Wenn diese Meynungen richtig sind; so soll er sie billigen. Sind sie aber nicht richtig; so soll er ihre Unrichtigkeit zeigen, und es doch billigen, daß man sie ihm bekannt macht, und solche Personen zu belehren suchen, ihre Meynungen wohl einzurichten, sie aber nicht zu verbergen.

XXVII.

Wird man denn aber damit sagen wollen, daß die

Untern

Untern diejenigen, welchen sie nach der göttlichen Ordnung Ehrerbiethung schuldig sind, auf eine nachdrückliche und gebietherische Art tadeln sollen? Keineswegs. Man soll ihnen sagen, sie in allen zweifelhaften Sachen weder innerlich noch äusserlich zu tadeln. Man soll ihnen auch sagen, sie sollten ihre Urtheile bisweilen aus Klugheit zurückhalten, um sie auch so gar in Ansehung derjenigen Sachen, die sie für klar und deutlich halten, noch mehr zu untersuchen.

Wenn sie aber ein Urtheil gefällt, und einen Eindruck im Verstande haben; so kann sich der Obere niemals mit Recht darüber beklagen, daß man es ihm bekannt macht, wenn man nur keine Erbitterungen darunter mengt, und die Ausdrücke, sie mögen so stark seyn, als sie nur immer wollen, nur das innere Urtheil, welches man davon fällt, zu erkennen geben.

Man muß einen solchen Untern zu überzeugen suchen, daß er unrecht hat, wenn er so urtheilt; daß er verwegen handelt, und betrogen ist; man muß ihn aber deswegen loben, daß er seine Meynung ohne Verstellung und Zurückhaltung frey heraus sagt.

XXVIII.

Diese Grundsätze scheinen hinlänglich zu seyn, seine Urtheile und Reden in Ansehung derer, die nach der göttlichen Ordnung über uns sind, wohl einzurichten.

Man muß aber auch noch über dieses bedenken, worinnen diese Ordnung besteht, weil man sie auch noch mißbrauchen kann, wenn man sie weiter ausdehnt, als man es thun soll. Denn es giebt eine Ordnung der Würde und eine Ordnung der Einsicht, die man nicht mit einander vermengen muß.

XXIX.

Die Ordnung der Würde ist bestimmt, unveränderlich und gewiß; man kann also die Pflichten, zu welchen sie verbindet, auf keine Weise unterlassen. Ich soll einen Priester ehren, weil er ein Priester ist, derjenige, der diesen Charakter an sich hat, mag sonst beschaffen seyn, wie er will, so lange ihn die Kirche dafür erkennt. Aber diese Ehre verpflichtet nicht an und für sich selbst zu einer Hochachtung gegen den Verstand und die Einsicht desjenigen, welchem man sie erweist; weil es gewiß ist, daß man nicht verbunden ist, den Verstand und die Einsicht aller Priester in der Welt hochzuschätzen. Da diese Ordnung gewiß ist; so ist es bisweilen erlaubt, die damit verbundenen Pflichten zu verlangen; das heißt z. B. ein Priester kann sich ohne Stolz beklagen, daß man nicht leistet, was man seinem Charakter schuldig ist.

XXX.

Aber in Ansehung der Ordnung der Einsicht verhält es sich nicht allemal so. Denn obgleich diejenigen,

gen, welche weniger Einsicht haben, gegen die, so deren mehrere besitzen, Hochachtung und Ehrerbiethung hegen sollen; so können doch die, welche einsehender sind, nicht allzeit mit Recht verlangen, daß man sie für einsehender halten soll, noch sich beklagen, daß man nicht leistet, was man ihrer Einsicht schuldig ist. Der Einsichtsvolleste verdient, daß man Hochachtung gegen ihn hegt; es ist aber kein Zeichen der Demuth, sich für einsichtsvoller, als andere, zu halten, und noch weniger zu verlangen, das man es glaube.

XXXI.

Wenn man aber doch unter den Leuten in Ansehung ihrer Einsicht eine gewisse Ordnung beobachten will; so kann man die wahre Einsicht von der vermeynten unterscheiden. Denn es giebt welche, die wirklich mehr Einsicht, als andere, haben; gleichwie auch welche gefunden werden, die sich einbilden mehrere zu haben, es mag nun wahr seyn, oder nicht. Und diese Einbildung rührt von dem Alter und dem Studiren her.

XXXII.

Niemand kann von andern wegen seiner wirklichen Einsicht einige Ehrerbiethung verlangen, weil er andere nicht zwingen kann, sie einzusehen; ob es gleich wahr ist, daß diejenigen, die sie nicht einsehen, unrecht thun, wenn sie gnugsame Beweise davon haben.

XXXIII.

Was aber die vermeynte Einsicht anbetrifft, so giebt es eine Ehrerbiethung, die gewissermaaßen kann gefordert werden. Denn es ist gewiß, daß ein iunger Mensch einen Alten ehren soll. Ein Mensch, der wenig studirt hat, soll einen andern, der mehr Zeit auf das studiren gewendet hat, ehren. Eine Person, die in einem geringen Ansehen steht, soll dieienigen, die in der Welt hochgeschätzt werden, in Ehren halten. Die gemeine Meynung macht ein gewisses Recht, nach welchem sich kluge Leute richten sollen.

Man ist aber niemals berechtigt, die Ehrerbiethung so weit zu treiben, daß wir unwillig werden, wenn man unsere Meynungen nicht billigt, weil sich sonst die iungen Leute nach den Meynungen aller Alten richten müßten, welche einander oftmals eben so zuwider sind, als anderer ihre.

Dritte Abhandlung.

Wie schädlich es ist, iemanden von der Gehorsamsleistung abzuhalten.

I.

Hindere, spricht der Weise, denienigen nicht gutes zu thun, der es thun kann. Thue es

selbst

selbst, wenn du kannst. Noli prohibere benefacere eum, qui potest: Si vales, & ipse benefac. Sprichw. 4, 27. Man sieht ganz deutlich, daß der Liebe nichts mehr zuwider ist, als was in diesem Gebote verbothen ist. Denn da uns die Liebe verbindet, dem Nächsten gutes zu wünschen, was für eine Ursache kann man wohl haben, ihn abzuhalten, das gute zu thun, da er in diesem Leben keinen größern Schatz, als den Schatz seiner guten Werke, erlangen kann? Wenn du das Herz nicht hast sie zu thun; so laß sie doch wenigstens diejenigen thun, die sie thun wollen. Das Vermögen und der Wille, den sie da, zu haben, sind Gaben Gottes. Sie hindern, sie zu gebrauchen, heißt also, sich Gott ausdrücklich widersetzen.

II.

Nun ist es nicht weniger gewiß, daß man thut, was in diesem Grundsatze verbothen ist, wenn man iemanden abhält ein gutes Werk zu thun; wenn man ihn zu bereden sucht ein vollkommenes Leben zu verlassen, um ein weniger vollkommenes zu erwählen; und wenn man endlich in ihm eine Abneigung gegen einen evangelischen Rath, als gegen die Armuth, den Gehorsam und die Jungfrauschaft, zu erregen sucht, ob er ihn gleich zu befolgen gewohnt war. Da er ihn befolgte, so zeigte dieses an, daß er es nicht nur thun konnte, sondern auch thun wollte. Es heißt also sich Gott widersetzen, wenn man ihn davon abhält. Da es nun den Rath des Gehorsams

befolgen heißt, wenn man ihn in einem Kloster angelobt; so heißt es ihn auch, obgleich in einem geringern Grade, befolgen, wenn man sich in einer wohleingerichteten Gesellschaft dem Willen des Obern eben so genau unterwirft, als man es in dem Kloster thut. Es ist dieses allemal sicherer und vollkommener, als wenn man seinem eigenen Willen und seiner eigenen Einsicht folgt; und folglich heißt es sich einem guten Werke widersetzen, und den Nächsten hindern, das Gute zu thun, wenn man ihn von dieser Beobachtung abwendig macht. Bey diesem Verhalten entsagt man allemal seinem eigenen Willen, seinen Sinnen, und seiner Einsicht. Man legt gegen Gott das Bekenntniß ab, daß man es nicht verstehe, und nicht im Stande sey, sich selbst zu lieben und zu fliehen. Man sagt zu Gott, indem man in allen Stücken gehorsam ist: Herr, meine Unwissenheit ist dir bekannt. Deus, tu scis insipientiam meam. Ps. 68, 6.

Der Mensch hat sich durch die Liebe zur Unabhängigkeit ins Verderben gestürzt, es ist billig, daß er durch die Abhängigkeit und Unterwerfung wieder zu Gott zurückkehrt. Und der Entschluß, den man faßt, auf diese Art zu leben, ist ein Bekenntniß, daß es billig sey, und man es nöthig habe.

III.

Fragen, ob es erlaubt sey, iemanden von dieser Unter-

Unterwerfung abwendig zu machen, indem man ihm den Rath gäbe, sich mehrere Freyheit zu verschaffen, heißt fragen, ob es erlaubt sey, iemanden zu rathen, eine gewisse heilsame und sichere Ordnung im Essen und Trinken, an welche man sich gewöhnt, und bey der man sich allzeit wohl befunden hat, zu verlassen, und eine andere anzunehmen, die sehr gefährlich seyn würde. Es heißt fragen, ob es erlaubt sey, dem Nächsten zu schaden. Denn es heißt ihm schaden, wenn man ihn beredet, sich eines geistlichen Vortheils zu berauben, der sehr beträchtlich ist, und welchen er zum Heile seiner Seele sehr nöthig hat.

IV.

Wer würde nicht einen Menschen verurtheilen, der durch einen unbesonnenen Rath einen andern verleitet hätte, von seinem Vermögen fünfzig tausend Thaler zu verlieren? Indessen kömmt ein solcher Verlust in Gottes Augen dem Verluste des Verdienstes eines guten Werks, und der Beobachtung eines evangelischen Raths bey weitem nicht bey. Der h. Augustinus will nicht haben, daß ein iunges Frauenzimmer, welches sich entschlossen hat, ledig zu bleiben, um eines zeitlichen Vortheils willen, es sey welcher es wolle, ia nicht einmal um geistlicher Güter willen, die sie, wenn sie sich verheurathete, andern verschaffen könnte, ihren Vorsatz soll fahren lassen. Wie würde man also mit gutem Gewissen iemanden von dem Gute des Gehorsams und der Verleugnung abwendig ma-

machen können, welches auch ein evangelischer Rath, und ein solcher ist, der eben so wohl, als die Jungfrauschaft, unsere Heiligung zum Zwecke hat?

V.

Was würde man von einem Menschen sagen, der, da er sich in einem Hause befände, in welchem Jungfrauen wären, die in der Entfernung vom Ehstande lebten, nicht weil sie es gelobt hätten, sondern bloß weil sie diesen Stand dem Stande verheuratheter Personen vorzögen, sie mit Reden unterhielte, die ihnen einen Eckel von dieser Lebensart verursachen könnten, indem er ihnen zu erkennen gäbe, er fände keinen Geschmack daran; indem er sie fragte, wozu es nützte, sich dieses Joch aufzulegen; und indem er ihnen endlich Anlaß gäbe, es als unbequem und unnütz zugleich anzusehen? Würde man einen solchen Vertheidiger des Ehstandes nicht einer großen Unbesonnenheit beschuldigen, und würde man nicht Ursache haben, ihm zu sagen, er habe bey Gott alle üble Wirkungen dieser Reden, und die Schwächung zu verantworten, die er in dem Verstande derer, welche sie mit angehört, hätte verursachen können, indem er in ihnen die natürlichen Leidenschaften rege gemacht, und ihnen die Hochachtung und Liebe zu einer Lebensart benommen, die sie mit Recht für sichrer, ihren Seelen nützlicher, und Gott angenehmer hielten? Thut man nun aber nicht fast ebendasselbe, wenn man durch Reden die Liebe zum Gehorsame

bey

bey Personen schwächt, die ihn ausüben, und wenn man ihnen eine Abneigung gegen diese Unterwerfung einflößt? In beyden Fällen nimmt man die Partey der Begierde wider die christliche Vollkommenheit. Denn die Begierde treibt wenigstens eben so stark an, sich des Jochs des Gehorsams zu entledigen, und sich in den Stand zu setzen, nach seinem Willen zu leben, als in den Ehstand zu treten.

VI.

Der Eindruck solcher Kinder macht oftmals, daß, was gar nicht beschwerlich war, anfängt es zu werden, und daß man mit einem Joche beschwert zu seyn glaubt, welches man vorhero leicht und mit Freuden trug. Diese Beschwerlichkeit ist eine Versuchung, sie treibt zur Veränderung an, oder verursacht wenigstens eine Veränderung des Eifers und der Freude, worinnen das Verdienst guter Handlungen besteht. Wer also durch seine Reden diese üblen Wirkungen verursacht, übt in der That eben die Art von Unmenschlichkeit aus, als wenn iemand, der einen Haufen armer Leute sähe, die ihr Brod damit verdienen, daß sie schwerere Körbe tragen, sich das Vergnügen machte, zu ihrer Bürde noch eine beträchtliche Last hinzuzuthun, die ihre Arbeit und Mühe um die Hälfte vermehrte.

VII.

Als einsmals eine Prinzessinn, die nicht gar zu ordent-

ordentlich lebte, in einem Kloster war; so machte sie sich das nicht erlaubte Vergnügen, unter das, was man den Nonnen zu ihrer Speise zubereitete, bittere Sachen zu thun. Man mißbilligte dieses boshafte Vergnügen mit Recht. Heißt es nun aber nicht fast eben das thun, was diese Prinzessinn that, wenn man durch unvorsichtige Reden einen Eckel über Sachen verbreitet, die man vorher ohne Widerspenstigkeit that, und wenn man Gelegenheit giebt, die Gehorsamsleistung als etwas unnützes und beschwerliches anzusehen. Es ist wahr, diese Prinzessinn that, was sie that, vorsetzlicher Weise; denn die Wirkung ihrer Handlung war ihr nicht unbekannt; da hingegen ein unvorsichtiger Mensch von ganzem Herzen würde glauben können, es sey gut, sich einem so genauen Gehorsame nicht zu unterwerfen. Wenn aber bey dieser Prinzessinn mehr Bosheit zu finden war; so würde doch wenigstens bey einem solchen unvorsichtigen Rathgeber auch eben so viel Unwissenheit angetroffen werden.

VIII.

Da ich einmal angefangen habe, Bilder vorzulegen, welche etwas beytragen können, ein so böses Verhalten einzusehen; so will ich noch folgendes beyfügen. Wenn iemand ohne Licht auf einem Felde gehen müßte, das voll tiefer Gräben wäre, und wo sich nur ein schmaler Fußsteig befände, auf welchem man sie vermeiden könnte, und ein Wegweiser erböthe sich,

ihn

ihn auf demselben zu führen, wenn er ihm nur folgen wollte; was würde man von dem Rathe sagen, den ihm ein anderer gäbe, diesem Wegweiser ia nicht zu folgen, und sich diesem Zwange nicht zu unterwerfen, indem er ihn zu bereden suchte, es wäre weit besser, auf ein Gerathewohl fortzugehen, als alle diese Vorsichtigkeit zu brauchen? Würde man nicht sagen, dieser Rath wäre eine offenbare Unbesonnenheit? Indessen thut dieses derienige, der andere von dem Wege des Gehorsams abwendig macht. Denn der wirkliche Zustand der mehresten Seelen besteht darinnen, daß sie kein Licht haben; und die Führung des Lebens ist in Ansehung ihrer wirklich ein Feld voll Gräben und Abgründe. Sie fallen auf demselben, ohne es so gar wahrzunehmen, weil sie kein Licht haben. Der Gehorsam würde sie davor bewahren und machen können, daß sie sicher giengen. Wer sie also zu bereden sucht, sich dieses Beystandes zu berauben, setzt sie in eine augenscheinliche Gefahr, unzählige Fehler zu begehen, die entweder schon gefährlich und tödtlich sind, oder es noch werden können.

IX.

Man wird vielleicht sagen, es sey wahr, daß man, ohne unvorsichtig zu handeln, die Unterwerfung unter die Führung eines andern in wichtigen Sachen nicht tadeln könne; aber in Ansehung kleiner Handlungen, bey welchen augenscheinlich keine Gefahr wäre, könne man sie mißbilligen, und andere

re davon abhalten. Bey solchen kleinen Handlungen wäre es etwas beschwerliches, sich die Verbindlichkeit aufzulegen, ihrentwegen um Erlaubniß zu bitten. Da es aber nicht unbekannt seyn kann, daß es das allgemeine Gesetz aller Klöster ist, ohne Befehl des Obern nichts zu thun; so ist es eine sehr große Verwegenheit, wenn man sagt, ein solches Verhalten hätte keinen Nutzen. Es heißt so gar, sich der Gehorsamsleistung, welche doch nur ein Rath ist, ausdrücklich widersetzen. Denn in solchen kleinen Sachen besteht eigentlich, wie man ohne Gefahr voraussetzt, der evangelische Rath des Gehorsams. Es ist kein Rath, sondern ein Gebot, wie man sich bey wichtigen Sachen, die man nicht einsieht, verhalten soll. Es ist niemals erlaubt, unbesonnen und ohne Einsicht zu handeln; und wer selbst keine hat, muß sie nothwendig bey einem andern suchen. Das ist eine gemeine und natürliche Pflicht. Aber der Gehorsam, welcher nur ein Rath ist, besteht eigentlich darinnen, daß man sich in den deutlichsten und gewissesten Sachen dem Gutbefinden eines andern unterwirft, und das hat nur bey kleinen Sachen statt. Es ist etwas beschwerliches, sagt man, immer um Erlaubniß zu bitten. Diese Beschwerlichkeit bezähmt den Eigenwillen gar sehr. Hierinnen besteht das Wehethun, welches in dieser Beobachtung enthalten ist. Es ist zwar nicht allemal nöthig, dieses zu beobachten; es ist aber niemals erlaubt, es zu tadeln.

X.

Es ist nicht nöthig, die Räthe zu befolgen; es ist aber nöthig, sie zu billigen, und andere niemals davon abwendig zu machen. Es hat hier nur eine einzige Ausnahme statt, wenn nämlich derjenige, der diese Räthe gern befolgen will, sie nicht befolgen kann; aber diese Ausnahme findet bey denen, die sie wirklich befolgen, nicht statt. Die Räthe nicht befolgen, heißt bloß sich eine Freyheit zu Nutze machen, die uns Christus gelassen hat; sie aber in ein böses Geschrey bringen, ist ein Fehler. Und andere von ihrer Befolgung abhalten, indem man in ihnen einen Eckel und eine Verachtung derselben zu erregen sucht; sie durch die Art und Weise, wie man davon redet, noch beschwerlicher machen, heißt Christo, das ist der ewigen Wahrheit und Weisheit, widersprechen. Es heißt ihn beschuldigen, er habe nicht klüglich gehandelt, daß er sie gegeben habe. Es heißt sich über alle Heilige erheben, die sie angerathen und befolgt haben. Ich sage nicht, daß, wenn man dieses thut, man alle diese Absichten dabey hat; es ist aber dieses in der Handlung selbst enthalten, wenn Gott nach seiner strengen Gerechtigkeit davon urtheilt.

XI.

Man muß sich also gar sehr hüten, diese beyden Sachen mit einander zu vermengen: Ihr seyd zwar nicht verbunden, euch dem Rathe des Gehorsams zu

unterwerfen ; ihr seyd aber verbunden, niemanden davon abwendig zu machen. Dieser Rath muß nothwendig gebilligt werden. Ihr seyd so gar verbunden, diejenigen, welche ihn befolgen, hochzuschätzen, und sie in diesem Stücke für tugendhafter und weiser zu halten, als die, so ihn befolgen, weil sie sich hierinnen nach dem Rathe der Weisheit richten, nach welchem ihr euch nicht richten könnet. Vielleicht schickt sich dieser Rath wegen eurer Schwachheit nicht für euch. Wer hat euch aber gesagt, daß er sich nicht für einen andern schicke, der ihn wirklich befolgt? Woher wisset ihr so gar, ob er ihn nicht nöthig hat? Denn die Räthe sind, wie der h. Gregorius sagt (a), in Ansehung gewisser Personen bisweilen nöthig. Er trägt also kein Bedenken, zu sagen, es sey zur Seligkeit vieler nöthig, sich in ein Kloster zu begeben. Man kann niemals wissen, ob diejenigen, vor welchen man redet, nicht nöthig haben, sich einem vollkommenen Gehorsame schlechterdings zu unterwerfen. Woher weis man, ob eine Person, die sich gewöhnt, in kleinen Sachen von sich selbst zu handeln, und welche ihrem Naturelle in keinem Stücke durch eine vollkommene Unterwerfung unter den Willen eines andern Einhalt thut, in den größten nicht wichtige Fehler begehen wird? Wenn man sie also durch die Art und Weise, wie man von diesem Leben redet, davon abwendig zu machen sucht; so setzt man die Seligkeit dieser Person aufs Spiel, und

(a) Lib. 3, Epist. 65.

und die seinige in Gefahr, weil man eines andern seine Seligkeit aufs Spiel gesetzt hat.

XII.

Es ist zu verwundern, wie leicht es ist, die Leute durch unvorsichtige Reden von dem Wege ihres Heils abwendig zu machen. Man darf sie oftmals nur einen falschen Schritt thun lassen, um sie aus der Ordnung zu bringen, und zu machen, daß sie fallen. Ein Schritt zieht den andern nach sich. Man fängt damit an, daß man das Leben, welches man führt, für gar zu hart hält. Man bereut es, daß man sich in dasselbe begeben hat. Man verläßt es; man erwählt ein anderes; man findet Fallstricke darinnen; man läßt sich fangen; man befreyt sich nicht davon; man stirbt darinnen; und alles dieses kömmt von einer unbesonnenen Rede her, die man aus Leichtsinnigkeit oder Eitelkeit geführt hat. Man kann also mit andern nicht zu vorsichtig umgehen, und nicht zu sehr befürchten, ihnen durch das, was man ihnen sagt, zu schaden, oder durch das, was man sie sagen hört, verletzt zu werden. Der Weise merkt diesen letzten Schaden an, indem er uns zuruft: **Habet auf das, was man euch sagt, acht; denn ihr seyd immer in Gefahr, zu Boden geworfen zu werden.** Vide, quid audias, quia cum subversione tua ambulas Sir. 13, 16. Aber dieser Schade faßt auch den ersten in sich. Denn, wenn die, welche hören, in Gefahr sind zu Boden geworfen zu wer-

den; so sind die, welche reden, in Gefahr, andere zu Boden zu werfen, und das eine ist so gefährlich als das andere, und gewissermaaßen unzertrennlich. Denn wer andere zu Boden wirft, wird selbst auch zu Boden geworfen.

XIII.

Wenn die Wirkung einer solchen Rede böse ist; so ist die Ursache davon oftmals nicht besser. Daher kömmt es, daß man eine so große Abneigung gegen diese Unterwerfung bey den kleinsten Handlungen hat. Man verhölt die Ursache davon vor sich, und sagt gemeiniglich weiter nichts, als daß dieses etwas beschwerliches ist. Aber diese Abneigung, die man bey sich verspürt, sich der Führung eines andern zu überlassen, hat tiefere und schlimmere Ursachen, als man denkt, und es ist der Mühe werth, sie einigermaaßen zu entwickeln, damit man sich in einem so wichtigen Verhaltungspuncte nicht betriegen möge.

XIV.

Wenn man sich also die Mühe giebt, den Grund seines Herzens ein wenig zu erforschen, so wird man finden, daß uns diese Unterwerfung deswegen beschwerlich vorkömmt, weil man glaubt, man habe weiter keine Einsicht nöthig, als diejenige, die man in sich selbst antrifft. Man sagt zwar nicht zu sich, man wisse alles; wenn man aber etwas thun soll,

so

so sagt man niemals, man wisse nicht, was man thun müsse. Wenn man einiges Mißtrauen in sich setzte; so würde man sich freuen, daß man ein gewisses Mittel hätte, die Einsicht, die man bedarf, zu finden. Da man aber dieses Bedürfniß niemals verspürt; so verlangt man auch niemals eine andere Einsicht, als die seinige, und man hält es für etwas beschwerliches, seine Zuflucht zu der Einsicht eines andern nehmen zu müssen. Es ist also der Begriffe, den man von sich hat, Ursache daran, daß man es für etwas beschwerliches hält, sich der Führung eines andern zu unterwerfen.

XV.

Oftmals kömmt es auch daher, weil man keine Gottesfurcht hat, und sich um das Wohl seines Gewissens wenig bekümmert. Man hält es für etwas geringes, keine Gefahr zu laufen, Gott durch eine Handlung zu beleidigen, eine üble Parten zu ergreifen, und in Ansehung dessen, was man thut, einen Bürgen zu haben, der uns in Absicht auf Gott in Sicherheit setzt. Der Gehorsam würde uns diesen Bürgen in der Person unsers Führers verschaffen; man will es aber lieber darauf ankommen lassen, daß man sich, indem man seinem Eigensinne folgt, betriegt, als sich in Sicherheit setzt, indem man sich der Einsicht eines andern unterwirft.

XVI.

Dieses Zutrauen kömmt vielleicht auch von ei-

nem großen Mangel der Einsicht her. Man ist furchtsamer, wenn man die Gräben und Abgründe sieht, die man auf seinem Wege antrifft; man geht aber ganz sicher fort, wenn man nichts sieht, und sich einbildet, gute Augen zu haben. Man sieht nur die einzelnen Handlungen, aber die Verbindung nicht, in welcher sie mit andern stehen, und wird nicht gewahr, daß derienige, welcher die kleinsten über sich nimmt, die nothwendige Ursache der wichtigsten wird, und sie bey Gott zu verantworten hat. Man entfernt also den Segen Gottes durch seine Verwegenheit, und hat die traurigen Folgen aller Sachen, die man unbesonnener Weise unternimmt, wirklich zu verantworten.

XVII.

Bisweilen kömmt es von einer bloßen Eitelkeit her, daß man gegen das, was man Beschwerlichkeit nennt, eine so große Abneigung hat. Sich der Führung eines andern zu unterwerfen, hält man für eine Erniedrigung. Man sieht diese Abhängigkeit als eine verdrüßliche Demüthigung, und als ein Bekenntniß seiner wenigen Weisheit an, und das mißfällt uns dabey. Die Eitelkeit macht, daß wir gern für und von uns selbst etwas thun, und die Schiedsrichter unsers Verhaltens sind. Es ist ihr also gar sehr zuwider, wenn sie sich in diesem Stücke nach andern richten muß.

XVIII.

Oftmals rührt es daher, weil wir kein sonderliches Verlangen, Gott zu gefallen, bey uns verspüren. Gebet mir ein Herz, das von diesem Verlangen recht gerührt ist; welches einsieht, was für ein Glück es ist, sich nach seinem Willen zu richten, und weis, daß darinnen die Ehre, das Glück und die Gerechtigkeit des Menschen besteht; es wird sich freuen, daß man ihm ein Mittel verschafft, den Willen Gottes bey allen seinen Handlungen zu wissen und zu befolgen. An statt diese Unterwerfung für etwas beschwerliches zu halten, wird es sie für das größte Gut des Lebens ansehen. Es wird seinen Frieden und seine Ruhe darinnen finden, und sonst überall nur Unruhe und Bekümmerniß wahrnehmen.

XIX.

Es trägt sich oftmals zu, daß, weil wir diesen Rath nicht haben befolgen wollen, wir es nicht gern sehen, daß ihn andere befolgen, weil wir befürchten, wir möchten in diesem Stücke geringer, als sie, seyn, und nicht so gottesfürchtig und eifrig, als sie, zu seyn scheinen. Denn man sucht in der Gottesfurcht, wie in andern Sachen, einen Ruhm, und will nicht haben, daß dasienige, was wir niemals gethan haben, sehr verdienstlich sey. Man sucht so gar das, was man an sich nicht wahrnimmt, an andern in ein böses Geschrey zu bringen, damit sie diesen Vorzug nicht vor uns haben mögen.

XX.

Endlich kömmt es daher, weil man ein ungezwungenes Leben, ein Leben, zu welchem man Lust und Neigung hat, ein freyes Leben liebt, wo alle unsere Handlungen mit dem Salze, nicht der Weisheit, sondern unsers eigenen Willens, gewürzt sind, ohne welchen uns nichts angenehm zu seyn scheint.

XXI.

Es würde dieses schon gnug seyn, sich der Vortheile des Gehorsams zu berauben, und es würde hierinnen allzeit ein großer Mangel der Einsicht und des Eifers für die Vollkommenheit seiner Seele wahrgenommen werden. Denn wenn es keine Sünde ist, wenn man die Räthe nicht beobachten will; so giebt es doch wenigstens zu erkennen, daß man die Gabe Gottes nicht einsieht; und man kann zu denen, welche sich in diesem Zustande befinden, sagen: Si scires donum Dei: Wenn ihr die Gabe Gottes kennetet, Joh. 4, 10. um anzuzeigen, daß sie sie nicht kennen und einsehen; denn, wenn man sie kennt und einsieht, so verachtet man sie nicht. Wer sie also verachtet, kennt sie nicht; es ist aber ein sehr großer Fehler, diese Gabe denen, welchen sie Gott giebt, nicht zu gönnen, und sie in ihren Augen verächtlich zu machen zu suchen. Dieses kann nicht enschuldigt werden; und damit ich es in einem Bilde zeigen möge, so frage ich, was man

von

von einer Person denken sollte, welche, da sie bey Leuten wäre, die sich nur silbernen Geschirres bedienten, Mittel fände, es ihnen zu entwenden, um irdenes oder bleyernes an seine Stelle zu setzen; würde man wohl sagen, diese Person füge ihnen keinen Schaden zu? Das thut nun aber derienige, der andern den Rath giebt, mit ihren gemeinen Handlungen das Verdienst des Gehorsams nicht zu verbinden. Die mehresten von unsern guten Werken sind nur Bley und Kupfer, weil unser eigener Wille in ihnen herrscht, und wir dabey vielmehr uns, als Gott, zu befriedigen suchen. Wer aber das Geheimniß gefunden hat, den Bewegungsgrund des Gehorsams damit zu verbinden, indem er sie nur verrichtet, um dem durch die Obern geoffenbarten Willen Gottes zu gehorchen, findet das Mittel, alle diese Werke die oftmals keinen Werth würden gehabt haben, in Silber und Gold zu verwandeln. Es ist dieses ein vortrefliches Mittel, sich durch die kleinsten Werke zu bereichern. Es heißt also dem Nächsten einen unschätzbaren Schatz rauben, wenn man ihn von der Gehorsamsleistung in den kleinsten Handlungen, unter dem Vorwande, daß dieses der Natur unangenehm und beschwerlich ist, abwendig macht.

XXII.

Welche Mühe wendet man nicht an, sich mit vergänglichen Gütern zu bereichern, und wie sauer muß man es sich nicht werden lassen, wenn man sie

erlangen will! Indessen macht die wahre und aufrichtige Liebe, die man zu ihnen trägt, daß uns diese Mühe angenehm ist, und daß man sie gern über sich nimmt. Ein Sachwalter giebt sich gern die Mühe, denen, die ihn um Rath fragen, Rath zu ertheilen. Ein Arzt unterzieht sich der Geschäfte seines Amts gern, und beklagt sich nicht über die Mühe, die sie ihm machen. Lasset uns nur die himmlischen Güter und die geistlichen Schätze recht lieben, so werden uns die kleinen Unterwerfungen, die man sich muß gefallen lassen, und welche uns mit den göttlichen Gaben bereichern, nicht unangenehm und beschwerlich vorkommen. Lasset uns nur Gott lieben, so werden wir niemals iemanden von dem, was ihm angenehm und wohlgefällig ist, abwendig zu machen suchen.

Vierte Abhandlung.

Von der Demuth, welche mit den äusserlichen Liebeswerken verbunden seyn soll.

I.

Man kann die innerliche Liebe des Nächsten nicht wirklich von der Demuth trennen, weil die Liebe des Nächsten die Liebe der Gerechtigkeit ist, und die Gerechtigkeit verlangt, daß sich der hoffärtige Mensch demüthigen soll. Gott haßt die Hoffart noth-

nothwendig als eine Verletzung der Gerechtigkeit, und es ist unmöglich, daß er sie nicht strafen wolle. Man kann also Gott nicht lieben, ohne an dieser Neigung Gottes, die eine wesentliche Eigenschaft seiner Natur ist, welche die Liebe ist, Theil zu nehmen: Deus charitas est. 1. Joh. 4, 16. Man haßt also die Hoffart an sich, man straft sie, und sucht sie durch den natürlichen Trieb der Liebe zu vernichten.

II.

Ob nun aber gleich die innerliche Liebe von der Demuth nicht wirklich kann getrennt werden; so ist doch nichts gewöhnlicher, als die äusserlichen Handlungen der Liebe von der innerlichen Demuth zu trennen. Man sieht nur gar zu viel Leute, die sich durch Liebeshandlungen erheben, die deswegen hoffärtiger werden, mehr an sich selbst hängen, und andere mehr verachten. Man macht die demüthigenden Handlungen zu einer Stufe, sich zu erheben, und über andere zu herrschen. Da mit der Sorge für die Armen eine gewisse Macht verbunden ist, weil man sich ihren ungerechten Leidenschaften muß widersetzen können; so nimmt man eine herrschsüchtige Mine an, und nachdem man diese angenommen hat, wird man oftmals wirklich herrschsüchtig. Weil man viel thun muß; so ist man oftmals dabey ganz zerstreut, und ganz auſſer sich. Man kann nicht wegen aller Sachen um Rath fragen, und es ist oftmals nöthig, von sich selbst etwas zu thun, und das macht unver-

vermerkt entscheidend. Man richtet die Sachen ein, wie man sie einmal eingerichtet hat, und thut hernach getrost und ohne Furcht, was man anfangs mit einiger Furcht gethan hat. Eine falsche wiederholte Entscheidung wird oftmals ein Grund, wornach man handelt, und man zweifelt nicht mehr daran, weil man mit Grunde voraussetzt, man habe aufgehört daran zu zweifeln.

III.

Es muß also eine Person, die vermittelst der göttlichen Ordnung zu äusserlichen Liebeshandlungen verbunden ist, voraussetzen, daß, was unzähligen andern begegnet ist, ihr auch begegnen kann; sie soll befürchten, sie möchte dieses Amt ohne eine wahre und innerliche Liebe verrichten, und sie soll sich dabey vor der Vermessenheit, vor dem Vertrauen zu sich selbst, vor der Verwegenheit, und endlich vor dem Betruge gar sehr zu hüten suchen. Sie muß stark überzeugt seyn, daß sie den Verstand ihrer Seele niemals nach der Menge ihrer Handlungen beurtheilen soll, und daß sie ihre Handlungen selbst weit genauer verbunden, Gott um eine wahre Demuth und eine große Furcht vor seinen Gerichten zu bitten, damit sie der Erhebung, die daraus entspringen kann, und auch gemeiniglich daraus entspringt, widerstehen, und vermeiden möge, daß der Teufel nicht selbst Handlungen, die wir zur Beförderung unsers Heils zu verrichten glauben, brauchen möge, uns ins Verderben zu stürzen.

IV.

Es ist ein gewisser Grundsatz der christlichen Sittenlehre, daß man die herrlichsten Werke der äusserlichen Liebe ohne innerliche Liebe verrichten kann. Der Apostel sagt es selbst ausdrücklich, indem er spricht, 1. Cor. 13, 3. wenn man gleich sein ganzes Vermögen unter die Armen austheilt, so ist man doch nur ein bloßes Nichts vor Gott, wenn man es ohne Liebe thut. Er setzt also voraus, daß dieser Fall gar leicht möglich ist, und daß man ohne Liebe zu Gott alle seine Güter unter die Armen austheilen kann; und folglich ist es noch weit mehr möglich, das Almosen, welches andere den Armen zu geben verbunden zu seyn glauben, ohne Liebe auszutheilen.

V.

Es ist auch gut, die Wahrheit zu denken, daß Gott von den Menschen in diesem Leben vornehmlich verlangt, daß sie sich zu demüthigen, und von der Wunde der Hoffart zu befreyen suchen sollen. Die Werke der äusserlichen Liebe und die großen Tödtungen des Fleisches verlangt er nicht von allen; er verlangt auch nicht von allen, daß sie andere unterrichten sollten; es ist aber niemand zu finden, von welchem er nicht verlange, daß er sich demüthigen soll. Da die Hoffart die allgemeine Krankheit aller Menschen ist; so ist es auch eine allgemeine Pflicht für sie, sich davon zu befreyen. Sie sollen insgesammt glau-

glauben, daß dieses die vornehmste Verrichtung ihres Lebens, und das Hauptgeschäfte, welches sie in der Welt haben, seyn soll. Kurz, es ist der Hauptzweck, um dessentwillen ihnen Gott das Leben erhält. Und wenn sie ihm nicht Gnuge thun; so kann man mit Wahrheit sagen, daß sie ihre Seele vergeblich bekommen haben: acceperunt in vano animam suam. Ps. 23, 4.

VI.

Gleichwie also kluge Kaufleute die ihre Sachen in einer guten Ordnung erhalten, oftmals berechnen, was sie andern, und was andere ihnen schuldig sind, um zu sehen, ob ihr Vermögen ab- oder zugenommen hat; also untersuchen sich auch diejenigen, welche auf den Zustand ihrer Seele so, wie es sich gebührt, ein wachsames Auge haben, besonders in Ansehung der Demuth. Und wenn sie bey dieser Untersuchung wahrnehmen, daß etwas hoffärtigeres und stolzeres in ihnen zu finden ist; daß sie weniger Mißtrauen zu sich selbst haben, und weniger gelehrig sind; daß sie nicht so geneigt sind zu gehorchen, und unter den Geringsten zu bleiben; daß ihnen das Ansehen und der Vorzug, den sie vor andern haben, mehr gefällt; daß sie mehr Lust und Neigung zu dem bey sich verspüren, was sie in der Welt auszeichnet, und ihnen verschafft, was man Achtung und Ansehen nennt; daß sie mit den andern härter umgehen, und geneigter sind, sie herunterzusetzen; so sollen sie glauben,

daß

daß sie großen Verlust gelitten haben, und, anstatt weiter zu kommen, gar sehr zurückgekommen sind. Es ist dieses eine Untersuchung sein selbst, die man oft anstellen soll, besonders wenn man sich in einem Amte befindet, das von sich selbst zu dieser gebietherischen Mine antreibt, und in welchem anderer ihr Beyspiel zu erkennen giebt, daß man sie gar leicht an sich nimmt.

VII.

Ich sage nicht, daß es ein Amt in der Welt gäbe, das mehrere geistliche Einsichten, sich zu demüthigen, verschaffte, als die Liebe, die man gegen die Armen ausübt. Und wenn man wahrhaftig geistlich gesinnt wäre; so würde man immer demüthig gesinnt seyn, und es in diesen Gesinnungen sehr weit bringen. Um nun einige Anleitung dazu zu geben, wollen wir hier zeigen, wie man auf mancherley Art demüthig seyn könne.

Zum ersten, die Armen sind selbst Bilder und Beyspiele unter die Hand Gottes gedemüthigter Hoffärtiger. Denn alle Widerwärtigkeiten des Lebens, und vornehmlich die Armuth, sind gerechte Züchtigungen, durch welche Gott der Hoffart der Menschen Einhalt thut. Deswegen werden sie von dem h. Augustinus, Increpatio superborum, harte Bestrafungen der Hoffärtigen genannt. Der Mensch ist seiner Natur nach nicht bestimmt, den Ungemächlichkeiten der Armuth ausgesetzt zu seyn, und Gott hat

ihn

ihn nur darinn, gleichwie in alle Uebel, welche Folgen davon sind, gerathen lassen, damit er seinen Stolz demüthigen möge. Gott läßt ihn arm werden, weil er sich entweder seines Reichthums überhoben hat, oder sich seiner überheben will. Man kann zwar nicht allen Armen einen besondern Stolz beymessen; aber der allgemeine Stolz ist nur mehr als zu hinlänglich, diese Strafe zu verdienen. Gott wird in Menschen eine wirkliche Neigung gewahr, welche machen würde, daß, wenn sie große Schätze hätten, sie dieselben mißbrauchen würden, und er hält nach seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit dafür, die Armuth wäre eine wohlverdiente Strafe, oder ein heilsames Mittel für sie. Da man also glauben soll, man habe die Sünden, welche den Menschen diese Strafen zuziehen, auch begangen, so soll uns die Betrachtung dieses mannichfaltigen Elendes diese innere Wunde lebhaft empfinden lassen, die wir eben so wohl, als sie, an uns haben, und welche bey uns eben so wohl, als bey ihnen, dieselbe Strafe, das ist, die Armuth verdient.

VIII.

Wenn die Armen für uns Bilder gestrafter Hoffärtiger sind; so können wir uns selbst zu Bildern solcher Hoffärtiger dienen, die Gott von dieser Strafe ausgenommen hat, welche wir eben so wohl, als sie, verdient hätten. Und so sollen wir uns zu überzeugen suchen, daß wir ganz besonders verbunden

sind,

sind, uns zu demüthigen, damit unsere freywilligen Demüthigungen die Stelle der nicht freywilligen Demüthigungen vertreten können, und also der göttlichen Gerechtigkeit auch Gnüge geleistet werde. Denn es ist ein Grundsatz, den wir nicht vergessen sollen, daß Gott die Hoffart nicht kann ungestraft lassen. Da wir also von der Strafe der Armuth befreyt sind; so sollen wir eine andere an ihrer Stelle setzen. Und da wir die Hoffart an uns bestrafen sollen; so ist keine Strafe angemessener, als die Strafe der Demüthigung des Herzens, und der willigen Uebernehmung aller Demüthigungen, die uns von Seiten der Menschen begegnen. Anstatt unsere Fehler auf eine geschickte Art zu verbergen, um uns ihrentwegen vor den Menschen nicht schämen zu dürfen, sollen wir alle Beschämungen, welche sie uns zuziehen können, mit Freuden annehmen, und bey dem allen doch noch immer in Sorgen stehen, Gott möchte mit dieser Strafe nicht zufrieden seyn, weil wir sehen, daß er von so vielen Leuten, die er hat arm werden lassen, noch weit größere und härtere verlangt.

IX.

Die Größe der Erniedrigung, zu welcher Gott die Armen verdammt, und wovon er die Reichen befreyt hat, ist eine Sache, die man gar wenig bedenkt, welche aber gar sehr in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Und damit man sie etwas besser einsehen möge; so muß man bedenken, daß diese Er-

niedrigung eigentlich in der Betrachtung der Gedanken derer besteht, die uns für schlechte und geringe Leute halten. Nun kömmt aber der Größe der Geringschätzung, in welcher die Armen bey den Reichen stehen, nichts gleich. Man achtet sie für nichts. Es scheint, als ob sie von ganz anderer Natur wären, als wir sind. Man sieht sie als den Abschaum der Welt, und als solche an, die in die größte Niedrigkeit und Herabwürdigung versetzt sind. Alle diese Gedanken können den Armen nicht unbekannt seyn. Es ist dieses eine Sache, die ihnen immer vor den Augen schwebt, und welche sie beständig herunter, setzt. Denn der menschliche Verstand ist nicht stark gnug, um sich wider einen allgemeinen Eindruck erhalten zu können. Er unterliegt ihm also, und die Armen werden, wegen der Betrachtung ihrer Armuth, in ihren Augen schlecht und geringe. Sie verfallen in eine Art von Muthlosigkeit und Kleinmüthigkeit, und bey der Betrachtung der Meynungen, die sie an andern wahrnehmen, erniedrigen sie sich so gar bisweilen weit mehr, als sie sollten. Wir sollen diese zu weit getriebenen Dinge vermeiden; indem wir sie aber vermeiden, können wir durch unsere innere Demüthigung den Mangel der äußerlichen Demüthigung der Armuth nicht zu sehr ersetzen, worinnen sich die mehresten Menschen vermöge der göttlichen Ordnung befinden, wovon uns aber Gott hat befreyen wollen, indem er diese Demüthigung unserer Wahl überlassen, um andere Werke der Demüthigung und Buße an ihre Stelle zu setzen.

X.

Diese große Erniedrigung und Verachtung, in welcher die Armen sind, soll uns auch noch aus einem andern Grunde bewegen, sie uns vorzuziehen. Dieser besteht darinnen: Wenn sie auch gleich nicht viel Tugend besitzen; so vermindert doch die tiefe Erniedrigung, in welcher sie sich befinden, die Last des Stolzes bey ihnen sehr merklich. Es bleibt ihnen zwar noch gnug davon übrig; man muß aber doch auch gestehen, daß er in ihnen nicht so wirksam ist, und sie weit weniger Fehler begehen läßt. Ihr von dem Elende niedergeschlagenes Gemüth ist weit weniger im Stande, stolze Gedanken zu hegen. Es ist also kein Zweifel, daß sie Gott wegen dieser Verminderung nicht schadlos halte. Sind sie nicht tugendhaft; so sind sie doch nicht gar zu lasterhaft. Und da ihre Last in diesem Stücke deswegen weit leichter ist, so haben wir Ursache zu befürchten, die unserige möchte desto schwerer seyn. Und weil unser Stolz durch das Joch der Armuth nicht ist zurückgehalten worden; so behält er seine ganze Last und Schwere, und soll uns also antreiben, uns vor der strengen Gerechtigkeit Gottes weit mehr zu fürchten.

XI.

Da dieser Vorzug des Standes der Armen vor dem Stande der Reichen zur Gottseligkeit derer, die ihnen Hülfe und Beystand leisten, sehr nützlich

und heilsam ist; so ist es gut, sich verschiedene Ursachen davon vorzustellen, um sich bald mit der einen, und bald mit der andern zu beschäftigen, nach dem sie Gott braucht und anwendet. Wir wollen deswegen einige davon anzeigen.

Da es zweyerley Arme giebt, von welchen die einen keine weltlichen Güter haben, und die andern an innerlichen Gütern, das heißt an Einsichten, Gnaden, Tugenden und andern geistlichen Gütern, Mangel leiden; so ist es eine von den Ursachen, um derentwillen Gott die erste Art von Armuth zugelassen hat, gewesen, uns unsere geistliche Armuth vor die Augen zu stellen. Ihr äußerliches so gemeines Elend ist ein lebendiges Bild von der innern Armuth unserer Seele, die noch gemeiner, obgleich unendlich weit schrecklicher ist. Man muß also vor Gott gestehen, daß sie ihr Handwerk solcher Armen, die keine weltlichen Güter haben, weit besser verstehen und zu treiben wissen, als wir das Handwerk der Armen, denen es an göttlichen Gütern mangelt. Sie sehen ihre Armuth lebhafter ein; wir fühlen und empfinden aber die unserige nicht. Sie glauben nicht, daß sie an weltlichen Gütern reich sind, wenn sie an denselben wirklich arm sind. Wir glauben hingegen oftmals, daß wir an Gütern der Gnade sehr reich sind, wenn wir von denselben am meisten entblößt sind. Es bezeugt dieses jener Bischoff in der Offenbahrung des h. Johannes, zu welchem Christus sagte: Dicis, quod dives sum & locupletatus, & nullius egeo;

&

& neſcis, quia tu es miſer, & miſerabilis & pauper, & coecus & nudus: Du ſagſt, du wäreſt reich, du hätteſt Ueberfluß, und bedürfteſt nichts; indeſſen weiſt du nicht, daß du gar ſehr elend, arm, blind und nackend biſt. Offenb. 3, 17.

XII.

Es trägt ſich oftmals zu, daß man wegen ſeines unordentlichen Lebens, ſeiner Unmäßigkeit, ſeiner Unvorſichtigkeit und Faulheit arm wird. Dieſes wird aber bey der geiſtlichen Armuth, von welcher wir reden, allzeit gefunden. Es ſind allemal unſere Sünden, die ſie verurſachen, indem ſie uns die Schätze der Gnade rauben. Es ſind unſere Sünden, die uns dabey erhalten, und machen, daß wir aus dieſem Zuſtande nicht heraus kommen. Die unerſchöpflichen Quellen der göttlichen Barmherzigkeit und der geiſtlichen Güter ſtehen einem ieden, der daraus ſchöpfen will, allzeit offen, und es iſt nur unſere Nachläßigkeit Schuld daran, daß wir uns nicht bereichern. Es iſt alſo dieſe Armuth allzeit eine Schande. Sie macht uns nicht nur elend, ſondern auch ſtrafbar. Sie ſoll uns allzeit Anlaß geben, uns zu ſchämen, weil wir allzeit durch unſer Verſchulden darein gerathen ſind, und es uns zuzuſchreiben haben, daß ſie fortdauert. Wenn wir reich werden wollten; ſo dürften wir nur unſer Elend einſehen und aufrichtig bekennen, das thun wir aber nicht. Wer würde nicht an weltlichen Gütern reich werden, wenn weiter

nichts dazu gehörte, als zu gestehen, daß man es nicht ist? Indessen ist es wahr und gewiß, daß das aufrichtige Bekenntniß der geistlichen Armuth hinlänglich ist, uns reich zu machen, weil es die Wirkung einer demüthigen und bußfertigen Empfindung ist, welche, weil sie macht, daß wir von uns urtheilen, wie Gott von uns urtheilt, uns Gott ähnlich macht, und es folglich dahin bringt, daß wir uns Gott nicht widersetzen, und ihm zuwider sind, als worinnen unsere Ungerechtigkeit besteht. Es ist also unmöglich, daß wir anders, als durch unser Verschulden, und weil wir es so haben wollen, an Gütern der Seele arm bleiben. Wir können durch unser Verschulden in der Armuth und Ungerechtigkeit verharren.

XIII.

Wenn wir den Zustand der Armen mit andern Augen, welche der Glaube verschafft, ansehen; so werden wir ganz andere Bewegungsgründe finden, sie ehrerbiethig anzusehen, und uns unter sie zu demüthigen. Der Begriff, den wir von der Niedrigkeit und Verächtlichkeit dieses Standes haben, ist zwar sehr gemein und sehr allgemein; aber im Grunde ist er ein sehr falscher Begriff, der von unserem Stolze und von unserer Blindheit herkömmt. Man entsetzt sich vor dem Zustande der Armen, das heißt vor dem Zustande einer Dürftigkeit, welche macht, daß man von der Mildthätigkeit eines andern abhängt, und die uns den Ungemächlichkeiten der Armuth

muth unterwirft; weil man sich nur mit äußerlichen Gütern beschäftigt, und nicht an die natürlichen Schätze denkt, die bey den Armen angetroffen werden. Der Arme, den man so geringe schätzt, ist dem ungeachtet in Gottes Augen ein großer Herr; und die Schätze, die man ihm nicht nehmen kann, sind unendlich weit größer und schätzbarer, als diejenigen, die ihm mangeln. Er ist ein ewiges Wesen, das Gott erkennen und ihn lieben kann. Er ist ein Werk Gottes, das über die ganze körperliche Natur, über die Sonne und die Sterne, die wir so sehr bewundern, weit erhaben ist. Er ist ein Gefährte der Engel, ein König der Welt, die er einmal besitzen soll, wenn er die Pflichten seines Berufs treulich erfüllt. Er ist ein Bild Gottes, an welchem er seine unendliche Größe auf eine weit edlere, deutlichere und ausdrücklichere Art hat vorstellen wollen, als in der ganzen übrigen Natur. Er ist ein Glied und Miterbe Christi, der zu seinem Reiche berufen worden, und das Recht und Unterpfand dazu schon bekommen hat.

Man wird sagen, alle diese Eigenschaften kämen uns eben so wohl, als ihnen, zu, und sie hätten deswegen vor uns nichts voraus. Sehet also hier andere, in Ansehung welcher sie einen Vorzug vor uns haben. Die Armen sind das Bild Jesu Christi, der um unsertwillen arm und erniedrigt worden ist. Sie gehen alle, wie Christus, gekleidet, und stellen ihn uns in dem Zustande vor, welcher uns der liebste seyn soll.

Fünfte Abhandlung.

Von den ausserordentlichen Führungen.

I.

Da Gott die Absicht gehabt hat, die Menschen durch die Demuth, welche die Furcht gewissermaaßen nöthig hat, zur Seligkeit zu führen; so hat er gewollt, daß nicht nur bey allen äußerlichen Umständen, in welche sie seine Vorsehung setzt, sondern auch noch bey allen innerlichen Führungen, die er in Ansehung der Seelen beobachtet, Gefahr seyn sollte, damit sie niemals Ursache haben möchten, sich für sicher zu halten, und allzeit verbunden wären, mit Furcht und Zittern ihre Zuflucht zu ihm zu nehmen.

Die wahre Sicherheit besteht also nicht darinnen, daß man sich sicher zu seyn glaubt; sondern darinnen, daß man seine Gefahren einsieht, und die rechten Mittel, sie zu vermeiden, ergreift.

Wenn man nun aber seine Gefahren einsehen will; so muß man, wie ich bereits gesagt habe, sowohl die Gefahren seines äußerlichen Zustandes, welche sichtbarer sind, als auch die Gefahren seines innerlichen Zustandes, die verborgener und schwerer wahrzunehmen sind, einsehen.

Von dieser letzten Art von Gefahren bin ich ietzo Willens zu reden; und es ist mir in Ansehung derselben folgendes eingefallen.

II.

Gott beobachtet in Ansehung der Seelen eine zweyfache innerliche Führung; eine ordentliche, vermöge welcher er dergestalt in sie wirkt, daß sich seine Wirkungen von dem, was die Natur gemeiniglich hervorbringen kann, nicht auf eine merkliche Art unterscheiden; und eine ausserordentliche, bey welcher seine Wirkungen von den gewöhnlichen Verrichtungen der Natur gar sehr unterschieden sind.

Nach diesen ausserordentlichen Wirkungen Gottes muß man die starke Tugend der Seelen nicht beurtheilen; denn die mehresten großen Heiligen sind nicht auf eine ausserordentliche Art geführt worden. Und da es, wie das Evangelium sagt, Leute wird gegeben haben, die mit besondern Gaben ausgerüstet gewesen sind, daß sie auch so gar geweißagt, Teufel ausgetrieben, und Wunder gethan haben, welche aber dem ungeachtet von Gott werden seyn verworfen worden; so kann es sich auch zutragen, daß es welche giebt, die nur eine schwache und gemeine Tugend haben. Wenn man also unter diesen beyden Arten der Führung zu wählen hätte; sollte man diejenige, welche gemeiner ist, für sich erwählen.

Weil aber Gott, der seine Gnaden nach seinem Willen und Wohlgefallen austheilt, den Seelen in diesem Stücke die Wahl nicht überläßt; so sind diejenigen, welche, wider ihre Neigung, wirklich auf einen etwas ausserordentlichen Weeg sind geführt wor-

den, verbunden, in Ansehung der Gefahren, von welchen er umgeben ist, die Augen aufzuthun, und die Mittel zu ergreifen, die ihnen Gott an die Hand giebt, sich davor zu bewahren.

III.

Man kann diese Gefahren auf drey Hauptgefahren bringen, welche der Betrug, die Verwegenheit und der Stolz sind.

Der Betrug besteht darinnen, daß sie die Wirkungen ihrer Einbildungskraft, und ganz natürliche Wirkungen für übernatürliche göttliche Wirkungen halten und ansehen.

Die Verwegenheit, daß sie sich selbst, oder andere nach falschen Einsichten und ohne göttlichen Beruf führen.

Und der Stolz, daß sie sich auf Gnaden, die sie von Gott erhalten zu haben glauben, oder auf Lobeserhebungen, die ihnen von Menschen beygelegt werden, etwas einbilden.

IV.

Wenn man einsehen und verstehen will, wie sie, auch so gar ganz treulich und aufrichtig, in den Betrug gerathen können; so muß man wissen, daß, gleichwie die Gnade zwo Arten zu wirken hat, eine ordentliche und eine ausserordentliche, also auch die Natur zweyerley Wirkungen hat, wovon die einen gemeiner, und die andern nicht so gemein sind. Denn

wenn

wenn diejenigen, die eine starke Einbildungskraft haben, sie noch überdieses durch eine etwas gewaltsame Handlung erhitzen; so setzen sie dadurch ihr Gehirn in den Stand, auf eine Art zu handeln, wovon sie selbst erstaunen. Und ihre Gedanken werden so lebhaft, und sind von den gemeinen Gedanken so verschieden, daß sie sie gar leicht für göttliche Erleuchtungen halten. Sie sind also geneigt ihnen anzuhängen und sie zu lieben, und nur sich selbst zu folgen, indem sie Gott zu folgen vermeynen.

Ob es gleich wahre Erscheinungen giebt; so ist es doch gewiß, daß die mehresten von denen, welche gewisse Personen zu haben glauben, nichts anders sind, als lebhafte Vorstellungen, die von ihrem eigenen, auf eine ausserordentliche Art wirkenden Verstande, sind hervorgebracht worden. Und darum erschien die h. Theresia nach ihrem Tode einer zu ihrem Orden gehörigen Nonne, und verboth ihr, das Buch von ihrem Leben ihre Nonnen lesen zu lassen, weil sie befürchtete, es möchte ihnen eine Liebe zu diesen ausserordentlichen Dingen einflößen. Denn sagte sie zu ihr, unter zweyhundert Erscheinungen werden bisweilen nicht zwo wahre Erscheinungen seyn.

Die Kenntniß, welche solche Personen von den Grundsätzen der Religion haben, macht zwar, daß sie überhaupt sagen, sie wollten nur Gott folgen; aber insbesondere halten sie alle diese lebhaften und ausserordentlichen Vorstellungen, welche ihre Einbildungskraft hervorbringt, für einen göttlichen Trieb.

Es giebt unzählige Beyspiele von solchen Täuschungen, und ich habe ein sehr merkwürdiges an einer Wittwe gesehen, welche, da sie gnug natürlichen Verstand hatte, der von der Hitze ihres Gehirns in eine ausserordentliche Bewegung war gesetzt worden, alle ihre Gedanken für untrügliche Einsichten hielt, weil sie selbst darüber erstaunte. Und so entschied sie alles mit einer erstaunlichen Zuversicht, ob sie gleich ganz ausserordentlich eingeschränkt war, daß sie sich oftmals betrog, und dasienige, was sie sagte, sonst nichts seltenes an sich hatte, als die stolze Dreustigkeit, mit welcher sie es sagte.

V.

Der Betrug bringt gemeiniglich die Verwegenheit hervor. Denn weil man seine Gedanken für göttliche Gedanken hält; so hängt man sich daran, man zieht sie anderer ihren vor; und da sie lebhafter sind, so bildet man sich ein, sie wären auch richtiger und gegründeter. Indessen verhält sich die Sache nicht also. Denn es kann gar wohl seyn, daß ein Gedanke sehr lebhaft, und doch dabey falsch ist; und dieses kömmt daher, weil dieienigen, welche die Sachen so lebhaft sehen, oftmals nur eine auf einmal sehen, und ihr Verstand, der sehr eingeschränkt ist, sich weit erstreckt. Nun hängt aber die Wahrheit von allen Umständen der Sache, von welcher man urtheilen will, ab.

Es scheint bisweilen eine Handlung in einer gewissen Absicht gut zu seyn, ob sie gleich böse ist, wenn man sie mit allen ihren Umständen betrachtet. Es ist etwas gutes, einem Elenden zu helfen; es ist aber nicht gut, ihm durch eine Lügen, durch eine Handlung, woran sich die Welt ärgert, und durch Mittel, die an sich selbst böse und unrecht sind, zu helfen.

Es ist gut, einer Familie in der Noth beyzustehen; es ist aber nicht gut, wenn man Kindern, die vielleicht nicht zur Kirche berufen sind, Pfründen verschafft.

VI.

Man weis zur Gnüge, was das für eine Art von stolzer Eitelkeit ist, welche darinnen besteht, daß man an sich selbst ein Wohlgefallen findet, und sich über die Lobeserhebungen und den Beyfall der Menschen auf eine merkliche Art freut. Es giebt aber auch noch eine andere, die weit feiner und zärtlicher ist, gegen welche diejenigen, so etwas ausserordentliches an sich haben, eben so sehr auf ihrer Hut seyn sollen. Diese besteht darinnen, daß, da die Weltmenschen von ihrer natürlichen Gemüthsbeschaffenheit angetrieben werden, Leuten, die ausserordentlich fromm und gottesfürchtig sind, viel Höflichkeit und Gefälligkeit zu erzeigen, die ihnen bey ihren Leidenschaften nicht beschwerlich fällt, die Seele sich nach und nach gewöhnt, sich mit diesem Brode zu nähren, und

daß

daß ihr die Verachtung und Abweisung noch weit empfindlicher sind. Sie kann es nicht länger ausstehen, unbekannt zu bleiben, und bey den Menschen vergessen zu seyn; sie fängt so gar an, sich innerlich hochzuschätzen, welches sie gegen diejenigen, die sich ihren Absichten widersetzen, aufbringt und verbittert.

Ein sonderbares Beyspiel trifft man in der h. Theresia an, welche erzählt, es wäre eine Frau, die in einem großen Geruche der Frömmigkeit gelebt hatte, und welche alle Tage das h. Abendmahl genoß, die sich aber in sich selbst erhoben hatte, auf eine elende Art gestorben, weil sie sich wider einen Priester entrüstet hatte, der ihr nicht hatte Messe lesen wollen, weil er es nicht mit dem geziemenden Anstande thun könnte.

Das sind die vornehmsten Gefahren, solcher ausserordentlichen Führungen. Gott, welcher gewisse Seelen darein gerathen läßt, weis sie gar wohl davor zu bewahren; es ist aber allemal gut, daß sie sie kennen, daß sie sich davor fürchten, daß sie Gott bitten, sie davon zu befreyen, und daß sie die Mittel ergreifen, vermöge welcher sie ihnen entgehen können.

VII.

Diejenigen, welche aufrichtig wünschen, sich vor dem Betruge zu bewahren, setzen ein großes Mißtrauen in ihre Gedanken, wenn sie ihnen gleich noch so gut zu seyn scheinen. Sie glauben nicht leicht,

daß

daß sie von Gott kommen ; sie lassen sie seyn, was sie sind ; sie richten sich aber in ihrem Verhalten nicht darnach, sondern folgen nur bey ihren Handlungen dem Lichte des Glaubens, und den allgemeinen moralischen Wahrheiten, die Gott seiner Kirche bekannt gemacht hat.

Und da sie nicht glauben sollen, sie wären schon von sich selbst gnugsam davon unterrichtet ; so ist die allgemeineste Regel, die von den Seelen, welche Gott besondere Wege geführt hat, beobachtet worden, diese gewesen, daß sie sich gern mit gelehrten Leuten besprochen, sich ihnen entdeckt, und sich ihrer Führung überlassen haben. Die h. Theresia, die Schwester Maria von der Menschwerdung, und viele andere haben es ihr ganzes Leben lang gethan, und es zum Hauptwerke ihrer Frömmigkeit gemacht.

Es ist wahr, es gehört viel Einsicht und Beurtheilung dazu; denn es giebt wenig Leute, die so klug und verständig sind. Sie haben gar sehr zu befürchten, in die Hände eines Leichtgläubigen zu fallen, der sich mit ihnen etwas zu schaffen macht, und ein Vergnügen daran findet, daß er sie in dem Betruge erhalten kann. Darum sollen sie diejenigen, welche mißtrauischer und nicht leichtgläubig sind, vorziehen; obgleich auch diejenigen zu weit gehen, welche überhaupt voraussetzen, es wäre alles, was nicht gewöhnlich ist, Betrug.

Und da diese Erwählung kluger und gottesfürchtiger

tiger Personen eben so schwer, als nöthig ist; so sollen sie Gott gar sehr bitten, daß er sie zu einem Manne bringen wolle, der sie leiten und führen könne. Denn daß sie keinen finden, kömmt oftmals daher, weil sie keinen verlangen, und nicht gnugsam darum bitten.

VIII.

Wenn sie einer guten Führung folgten; so würden sie darinnen so wohl wider die Verwegenheit und den Stolz, als auch wider den Betrug ein Mittel finden; weil sie ihren Beichtvater wegen aller ihrer Handlungen würden um Rath fragen, und auf solche Art die Verwegenheit vermeiden können. Und wenn dieser recht klug und verständig ist; so wird er gar bald sehen, ob sie sich nicht innerlich erheben, und ob gewisse äusserliche Handlungen, und ein gewisser Umgang mit Leuten, die sie loben, nicht gefährlich für sie sind.

IX.

Sie sollen nicht vollkommen versichert seyn, daß sie ganz von Stolze frey sind, weil sie keinen merken und wahrnehmen. Denn es giebt einen, der so fein ist, daß er von denen, die ihn an sich haben, nicht bemerkt wird, ob man ihn gleich an andern oftmals sehr deutlich wahrnimmt. Und wenn sie auch gleich ietzo keinen hätten; so sollen sie sich doch allzeit in Ansehung der Zukunft davor fürchten, weil der Mensch

von

von diesem Verderben niemals ganz rein ist, und nichts gefunden wird, woran er sich nicht hängen könnte, und wo man nicht Ursache sich vor ihm zu fürchten hätte, zu welchem Grade der Heiligkeit Gott eine Seele auch immer mag erhoben haben.

Es ist nichts zu finden, worauf man weniger Ursache sich etwas einzubilden hätte; als in einem Eßsaale zu lesen. Indessen verlangt der h. Benedictus (a) von allen seinen Mönchen, welche oftmals Heilige waren, ein öffentliches Gebeth zu verrichten, um davor bewahrt zu werden, sich auf diese so gemeine Handlung etwas einzubilden; welches zu erkennen giebt, daß Leute, die nicht so heilig sind, als diese großen Ordensmänner waren, Ursache haben ihn bey Handlungen zu befürchten, die ihn weit eher erzeugen können, als die Handlung, in einem Eßsaale zu lesen.

Das sollten meines Erachtens alle diejenigen, die etwas ausserordentliches haben, sagen und wünschen. Da es aber nicht allemal leicht ist, die Hülfe und den Beystand eines Mannes, der sie leiten und führen kann, zu haben; so sollen sie wenig unternehmen, und sich nur mit solchen Sachen abgeben, die sich zu ihrem Stande schicken; als den Kranken zu helfen und beyzustehen, Kinder zu unterrichten, ohne sich zu unterfangen, bloß nach ihren Einsichten etwas wichtiges zu entscheiden, oder iemanden Verhaltungsregeln zu geben.

(a) In seiner Regel, Cap. 8.

Sechste Abhandlung.

Vom Aergerniſſe.

I.

Die Welt hat dem Worte Aergerniß eine ſehr eingeſchränkte Bedeutung beygelegt. Denn ſie verſteht unter dieſem Ausdrucke gemeiniglich nur die Handlungen, die ſie ärgerlich nennt, das heißt diejenigen, welche wegen ihrer Abſcheulichkeit rühren, und Schrecken und Abſcheu verurſachen. Da aber nicht die Welt von den Aergerniſſen urtheilen wird, und, wenn man gleich alle die Handlungen, die ſie ärgerlich nennt, vermieden hat, man doch ſehr hart wird beſtraft werden, wenn man ſolche verrichtet, die Gott als Aergerniſſe anſieht; ſo iſt viel daran gelegen, recht zu verſtehen, was das Wort Aergerniß nach der Sprache der Schrift in ſich begreift.

II.

Aergerniß heißt alſo dasjenige, was einen Fall, das heißt eine Sünde verurſacht, oder verurſachen kann. Aergern heißt alſo, iemanden Gelegenheit zum Falle geben. Ob nun aber gleich die ſchändlichen, ungerechten und grauſamen Handlungen, welche Abſcheu verurſachen, wirklich ärgerliche Handlungen ſind, weil derjenige, der ſie verrichtet, andere, ſo viel er kann,

kann, zu bewegen ſucht, ſie nachzuthun; ſo kann man doch ſagen, daß die Handlungen, welchen ihre Verdammung an die Stirne geſchrieben iſt, gewiſſermaaßen nicht ſo ärgerlich ſind, weil ſie weniger Menſchen zum fallen verleiten. Der Abſcheu, den man davor hat, iſt kein Aergerniß, ſondern vielmehr ein Mittel und ein Verwahrungsmittel darwider, weil uns dieſes abhält, die böſen und laſterhaften Handlungen nachzuthun.

III.

Es liegt alſo weit mehr Aergerniß in gewiſſen Handlungen, die in dem Gemüthe keinen Abſcheu verurſachen, und ſich allmählig in die Seele einſchleichen, weil ſie vielmehr gemeiniglich entweder gebilligt oder geduldet werden. Dieſe Handlungen, ſage ich, ſind weit ärgerlicher, weil man geneigter iſt, ſie nachzuthun, und ſie alſo wahre und wirkliche Urſachen der Fälle ſind. Ich will einige Beyſpiele davon anführen.

IV.

Alle diejenigen, die an unſern Leidenſchaften Theil nehmen, die ſie entſchuldigen, billigen und rechtfertigen, ärgern uns, weil ſie uns wirklich zu Falle bringen, und von dem Wiederaufſtehen abhalten. Wenn z. B. iemand gegen einen andern eiferſüchtig, oder ihm gehäßig wäre; ſo würde es ihn ärgern heißen, wenn man die Gründe der Hochachtung desjenigen, welcher der Gegenſtand davon iſt, niederriſſe, indem

man ihm zu zeigen ſuchte, es ſchätzten ihn viel Leute nicht hoch, und diejenigen, die ihn hochſchätzten, thäten unrecht daran; und indem man ihn für einen unleidlichen und unerträglichen Menſchen ausgäbe. Denn alle dieſe Reden zielen darauf ab, ſeine Eiferſucht zu rechtfertigen, ſeinen Haß zu vermehren, und die Liebe, die er haben kann, zu vermindern. Nun kann man aber die Liebe in einem Herzen nicht vermindern, ohne es in Gefahr zu ſetzen, ſie zu verlieren, welches das wirklichſte Aergerniß iſt, worein eine Seele fallen kann.

V.

Ein anderes nicht ſo merkliches Aergerniß iſt folgendes, welches man noch weniger bedenkt.

Man ſieht wenig materielle Gebäude, die gleich anfangs Stützen nöthig haben, und ſie ſtehen gemeiniglich lange ohne andere Stützen, als diejenigen, die einen Theil des Gebäudes ſelbſt ausmachen, als die Mauern, die Pfeiler und die Säulen; aber mit den geiſtlichen Gebäuden verhält es ſich nicht ſo. Es werden wenige gefunden, welche, wenn ſie ſtehen ſollen, außer den weſentlichen Stützen, nicht noch einige fremde Unterſtützungen nöthig haben. Die Leidenſchaften, welche ſie über den Haufen zu werfen ſuchen, werden nicht allemal von dem Lichte der Wahrheit und den Bewegungen der Liebe Gottes zurückgehalten; ſondern es halten ihnen oftmals andere menſchliche Leidenſchaften, die vernünftiger ſind, und

ihre

ihre Heftigkeit mäßigen, das Gleich- und Gegengewicht. Es mischen sich gemeiniglich allemal einige menschliche Betrachtungen in das, was die Menschen in dem Stande, wo sie Gott haben will, erhält und befestigt. Die menschliche Furcht für unbeständig gehalten zu werden, oder sich leichtsinniger Weise gewisser zeitlicher Vortheile zu berauben, dient oftmals zu einer Stütze, das Gemüth wider die Unbeständigkeit zu erhalten; und indem sie die Bemühung der Leidenschaften vermindert, so verschafft sie der Vernunft und der Gnade Gelegenheit, über dasselbe zu siegen.

Wenn also ein unverständiger Mensch durch seine Reden alle diese Stützen niederrisse, wenn er z. B. das Ansehen derer, gegen welche die zweifelhaft gemachte Person Zutrauen und Ehrerbiethung hegte, zu Grunde richtete, wenn er ihr die menschlichen Absichten, die sie unterstützten, raubte, und ihr weis machte, sie thäte besser, wenn sie ihren Stand verließe; so sieht man deutlich, daß sie eben so sehr in Gefahr seyn würde, über den Haufen geworfen zu werden, als ein auf allen Seiten gestütztes Gebäude, dem man alle Stützen, die man ihm gegeben hatte, nähme.

VI.

Man kann bisweilen andere ärgern, indem man unvorsichtiger Weise gewisse Lebensarten lobt, nicht nur wenn sie böse, sondern auch, wenn sie gut sind.

Was man lobt, iſt an ſich gut. Da es aber nicht ſo vollkommen iſt, als das, was dieienigen thun, vor welchen man es lobt; ſo treibt man ſie dadurch an, dieſe nicht ſo vollkommene Lebensart zu wünſchen, weil die ſchwachen und nicht gar zu eifrigen Perſonen allzeit geneigt ſind, ſich auf die Seite desienigen zu ſchlagen, was der Natur am bequemſten iſt. Man braucht alſo ſo gar die Tugend gewiſſer Perſonen, anderer ihrem Herzen die Liebe zur Nachläßigkeit einzuflößen.

VII.

Endlich giebt es Leute, deren Umgang gewiſſermaaßen ärgerlich iſt, ohne daß ſie es denken. Und das ſind dieienigen, welche, indem ſie Verdienſte und Tugend beſitzen, auch noch überdieſes etwas angenehmes an ſich haben, das denen, mit welchen ſie umgehen, gefällt. Denn es zeigt ſich, daß, weil dieſe Leute eine Neigung zu gelinden Meynungen haben, ſie nicht unterlaſſen werden, das Böſe ſelbſt durch das Gute, welches man an ihnen wahrnimmt, zu rechtfertigen. Weil ſie fromm leben; ſo fällt der Verdacht weg, daß ihre Handlungen eben nicht die ordentlichſten ſeyn möchten. Man glaubt, man könne ſich erlauben, was ſie ſich erlauben. Man wirft ſich vor, man lebe gar zu ſtrenge, und thue ſich einen unnützen Zwang an, wenn man ſieht, daß ſich ſolche Leute eine größere Freyheit verſtatten, als dieienige iſt, die man ſich verſtattet; und ſo dient das

gute,

gute, welches an ihneu iſt, weiter zu nichts, als andern die Nachläßigkeit einzuflößen. Solche ſonſt tugendhafte Leute ſind in den Geſellſchaften gefährlich. Denn gemeiniglich reißt der Schwache den Starken mit fort; weil die Gemüther weit geneigter ſind, nachläßig zu werden, als ſolche Leute Luſt haben, ſich das gute Beyſpiel und das ordentliche Leben anderer zu Nutze zu machen.

VIII.

Alle Leidenſchaften ſind Arten von Aergerniſſen, das heißt, ſie verleiten die Seelen desienigen, der ſie ſieht, zur Sünde und zum Falle. Eine iede Leidenſchaft drückt der Seele ihr Bild ein, welches eine Vorſtellung der Leidenſchaft iſt. Die Menſchen ſind überaus ſcharfſichtig, an andern die geheimen Bewegungen ihrer Leidenſchaften wahrzunehmen, oftmals weil ſie ſich daran ſtoßen, und oftmals auch, weil ſie Luſt haben, Theil daran zu nehmen. Man lernt von anderer ihren Leidenſchaften, wie man es machen muß, wenn man bey den ſeinigen glücklich ſeyn will. So lernt man oftmals aus den Liebeshändeln der Romane die Sprache und die Kunſtgriffe ſolcher Leidenſchaften. Und mit allen übrigen verhält es ſich eben ſo. Eine iede Leidenſchaft hat ihre Sprache und ihre Kunſtgriffe, die man lernt, wenn man ſie an andern ſieht.

IX.

Alle unſere Irrthümer ſind ärgerlich; denn ſie

verdunkeln allzeit eine gewiſſe Wahrheit im Verſtande, und dieſe verdunkelte Wahrheit kann eine Quelle von Betruge in der Lebensführung werden. Sie kann uns alſo einen Fall verurſachen, und uns folglich ärgern.

X.

Eine iede Verſtellung und eine iede gekünſtelte Auffühyrung iſt ein Aergerniß. Denn man lernt dadurch ſich von der Einfalt und Redlichkeit entfernen, und, das, was man wünſcht, an die Stelle der ganz einfältigen und ganz nackenden Wahrheit zu ſetzen, welches die Leute geneigt macht, ihre Begierden und Neigungen allenthalben herrſchen zu laſſen; und das iſt ein großes Aergerniß.

XI.

Eine iede mit Stolze verbundene Entſchuldigung iſt ein Aergerniß. Denn wenn die Gemüther von der Meynung, daß man unrecht habe, eingenommen ſind; ſo dient der Stolz weiter zu nichts, als auf die Gedanken zu bringen, man könne es nicht wohl leiden, wenn man getadelt werde, und man ſey weder demüthig, noch aufrichtig. Wenn die Wahrheit erlaubt, den Fehler, den man uns beymißt, abzulehnen; ſo kann man es thun. Es heißt aber die Leute ärgern, wenn man den Eindruck, der ſchon in ſie iſt gemacht worden, durch die ſtolze Art, wie man ſich deswegen vertheidigt, vermehrt.

XII.

Sich ſelbſt loben, und etwas zu ſeinem Vortheile ſagen, iſt eine ärgerliche Aufführung. Denn man ärgert andere durch einen Schein eines eiteln Stolzes, und giebt ihnen Anlaß, übel von uns zu urtheilen; oder treibt ſie an, kein Bedenken zu tragen, es uns nachzuthun, indem ſie ſich ſelbſt loben, und die Vorzüge bemerken laſſen, die ſie ihrer Meynung nach haben.

XIII.

Die kühne und verwegene Mine iſt ein Aergerniß und ein böſes Beyſpiel, weil ſich die mehreſten Menſchen vor der Verwegenheit nicht anders, als durch die Zurückhaltung und Beſcheidenheit verwahren können. Ihnen ein Beyſepiel einer kühnen und ſich eindringenden Aufführung geben, heißt ſie unterrichten, ſich durch ein verwegenes Betragen den Kopf einſtoßen.

XIV.

Die entſcheidende und zuverſichtliche Mine verurſacht gemeiniglich Aergerniß, man mag recht oder unrecht haben. Wenn man auch gleich noch ſo ſehr recht hat; ſo bringt ſie doch viele auf die Gedanken, man ſey ein vermeſſener Menſch, und macht ihnen dadurch die Wahrheit ſelbſt verdächtig. Wenn man aber unrecht hat; ſo wird das Aergerniß noch größer. Denn man beleidigt diejenigen, die es einſehen, in-

dem man die Unwahrheit eine zuverſichtige Mine annehmen läßt, die nicht einmal der Wahrheit wohl anſtehen würde. Man hintergeht andere durch dieſe Mine, und flößt ihnen die Falſchheit ein. Und endlich giebt man den Leuten ein Beyſpiel von einer Art vermeſſen zu reden, zu welcher ſie ſchon von Natur gnugſam geneigt ſind, und worein ſie ihre verwegenſten und ungegründeſten Gedanken zu kleiden ſich gewöhnen. Man muß ſich alſo gewöhnen, immer demüthig zu reden, weil man immer demüthig denken ſoll, und es unmöglich iſt, daß Worte, die nicht demüthig ſind, nicht von einem Gedanken herkommen, der nicht beſcheiden gnug iſt. Es iſt alſo vielmehr ein Gebot, als ein Rath, wenn der h. Bernhard ſagt: **Laſſet alle eure Worte mit dem Salze des Zweifels gewürzt ſeyn:** Omnis ſermo veſter dubitationis ſale ſit conditus. **Denn die vermeſſene und entſcheidende Mine iſt auf eine andere Art ſchwerlich zu vermeiden.**

XV.

Man muß bey allen dieſen verſchiedenen Beyſpielen merken, daß man auch ſo gar alsdenn wirklich in die Sünde des Aergerniſſes verfällt, wenn man, weil die Tugend den Nächſten vor den üblen Wirkungen bewahrt, welche die Unvorſichtigkeit unſers üblen Verhaltens in ihn hätte machen können, ihm wirklich keinen Schaden zufügt. Denn das ſagt der h. Auguſtinus ausdrücklich, wenn er von den Pfarrherren redet, die ihren Kirchkindern böſe Beyſpiele

ſpiele geben. Obgleich, ſagt er (a), viele gefunden werden, die ſich durch ihre gegründete Tugend vor dem Eindrucke der böſen Beyſpiele bewahren; ſo ſind die Pfarrherren, welche über ſie geſetzt ſind, dennoch auch ſo gar in Anſehung derer, welche nicht ſterben, Mörder. Et ille vivit, ſagt er, & ille homicida eſt. Derienige, dem ihr dieſes böſe Beyſpiel gegeben habet, lebt zwar; ihr ſend aber dem ungeachtet ſein Mörder.

Siebente Abhandlung.

Man hat niemals Urſache, ſich über dieienigen zu beklagen, die uns einen Fehler Schuld geben.

I.

Wenn wir hören, daß iemand an unſerer Aufführung etwas auszuſetzen gefunden hat; ſo ſieht man deutlich, daß wir nicht Urſache haben uns darüber zu beklagen, wenn er es unter dieſen beyden Bedingungen gethan hat: Zum erſten, wenn er nur getadelt, was nach der Regel der Wahrheit wirklich zu tadeln iſt, und zum andern, wenn er ſich bey der Anwendung dieſer Regel nicht betrogen hat. Denn wenn ein ſolcher etwas mißbilligt, das an ſich böſe iſt;

(a) Serm. 46, n. 9.

ist; so stimmt er in diesem Stücke mit dem Urtheile Gottes überein, welcher alles, was böse ist, mißbilligt und verdammt. Und wenn er uns tadelt, weil wir wirklich auf eine dieser Regel zuwider laufende Art gehandelt haben; so thut er auch da weiter nichts, als was Gott thut. Nun handeln wir aber sehr ungerecht, wenn wir nicht wollen, daß ein anderer von uns urtheilt, wie Gott von uns urtheilt. Denn da das Urtheil, welches Gott über uns fällt, gewiß wahr und recht ist; so heißt es verlangen, daß man von uns nicht wahr und recht urtheilen soll.

II.

Wir können die Vergebung unserer Sünden von Gott unmöglich anders erlangen, als wenn wir es bey seinem Urtheile bewenden lassen, und an uns verdammen, was er an uns verdammt. Wir müssen nothwendig mit David zu ihm sagen: **Du, o Herr, bist gerecht, und dein Urtheil ist recht:** Justus es, Domine, & rectum iudicium tuum. Ps. 118, 137. Nun kann man aber dieses in Ansehung Gottes unmöglich thun, wenn es iemandem übel nimmt, daß er von uns urtheilt. Denn es ist ein augenscheinliches Kennzeichen, daß man dieses Urtheil haßt, und sich nicht dabey beruhigt.

III.

Wenn man sich bey dem Urtheile des Menschen, wel-

welches mit Gottes Urtheile übereinstimmt, beruhigt; so besänftigt man Gott, weil man ihm ähnlich wird. Wenn man sich dadurch beleidigt findet; so widersetzt man sich Gott, und erzürnt ihn, und folglich zieht man sich ein härteres Urtheil zu, weil man mit seinem ersten Fehler den Stolz und die Hartnäckigkeit verbindet. Kann wohl ein größerer Stolz gefunden werden, als wenn man verlangt, der Mensch soll an uns nicht verdammen, was die Wahrheit an uns verdammt! Und giebt es wohl eine größere Hartnäckigkeit, als wenn man in einem Zustande beharrt, den Gott nicht billigen kann!

IV.

Wenn es sich aber zutrüge, daß derjenige, welcher uns tadelt und anklagt, sich betröge; so würde es nur auf eine zweyfache Art geschehen können: Entweder weil die Regel, nach welcher er uns beurtheilte, falsch und betrüglich wäre; oder weil er sie nicht recht anwendete, indem er uns wider die Wahrheit beschuldigte, wir hätten diese Regel übertreten. Wenn es auf die erste Art geschieht; so haben wir Ursache, einen solchen Menschen selbst zu beklagen, weil er sich unterfängt zu urtheilen, ohne die Wahrheit zu wissen, welche die Regel und Richtschnur aller Urtheile seyn soll. Wir sind ihm aber dem ungeachtet gewissermaaßen verbunden. Denn er hat an uns nur getadelt, was er für tadelnswürdig gehalten hat; daß heißt, er hat uns von einer Krank-

heit

heit befreyen wollen, die wir nicht hatten, mit welcher er uns aber behaftet zu seyn glaubte. Nun ist aber der Wille, uns gesund zu machen, allzeit eine Art von Verdienste. Er hat uns etwas gutes gewünscht; indem er uns die Genesung gewünscht; und man ist einem Arzte allemal Dank schuldig, der uns Arzneymittel giebt, um uns vom Fieber zu befreyen, ob er sich gleich irrt, wenn er voraussetzt, daß wir es wirklich hätten.

V.

Dieses ist noch weit mehr wahr, wenn, ob er sich gleich nicht in Ansehung der Regel betriegt, er sich doch in der Anwendung derselben betriegt, indem er glaubt, wir hätten wirklich einen Fehler begangen, den wir doch nicht begangen haben. Denn es ist ausser allem Zweifel, daß wir keine Ursache haben würden, uns zu beklagen, wenn iemand bloß zu uns sagte: Ihr habet diesen Fehler begangen, ihr habet also Ursache, euch deswegen zu demüthigen; denn es ist gewiß, daß wir dessen wirklich fähig sind, und daß diese Fähigkeit eine wirkliche Ursache, sich zu demüthigen, ist.

Wir würden auch da noch keine Ursache haben uns zu beklagen, wenn er weiter nichts gethan, als daß er zu uns gesagt hätte: Ihr möget ein wachsames Auge auf euch haben, damit ihr diesen Fehler in Zukunft nicht mehr begehet; denn die Wachsamkeit

keit in Ansehung der Fehler, die man begangen hat, ist niemals etwas böses.

Wenn nun iemand zu uns sagt, wir hätten diesen oder ienen Fehler begangen; so sagt er uns wirklich diese beyden Wahrheiten, daß wir ihn begehen können, und daß wir ihn zu vermeiden suchen sollen. Es liegen also zwo Wahrheiten in seiner Anklage, und sie kann nur auf eine Art falsch seyn, indem er uns nämlich etwas Schuld giebt, das wir wirklich nicht gethan haben.

VI.

Selbst die Unrichtigkeit und Falschheit, die sich, unserem Vorgeben nach, in dieser Anklage befinden würde, ist mehrentheils sehr zweifelhaft. Denn wenn ein solcher Mensch aufrichtig handelt; so giebt der Vorwurf, den er uns macht, wenigstens zu erkennen, daß er überzeugt ist, daß wir diesen Fehler wirklich begangen haben; gleichwie es, wenn wir es leugnen, ein Merkmaal ist, daß wir glauben, wir hätten ihn nicht begangen. Warum halten wir denn also gewiß dafür, daß er sich irrt, und daß wir uns nicht irren? Wir haben eine Ursache der Verführung, nämlich die Eigenliebe, in uns, welche uns in Ansehung dessen, was uns angeht, sehr leicht verblenden kann. Er hat diese innerliche Ursache der Verführung in Ansehung unser nicht; seine Anklage ist also wahrscheinlicher, als unsere Rechtfertigung.

VII.

VII.

Er kann zwar wider uns eingenommen, und uns gehässig seyn; aber die innerliche Ursache, die uns verführen kann, ist gewiß; wir können sie nicht leugnen; und den vermeynten Haß gegen uns, oder die vorgefaßte Meynung, die wir ihm Schuld geben, wissen wir nicht gewiß. Es ist also gar gemeiniglich ein verwegenes Urtheil, das wir von ihm fällen würden, weil dieser Haß eine innere Gemüthsbeschaffenheit ist, die man nicht leicht wissen kann.

VIII.

Es erlaubt uns also, die Wahrheit zu sagen, die Gerechtigkeit weiter nichts, als diese einzige Entschuldigung, daß man sagt, in so fern man den Grund seines Gewissens habe erforschen können, habe man nicht gefunden, daß man einen solchen Fehler, als man uns vorwirft, begangen habe. Da es aber gar wohl seyn könne, daß man ihn aus Blindheit nicht einsähe; so ersuche man diejenigen, die uns tadeln, Gott zu bitten, daß er uns erleuchten, unsere Finsternisse vertreiben, und nicht zulassen wolle, daß wir im Tode entschlafen, indem wir mit dem Propheten zu ihm sagen: Illumina oculos meos, ne unquam obdormiam in morte: **Erleuchte meine Augen, daß ich niemals im Tode entschlafe.** Ps. 12, 4.

IX.

IX.

Das kann die Wahrheit bey solchen Gelegenheiten zulassen; sie mißbilligt aber allen Verdruß, den man deswegen, weil man an unserer Aufführung etwas auszusetzen findet, bey sich verspüren, und alle Klagen, die man deswegen führen kann. Wenn man, wider seinen Willen, davon gerührt ist, so muß man diese Empfindung an sich mißbilligen, sie nicht öffentlich ausbrechen lassen, und sich also mit der Wahrheit vereinigen, welche sie mißbilligt, um zu thun, was der Weise sagt: Coniungere Deo & sustine: Vereinige dich mit Gott, und sey geduldig. Sir. 2, 3. Denn die große Regel aller unserer Handlungen ist diese, uns allzeit auf Gottes Seite zu schlagen, indem wir uns nach seinem Urtheile richten, um an uns zu mißbilligen, was er an uns mißbilligt. Man hat nur Schimpf und Schande zu erwarten, wenn man eine Parten ergreift, die Gott zuwider ist; man kann aber nicht zu Schanden werden, wenn man sich mit Gott vereinigt, indem man alle Urtheile, die er für und wider uns fällt, vollkommen billigt.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Achte Abhandlung.

Ob es Wucher ist, wenn man auf Borg theuer verkauft.

I.

Es ist eine scharfsinnige Anmerkung, die der h. Thomas (Quodlib. 9. art. 15.) macht, wenn er sagt, es sey gefährlich, in der Sittenlehre mit Gewißheit zu bestimmen, und zu sagen, eine Handlung sey eine Todtsünde, wenn uns die Wahrheit nicht vollkommen bekannt ist: Omnis quæstio, sagt er, quæ de peccato mortali quæritur, nisi expresse veritas habeatur, periculose determinatur, quia error, quo non creditur esse peccatum mortale, quod est peccatum mortale, conscientiam non excusat a toto, licet forte a tanto. Error vero, quo creditur esse mortale, ex conscientia ligat ad peccatum mortale. Præcipue autem periculosum est, ubi veritas ambigua est, quod in hac quæstione accidit. "Es ist gefährlich, auf alle Fragen zu antworten, die man in Ansehung "der Todtsünde vorbringt, wenn die Wahrheit "nicht deutlich bekannt und ausgedrückt ist; weil "der Irrthum, vermöge dessen man dafür hält, "es sey etwas keine Todtsünde, ob es gleich eine ist, "die Sünde nicht ganz entschuldigt, ob er gleich viel- "leicht ihre Größe vermindert. Aber der Irrthum, "ver-

"vermöge dessen man glaubt, es sey etwas eine Todt-
"sünde, ob es gleich keine ist, verbindet das Gewissen
"zur Todtsünde. Vornehmlich aber ist es gefähr-
"lich, wenn in diesem Stücke die Wahrheit zweifel-
"haft ist."

II.

Die Gefahr ist bey diesen Beantwortungen noch größer, wenn von Sünden die Rede ist, welche zur Wiedererstattung verbinden, weil nichts zu finden ist, das den Menschen zu thun schwerer ankömmt, als dieses; so daß es heissen würde, ihnen ein sehr hartes Joch auflegen, das viele zu Boden drücken könnte, wenn man sie dazu verpflichten wollte, wenn sie das göttliche Gesetz nicht dazu verpflichtete.

III.

Es ist unstreitig, daß der Wucher eine Sünde ist, wie solches von der Kirchenversammlung zu Vienne ist ausgesprochen worden. Ich halte aber dafür, daß dasienige, was dieses so gewiß macht, nicht so wohl die Vernunft, als vielmehr das göttliche durch die Tradition der Kirche erklärte göttliche Gesetz ist. Denn wenn man bey der Vernunft stehen bliebe; so würde man sich schwerlich überreden können, daß es etwas böses wäre, von einer Summe Geldes, die ich einem Kaufmanne leihe, fünf von Hunderten zu nehmen, wenn dieser Kaufmann den Nutzen, den er sich mit meinem Gelde zu verschaf-

sen gedenkt, weit höher schätzt; so daß er fände, es würde für ihn keine so vortheilhafte Bedingung seyn, wenn ich an seinem Gewinne Theil hätte, indem ich gleiche Gefahr mit ihm liefe. Ausser dem, daß es oftmals Fälle giebt, wo das Geld gar keine Gefahr läuft; als wenn ich meinem Freunde, der tausend Thaler schuldig ist, von welchen er zehn von Hunderten Interesse giebt, dieselben leihe, um ihn von dieser Schuld und von diesem Interesse zu befreyen, indem ich nur fünf von Hunderten nehme. Dieses Geld, welches nur in die Hände eines dritten kömmt, läuft in den seinigen keine Gefahr. Wenn man also nur die Vernunft zu Rathe zieht; so würde man schwerlich zeigen können, daß ich meinem Freunde unrecht thäte, welchen ich, ohne alle Gefahr, jährlich fünfzig Thaler gewinnen ließe.

Aber alle diese Betrachtungen und Schlüsse fallen weg, wenn man sich einzig und allein an das göttliche Gesetz hält, welches den Wucher wegen der üblen Wirkungen, die er gemeiniglich nach sich zieht, hat verdammen können, wenn er auch gleich in einigen Fällen nicht ungerecht wäre.

IV.

Hieraus folgt nun, daß man das Verbot des Wuchers nicht über das ausdehnen soll, was man davon in der h. Schrift und in den heiligen Kirchenvätern, die sie erklärt haben, antrifft; und daß es vornehmlich gefährlich seyn würde, es zu thun, wenn

der Vertrag, den man als einen wucherischen verdammen wollte, weder von einem geistlichen noch von einem bürgerlichen Gesetze, als ein solcher verdammt würde.

V.

Das ist die erste Ursache, welche macht, daß ich viele Schwierigkeiten dabey finde, die Kaufleute, welche auf Borg theurer, als für baar Geld, verkaufen, zu beschuldigen, daß sie Wucher treiben. Denn ich glaube nicht, daß man in den Kirchenvätern eine Stelle finden wird, die sie dessen beschuldigt hat. Indessen ist es unmöglich, daß sich dieses nicht sehr oft zutragen sollte, weil die Handlung niemals auf eine andere Art ist geführt worden, und es so gar moralisch unmöglich ist, daß sie ausser dem bestehen könne.

VI.

Der h. Augustinus hält sich in seiner Erklärung des 70. Psalms bey den gewöhnlichen Sünden der Kaufleute ziemlich lange auf. Er beklagt sich, daß sie Gott lästern, wenn sie einigen Verlust leiden; daß sie lügen und falsch schwören, um theurer zu verkaufen. Ob er nun aber gleich an andern Orten sehr nachdrücklich wider die Wucherer redet; so giebt er doch an diesem den Kaufleuten nicht Schuld, daß sie Wucherer wären, wenn sie auf Borg theurer verkauften, ob man sich gleich schwerlich vorstellen kann, daß sich diejenigen ein Gewissen daraus machen würden,

den, welchen er vorwirft, daß sie Gott lästern, und so leicht falsch schwören.

VII.

Die Decretalien der Päpste sind überaus strenge wider den Wucher und die Wucherer abgefaßt. Und dennoch findet man, daß sie ausdrücklich gesagt haben, es wäre kein Wucher, auf Borg theuer zu verkaufen. Der erste, welcher, so viel ich weis, davon geredet hat, ist Alexander III. der diese Schwierigkeit, unter dem Titel de Usuris, in folgenden Worten auflöst, wenn er an den Erzbischoff von Gennes schreibt: In civitate tua dicis sæpe contingere, quod, cum quidam piper, seu cinnamomum, seu alias merces comparant, quæ nunc ultra quinque libras non valent, & promittunt, se illis, a quibus illas merces accipiunt, sex libras statuto termino soluturos. Licet autem contractus huiusmodi ex tali forma non possit censeri nomine usurarum; nihilominus tamen venditores peccatum incurrunt, nisi dubium sit, merces illas plus minusve solutionis tempore valituras, & ideo cives tui saluti suæ bene consulerent, cum cogitationes hominum Deo nequeant occultari. "Du "sagst, es trüge sich in deiner Stadt oftmals zu, "daß, wenn iemand Pfeffer, oder Zimmet, oder "andere Waaren kaufte, die ietzo nicht mehr, als "fünf Livres kosten, er dem Kaufmanne verspräche, "er wolle ihm zur bestimmten Zeit sechs Livres bezah-

"len.

"len. Ob nun aber gleich ein solcher Vertrag kein "Wucher kann genannt werden; so begehen doch die "Verkäufer eine Sünde, es müßte denn zweifelhaft "seyn, ob nicht diese Waaren zur Bezahlungszeit "mehr oder weniger gelten würden. Es würden al- "so deine Bürger besser für ihre Seligkeit sorgen, "wenn sie keine solchen Verträge machten, weil die "Gedanken der Menschen Gott nicht verborgen blei- "ben können.

Dieser Papst sagt zweyerley; zum ersten, daß ein solcher Vertrag, wo man auf Borg theurer ver- kauft, an sich selbst kein wucherischer Vertrag seyn könne; zum andern, daß es Sünde sey. Es muß ein ieder von diesen beyden Puncten besonders unter- sucht werden.

VIII.

Was den ersten anbetrifft, so ist die Ursache, welche diesen Papst bewogen hat, so ausdrücklich zu sagen, es sey kein Wucher, auf Borg theuer zu ver- kaufen, diese, weil der Wucher ein Nutzen ist, den man von einem Darlehn hat, lucrum ex mutuo; und daß also, weil nur bey den Darlehen ein Wu- cher ist, bey einem wahren Verkaufe an und für sich selbst keiner seyn kann, obgleich die Absicht des Ver- käufers wucherisch seyn kann. Und damit man diese Ursache besser einsehen möge; so muß man bedenken, daß dasienige, was die Sünde des Wuchers aus- macht, darinnen besteht, daß man von einem Ver-

trage Nutzen hat, der seiner Natur nach so beschaffen seyn soll, daß man dabey auf keinen Nutzen sieht. Das geschieht nun aber bey dem Verkaufe nicht, besonders von den Kaufleuten, welche nur verkaufen, damit sie vermittelst eines erlaubten und durch alle Gesetze gebilligten Handels etwas gewinnen mögen. Man darf sich also nicht wundern, wenn das, was bey einem Darlehen, das heißt bey einem Vertrage, der ohne Rücksicht auf irgend einen Nutzen gemacht worden, Wucher seyn würde, keiner bey einem Verkaufe ist, das ist bey einem Vertrage, der seiner Natur nach so beschaffen ist, daß man dabey etwas gewinnen darf.

IX.

Was die Sünde anbetrifft, welche, wie dieser Papst sagt, bey einem solchem Vertrage begangen wird, so muß man dabey zweyerley merken. Zum ersten, daß diese Kaufleute gar zu übertrieben theurer auf Borg verkauften, weil sie für diesen Vorzug zwanzig von Hunderten nahmen. Zum andern, daß dieser Papst die Sünde nicht in die äusserliche Handlung, sondern in die böse Absicht dieser Leute setzt, weil die Ursache, die er anführt, warum sie von diesem Handel abstehen sollten, diese ist, weil die Gedanken Gott nicht verborgen bleiben können. Woraus die geschicktesten Canonisten den Schluß machen, es sey bey dieser Gelegenheit eine Sünde, wenn die Kaufleute eine wucherische Absicht haben,

weil

weil es leichter ist, auf Borg zu verkaufen, um mehr zu gewinnen, indem sie wegen dieses Verzugs sehr große Interessen nehmen, die sie so gar von einem bloßen Darlehn zu nehmen geneigt seyn würden.

X.

So erklären sie auch noch das Capitel Consuluit, unter demselben Titel, das von dem Papste Urban III. herrührt, und also lautet: Consuluit nos tua devotio, an ille in iudicio animarum quasi usurarius debeat iudicari, qui non alias mutuo traditurus, eo proposito mutuam pecuniam credit, ut, licet omni conventione cessante, plus tamen forte recipiat? Et utrum eodem reatu criminis involvatur, qui (ut vulgo dicitur) non aliter parabolam iuramenti concedit, donec, quamvis sine exactione, emolumentum aliquod inde percipiat? Et an Negotiator poena consimili debeat condemnari, qui merces suas longe maiori pretio distrahit, si ad solutionem faciendam prolixioris temporis dilatio prorogetur, quam si ei in continenti pretium resolvatur? Verum quidquid in his casibus tenendum sit, ex Evangelio Lucæ manifeste cognoscitur, in quo dicitur: Date mutuum, nihil inde sperantes: huiusmodi homines pro intentione lucri, quam habent (cum eis usura, & superabundatia prohibeantur in lege) iudicandi sunt male agere, & ad ea, quæ taliter accepta sunt, restituenda, in animarum iudicio efficaciter

inducendi. "Deine Andacht hat bey uns angefragt, "ob man vor dem Richterstuhle des Gewissens den„ "jenigen für einen Wucherer halten solle, welcher, "ob er gleich nicht Willens ist etwas auszuleihen, "dennoch sein Geld so ausleiht, daß er, ohne einen "gemachten Vertrag, mehr wieder bekömmt, als er "ausgeliehen hat; und ob derienige eben die Sünde "begeht, der eine Handschrift nicht eher zurückgiebt, "als bis er einigen Nutzen davon hat, ob er diesen "gleich nicht fordert; und ob man einen Kaufmann "auf gleiche Weise verurtheilen solle, der seine Waa„ "ren viel theurer verkauft, wenn sie nicht gleich be„ "zahlt werden, als wenn man sie auf der Stelle be„ "zahlt. Man findet aber in dem h. Lucas die Re„ "gel, nach welcher man sich in solchen Fällen richten "soll, allwo es heißt: Leihet, ohne etwas dafür zu "hoffen. Da das Gesetz den Wucher und das Ue„ "bermaaß verbeut; so soll man nach der Absicht, die "diese Leute haben, etwas zu gewinnen, urtheilen, "daß sie unrecht thun, und vor dem Richterstuhle "des Gewissens soll man sie nachdrücklich anhalten, "das, was sie auf solche Art bekommen haben, wie„ "derzugeben."

Denn sie sagen, 1. das, was dieser Papst vom Darlehn und vom Wucher sage, beziehe sich vor„ nehmlich auf die beyden ersten Fälle; sonst würde er seinem Vorfahr widersprechen, welcher gesagt hatte, es könne hierbey kein Wucher seyn: Cum contractus huiusmodi ex tali forma non possit censeri nomi-

nomine usurarum : Obgleich ein solcher Vertrag kein Wucher könne genannt werden. 2. Dieser Papst redet nur von dem Richterstuhle des Gewissens, in iudicio animarum; woraus sie den Schluß machen, man solle vor dem äusserlichen Gerichte, in foro exteriori, nicht auch so urtheilen. Hieraus folgt, daß die Handlung, an und für sich selbst nicht wucherisch ist. Denn da es gar leicht kann bewiesen werden, daß ein Kaufmann auf Borg theurer zu verkaufen pflegt, als für baares Geld; so würde man ihn, wenn dieses, um ein Wucherer zu seyn, hinlänglich wäre, auch vor dem äusserlichen Richterstuhle als einen solchen verurtheilen müssen. 3. Dieser Papst setzt diese Sünde in die Absicht, pro intentione lucri, quam habent; so daß also alles, was sie der Sünde des Wuchers schuldig machen kann, darinnen besteht, wenn sie eine wucherische Absicht haben, wie vorhin ist gesagt worden, und daß dasjenige, was sie selbst soll urtheilen lassen, daß sie eine solche Absicht haben, dieses ist, wenn die Uebertheurung gar zu groß ist, wie solches dieser Papst in folgenden Worten zu erkennen giebt : Qui merces suas longe maiori pretio distrahit, &c.

XI.

Man wendet hierwider ein, der h. Thomas beschuldige 2. 2. Qu. 78, Art. 2, ad 7. denienigen offenbar eines Wuchers, welcher deswegen theurer verkauft, weil man nicht so gleich bezahlt : Wenn iemand

iemand seine Waaren über ihren gewöhnlichen Preis verkaufen will, um auf die Bezahlung des Käufers zu warten; so begeht er einen offenbaren Wucher, weil diese Erwartung der Bezahlung eine Art von Darlehn ist. Es ist also alles, was man, wegen dieses Borgens, über den gewöhnlichen Preis verlangt, gleichsam der Preis der Darlehns, welches eine Art von Wucher ist. Si aliquis velit carius vendere res suas, quam sit iustum pretium, ut de pecunia solvenda emptorem expectet, manifeste usura committitur, quia huiusmodi expectatio pretii solvendi habet rationem mutui. Unde quidquid ultra iustum pretium pro huiusmodi expectatione exigitur, est quasi pretium mutui, quod pertinet ad rationem usuræ.

Ehe wir aber sehen, ob man diese Stelle des h. Thomas nicht auf eine Art erklären könne, die dem Ausspruche des Alexanders III. nicht ganz zuwider wäre; so denke ich nicht, daß man verlangen werde, man solle in einer Sache, die nur auf dem Ausspruche dieses h. Lehrers beruht, ohne daß man sie weder mit der Schrift, noch mit dem Zeugnisse irgend eines Kirchenlehrers beweisen kann, seiner Meynung auch so gar alsdenn beypflichten, wenn sie der Entscheidung des canonischen Rechts zuwider ist. Und so sehe ich nicht, daß man einen Kaufmann zwingen könne, zu gestehen, er sey ein Wucherer gewesen, indem er gethan, was, wie die Decretalien sagen, kein Wucher seyn kann.

XII.

Man kann aber noch überdieſes ſagen, man könne, ohne viele Mühe, wider die Stelle des h. Thomas einen Kaufmann vertheidigen, der ſeine Waaren auf Borg um den gewöhnlichen Preis verkauft, um welchen man ſie auf Borg zu verkaufen pflegt. Dieſer gewöhnliche Preis iſt, wenn man ein Jahr lang borgt, zehn von Hunderten zu nehmen, an ſtatt daß man, wenn man baares Geld bekömmt, mit fünf von Hunderten zufrieden iſt. Dieſes vorausgeſetzt, muß man merken, daß der h. Thomas zweyerley ſagt: Zum erſten, daß es Wucher iſt, wenn man auf Borg theurer, als um den gewöhnlichen Preis, verkauft; zum andern, daß, wenn iemand von dem gewöhnlichen Preiſe etwas nachlaſſen will, um ſein Geld eher zu bekommen, es kein Wucher iſt: Si aliquis de iuſto pretio velit diminuere, ut pecuniam prius habeat, non peccat peccato uſuræ. Was hindert alſo, zu behaupten, daß, wenn ein ſolcher Kaufmann zehn von Hunderten nimmt, indem er ſeine Waaren ein Jahr lang verborgt, er nicht theurer, als um den gewöhnlichen Preis, verkauft; daß er aber von dem gewöhnlichen Preiſe etwas nachläßt, wenn er mit fünfen von Hunderten zufrieden iſt, damit er ſein baares Geld bekommen möge, und daß er alſo weder in dem einen, noch in dem andern Falle, ſündigt?

XIII.

Dieſe Antwort ſcheint anfangs nur eine Spitzfindig-

findigkeit zu seyn; ich weis aber nicht, ob man nicht finden wird, daß sie gar sehr gegründet ist, wenn man sie auf eine billige Art untersucht; oder ob man nicht vielmehr sagen wird, dieser Kaufmann verkaufe in beyden Fällen nur um den gewöhnlichen Preis. Denn was ist der gewöhnliche Preis einer Waare in Ansehung der Kaufleute sonst, als dasienige, was sie gewinnen sollen, indem sie nicht nur verkaufen, um sich schadlos zu halten, sondern auch, auf eine erlaubte Art etwas vor sich zu bringen, indem sie dem Publikum treulich und redlich dienen? Der h. Augustinus gesteht, daß dieses keine Sünde sey, wenn er über den 70. Psalm (a) folgende Worte in dem Munde eines christlichen Kaufmanns billigt: Ich bringe vom weiten her Waaren an Oerter, wo man dergleichen nicht hat, damit ich meinen Unterhalt verdienen möge; ich verlange sie theurer zu verkaufen, als ich sie eingekauft habe. Denn wovon wollte ich sonst leben, indem geschrieben steht: Ein Arbeiter ist seines Lohns werth? Ecce ego affero quidem ex longinquo merces ad ea loca, in quibus non sunt ea, quæ attulero, unde vivam, tanquam mercedem laboris mei peto, ut carius vendam, quam emerim. Unde enim vivam, cum scriptum sit: Dignus est operarius mercede sua? Es ist also einem Kaufmanne erlaubt, die Waaren theurer zu verkaufen, als er eingekauft hat. Wer soll aber dieses mehrere bestimmen? Der

(a) Serm. 1, n, 17.

Der billige Gewinn des Kaufmanns. Und worauf muß man sehen, wenn man diesen Gewinn bestimmen will? Auf die Mühe, die Arbeit, den Fleiß, die Gefahr, die er läuft, und den Verlust, den er leidet. Denn es ist sonst kein Gewinn, als wenn der Schaden und Verlust durch die Vortheile vergütet wird. Dieses vorausgesetzt, sage ich, ein Kaufmann, der im Großen handelt, und welcher seine Waaren vielen andern kleinen Kaufleuten auf ein Jahr Frist um zehn von Hunderten; und einem unter ihnen, der ihn baar bezahlt, um fünf von Hunderten verkauft, verkauft sie dem einen nicht theurer, als dem andern, weil er von dem ersten nicht mehr, als von dem letzten gewinnt. Daß er aber von denen, welchen er sie verkauft, indem er zehn von Hunderten nimmt, nicht mehr gewinnt, beweist dieses, weil er es noch lieber sehen würde, wenn ihn alle gleich baar bezahlten, indem er nur fünf von Hunderten von ihnen nähme; und folglich überschreitet er den gewöhnlichen Preis nicht, wenn er sie den ersten verkauft, worinnen nach der Meynung des h. Thomas die Sünde des Wuchers besteht; weil er nicht mehr gewinnt, als er gewinnen soll, und der billige Gewinn und Nutzen, denn er von seinen Waaren haben soll, einen Theil ihres Werths ausmacht.

XIV.

Um noch eigentlicher zu zeigen, warum er nicht mehr gewinnt, wenn er bey einem Jahre Frist zehn

von

von Hunderten nimmt, muß man merken, daß ein ieder Handelsmann auf den mannichfaltigen Verlust sehen muß, nicht auf den ausserordentlichen, der sein Gewerbe nichts angehen würde, als wenn ihm z. B. von ungefähr das Haus abbrennte; sondern auf den gewöhnlichen, der das Gewerbe angeht, dergleichen der Verlust eines Schiffs von vielen, und ein Banquerot ist, wenn man vielen auf Borg verkauft. Denn ob es gleich ungewiß ist, daß ein solches Schiff zu Grunde gehen wird, oder daß einer, der auf Borg kauft, nicht wird bezahlen können; so ist es doch moralisch gewiß, daß von vielen Schiffen eins untergehen kann, und daß von vielen, die auf Borg kaufen, einer nicht wird bezahlen können. Da nun ein ieder zugiebt, daß die Kaufleute, welche zur See handeln, berechtigt sind, auf den Verlust der Schiffe, den sie bisweilen leiden, zu sehen, um den Preis ihrer Waaren darnach einzurichten, und daß man es nicht für unrecht hält, wenn sie theurer verkaufen, als sie es thun sollten, wenn sich ein solcher Verlust niemals ereignete, oder sie nicht darauf sähen; sieht man nicht deutlich, daß es auch eben so billig ist, daß die Kaufleute, welche im Großen handeln, und oftmals Banquerote leiden, wenn sie auf Borg verkaufen, darauf sehen, wenn sie den Preis der Waaren, die sie auf Borg verkaufen bestimmen, und sie also theurer verkaufen, als sie es thun würden, wenn man sie vor dieser Gefahr in Sicherheit setzte, indem man sie mit baarem Gelde bezahlte? Hierzu kann man auch noch die Mühe und Sorge setzen, welche man hat, sein Geld zu bekommen.

XV.

Der Schade, den die Kaufleute leiden, indem sie ihr Geld ein ganzes Jahr lang entbehren müssen, ist auch noch eine rechtmäßige Ursache, die den Preis ihrer Waaren erhöht. Denn wenn sie dieses Geld hätten; so würden sie andere Waaren dafür kaufen, an welchen sie gewinnen würden. Sie sind also berechtigt, sich wegen des Verlustes schadlos zu halten, der den billigen Nutzen vermindert, den sie von dem Handel mit denen, die ihnen denselben verursachen, haben sollten. Und um zu zeigen, daß dieses billig ist muß man bedenken, daß es Waaren giebt, auf welche man viele Jahre vorher, ehe man sie erhält, große Kosten wenden muß, dergleichen diejenigen sind, die man aus Indien kommen läßt, oder die aus vielen Bänden bestehenden Bücher, die vom neuen gedruckt werden. Nun hält es aber bey solchen Waaren niemand für unrecht, wenn man, um ihren rechten Werth zu bestimmen, auf die Zeit sieht, da das Geld müßig gelegen hat, und die Kaufleute müßten zu Grunde gehen, wenn man sie nöthigen wollte, nicht darauf zu sehen, warum sollte es also mehr erlaubt seyn, darauf zu sehen, weil ich mein Geld wegen des Vorschusses, den ich vor einem Jahre gethan, habe entbehren müssen, als weil ich es entbehren muß, indem ich es erst in einem Jahre bekomme?

XVI.

Man kann hierwider einwenden, man werde aus

ebendiesen Gründen auch den Wucher rechtfertigen können, weil man auf eben die Art werde sagen können, derienige, der sein Geld auf ein Jahr wegliehe, könne billiger Weise verlangen, daß man ihn wegen der Gefahr, die er liefe, das Capital zu verlieren, und wegen der Unbequemlichkeit, die er sich müßte gefallen lassen, indem er des Nutzens, den er von seinem Gelde haben könnte, beraubt wäre, schadlos hielte.

Ich antworte hierauf, die verschiedene Art und Beschaffenheit der beyden Verträge des Leihens und Verkaufens macht, daß es nicht einerley ist. Denn da das Leihen, vermöge des göttlichen, bürgerlichen und canonischen Rechts, ein Vortrag ohne Rücksicht auf einen Nutzen ist, und hingegen das Verkaufen ein solcher Vertrag ist, bey welchem man mit Recht etwas gewinnen kann; so muß man sich nicht wundern, wenn diese Gesetze nicht gewollt haben, daß man bey dem Leihen auf das sehen soll, was da würde verhindert haben, daß es keine Handlung der Freygebigkeit wäre. Da sie hingegen gewollt haben, daß der Vertrag des Verkaufens, vornehmlich für die Kaufleute, ein solcher seyn solle, bey welchem man etwas gewinnen könne; so haben sie auch darein willigen müssen, daß sie, um ihren Gewinn zu bestimmen, auf alles sähen, worauf man zu dem Ende vernünftiger Weise sehen muß.

XVII.

Hieraus entsteht noch ein anderer Unterschied, nämlich dieser, daß, da das Leihen eine Handlung der Freygebigkeit ist, es keine Handthierung, sein Brod zu verdienen, ist, die in dem gemeinen Wesen einen besondern und nothwendigen Stand ausmachte; da hingegen die Handthierung eines Kaufmanns ein Gewerbe ist, das nicht nur in allen Ständen geduldet, sondern auch gebilligt wird, und ohne welches sie nicht würden bestehen können. Es würde also nicht billig seyn, dieselbe Strenge des Gewissens mit dem Handeln, wie mit dem Leihen, zu verbinden; weil das Handeln für viele Personen ein erlaubtes und rechtmäßiges Mittel, ihren Unterhalt zu verdienen, ist, und man es also nicht so einschränken soll, daß man dabey, ohne seine Seele zu verlieren, unmöglich ein mittelmäßiges Vermögen erwerben kann; da hingegen, weil Gott gewollt hat, daß das Leihen aus Freygebigkeit oder Liebe geschehen, und kein Gewerbe, sondern eine Wohlthat seyn soll, man es sich soll gefallen lassen, ohne dabey auf eine andere Belohnung, als diejenige zu sehen, die Gott den guten Werken versprochen hat.

XVIII.

Wir sehen deswegen auch, daß die Kirchenväter ganz anders mit den Kaufleuten reden, als mit denen, die Geld ausliehen. Sie bestrafen die einen wegen

der Sünden, die sie bey ihrer Handthierung begiengen, aber die Handthierung an sich selbst verdammen sie nicht, und verlangen auch von denen, welche sie, ohne zu sündigen, treiben konnten, nicht, davon abzustehen. Was aber die andern anbetrifft, so verdammen sie die Handthierung selbst, weil sie bey derselben ihren Unterhalt nicht würden erworben haben, wenn sie sie ohne Rücksicht auf einigen Nutzen getrieben hätten; und weil sie, ohne nicht zu sündigen, von dem, was sie ausliehen, keinen Nutzen ziehen konnten. So redet der h. Augustinus von den einen und den andern über den 70. Psalm (a). Nachdem er zugestanden hat, daß die Kaufleute ihre Waaren theuerer verkaufen könnten, als sie dieselben gekauft hätten; so setzt er hinzu, die Sünden, welche die Kaufleute begiengen, wären Sünden der Menschen, und nicht der Handthierung. Es sind dieses gewöhnliche Sünden der Menschen, und keine Sünden der Handthierung. Ein Kaufmann kann sagen: Belehret mich, wie ich leben soll. Wenn ich gut lebe; so werde ich dafür belohnt werden. Das weis ich aber, wenn ich unrecht thue; so kömmt es von meiner eigenen Ungerechtigkeit, und nicht von meiner Handthierung her. Ista hominum, non rerum peccata sunt. Potest mihi hoc dicere negociator: Mone, quemadmodum vivam. Si bene, bene mihi erit; unum tamen scio, quia, si malus fuero, non negociatio mihi facit, sed ini-

(a) Serm. 1, n. 17.

iniquitas mea. Dieſer h. Lehrer geſteht, daß dieſes wahr ſey, wenn er hinzuſetzt: Wenn man die Wahrheit ſagt; ſo iſt nichts darwider einzuwenden. Quando verum dicitur, non eſt, quod contradicatur. Man ſehe aber, was er über den 128. Pſalm (a) von denen ſagt, die von dem Gelde, welches ſie ausliehen, Nutzen zogen: Leihet nicht auf Wucher. Ihr beklaget euch über die Schrift, welche ſagt: Derjenige, welcher ſein Geld nicht auf Wucher gegeben hat; ich habe dieſes nicht geſchrieben; ich habe es nicht zuerſt geſagt. Ich kann aber ſonſt nicht leben. Ein Räuber, der in einem Hinterhalte ergriffen worden, würde ebendieſes zu mir ſagen. Ein Menſch, den man darüber ertappt, daß er durch eines andern ſeine Mauer gebrochen; ein Sclavenhändler, der junge Mägdchen kauft, um mit ihnen Unzucht treiben zu laſſen; ein Zauberer, der Zaubereyen macht, und ſeine Uebelthaten verkauft, würden ebendieſes zu mir ſagen. Wenn ich ſolche Leute abhalten wollte, böſes zu thun; ſo würden ſie mir zur Antwort geben, ſie könnten ſonſt nicht leben, und das erhielte ſie; gleich als ob man an ihnen nicht vornehmlich die Wahl beſtrafen müßte, die ſie in Anſehung einer böſen Handthierung getroffen haben, um leben zu können, und daß ſie ſich mit einer Handthierung ernähren wollen, die Gott beleidigt, der alle Geſchöpfe ernährt. Noli fœnerare. Tu accuſas ſcripturam dicentem: Qui pecuniam

(a) n. 6.

cuniam ſuam non dedit ad uſuram. Non ego illud ſcripſi, non de ore meo primo exiit: Deum audi. . . Audent etiam fœneratores dicere: Non habeo aliud, unde vivam. Hoc mihi & latro diceret, deprehenſus in fauce; hoc & effractor diceret, deprehenſus circa parietem alienum; hoc mihi & leno diceret, emens puellas ad proſtitutionem; hoc & maleficus & incantans mala, & vendens nequitiam ſuam: quidquid tale prohibere conaremur, reſponderent omnes, quia non haberent, unde viverent, quia inde ſe paſcerent; quaſi non hoc ipſum in illis maxime puniendum eſt, quia artem nequitiæ delegerunt, unde vitam tranſigant, & inde ſe volunt paſcere, unde offendunt eum, a quo omnes paſcuntur.

XIX.

Es iſt alſo ein groſſer Unterſchied unter dem Ausleihen, welches nicht ſo oft geſchieht, indem man es auf die Bedingungen einſchränkt, ohne welche es, nach dem Ausſpruche der Schrift und der Kirchenväter, nicht erlaubt iſt; und die Handlung zu Grunde richten, indem man ſie nur unter den Bedingungen für erlaubt hielte, die ſie moraliſch uumöglich machen würden, ohne daß man dieſe Strenge mit einer ausdrücklichen Stelle der Schrift oder der Kirchenväter beweiſen könnte. Das würde man nun aber thun, wenn man überhaupt ſagte, es wäre Wucher, wenn man auf Borg theurer, als für baar

Geld,

Geld, verkaufte. Denn es ist moralisch unmöglich, daß die kleinen Kaufleute, welche von denen, die im Großen handeln, kaufen, alles, was sie kaufen, gleich baar bezahlen, weil die mehresten nicht eher bezahlen können, als bis sie das, was sie von diesen großen Kaufleuten gekauft hatten, wider einzeln verkauft haben. Was sollen also diese im Großen handelnden Kaufleute thun? Sollen sie niemals auf Borg verkaufen? So würde ihre Handlung aufhören, und die kleinen Kaufleute würden nicht leben können. Sollen sie mit fünfen von Hunderten zufrieden seyn, sie mögen auf Borg, oder für baar Geld verkaufen; so werden sie nicht dabey bestehen können. Sollen sie ohne Unterschied von einem ieden sieben und ein halbes von Hunderten nehmen; so würde dieses unrecht seyn. Denn warum soll derienige, der baar bezahlt, die Gefahr bezahlen, die der Kaufmann läuft, indem er andern borgt, und den Schaden, den er leidet, indem er auf das Geld wartet, für welches er andere Waaren hätte kaufen können? Hierzu muß man noch setzen, daß, wenn ein Kaufmann auf Borg nicht theurer, als für baar Geld, verkaufte, fast niemand von ihm anders, als auf Borg, würde kaufen wollen, und alsdenn würde es nicht gnug seyn, nur sieben und ein halbes von Hunderten zu nehmen. Man sieht also hieraus deutlich, daß alle im Großen handelnde Kaufleute entweder ihre Handlung aufgeben, oder auf ihre Seligkeit Verzicht thun müssen, wenn es nicht erlaubt ist, auf Borg theurer, als für baar Geld zu verkaufen.

XX.

Diese Strenge, welche die Handlung zu Grunde richten würde, würde auch der Wiederherstellung der wahren Sittenlehre nachtheilig seyn, weil sie Anlaß geben würde, mit vieler Wahrscheinlichkeit zu sagen, man treibe die Sachen so weit, daß man die Regeln, die man geben will, nicht würde beobachten können, ohne alle Handthierungen, und auch so gar diejenigen, die zur Erhaltung der Länder am nöthigsten wären, zu unterlassen. Man muß solche Vorwürfe nicht achten, wenn man weiter nichts thut, als daß man vorträgt, was von der Schrift und Tradition deutlich ist anbefohlen und verordnet worden. Und so achtet man mit Recht nicht darauf, wenn es den offenbaren und ausdrücklichen Wucher betrifft, welcher der Gewinn und Nutzen ist, den man von einem Darlehn hat. Man soll aber acht darauf haben, wenn man diese Gränzen überschreitet, und sich nur auf Schlüsse und Folgerungen gründet, den Menschen ohne Noth so schwere Bürden aufzulegen, die sie zu Boden drücken.

XXI.

Als ich diese Gedanken in Ansehung der Kaufleute, die auf Borg verkaufen, hegte, fand ich von ungefähr, daß der Herr Fagnani, über das Capitel in civitate de usuris, fast eben der Meynung war, welches mir wichtig gnug zu seyn schien, weil

iui

dieser

dieser Schriftsteller sonst den gelinden Meynungen der Casuisten gar sehr zuwider ist, und den strengen gern folgt. Da dieses Buch in Frankreich ziemlich rar ist; so habe ich geglaubt, ich müsse einen Theil von dem, was er von dieser Frage sagt, anführen.

„Ich frage, ob N. welcher, wegen aufgeschobe„ner Bezahlung, Getraide theurer verkauft hat, mit „Recht als ein Wucherer ist verurtheilt worden.„ (a)

„Der richterliche Ausspruch, vermöge dessen N. „als ein Wucherer ist verurtheilt worden, weil er das „Getraide, wegen verschobener Bezahlung, theurer „verkauft hat, ist offenbar unbillig und ungerecht. „Darum soll dieses Urtheil nicht nur wiederrufen „werden; sondern man muß es auch noch für null „und nichtig erklären; weil ein offenbar ungerechtes „Urtheil einem null und nichtigen Urtheile gleich ist.

„Die offenbare Ungerechtigkeit erhellt daraus, „weil das Urtheil wider die ausdrücklichen Texte, „und das Ansehen fast aller Lehrer, welche von dieser „Materie reden, ist gefällt worden.

„1. Man beweist es aus diesem Capitel, wo, „nachdem ebendiese Thatsache vorgetragen worden, „Alexander III. ausdrücklich sagt, ein auf solche Art „geschlossener Kauf könne zwar nicht als ein wuche„risch er angesehen werden; es sündigten aber doch

(a) Die lateinischen Stellen wird man am Ende dieser Abhandlung A. finden.

„die Verkäufer. Und so spricht der Papst die Ver„käufer vor dem äusserlichen Gerichte von dem Wu„cher los, und verurtheilt sie nur vor dem Richter„stuhle des Gewissens. Das zeigen auch die folgen„den Worte an, wenn, indem er vermöge einer apo„stolischen Güte für das Heil der Seelen sorgt, sol„chen Verkäufern den Rath giebt, sich solcher Käu„fe zu enthalten weil die Gedanken der Menschen „dem allmächtigen Gott nicht verborgen bleiben könn„ten; gleich als wollte er sagen, ob sie gleich der „Strafe des äusserlichen Gerichts entgiengen, so „würden sie doch Gott, dem das Innere des Herzens „bekannt wäre, nicht hintergehen können. . . .

„2. Man beweist es mit den Worten des Capi„tels Consulvit, 1. infr. eod. wo, nachdem verschie„dene Fragen aufgeworfen worden, unter welchen „die letzte die Frage von den Waaren ist, welche „wegen verschobener Bezahlung theurer sind verkauft „worden, Urban III. sagt, solche Verkäufer thäten „übel, und sollten vor dem Richterstuhle des Ge„wissens nachdrücklich angehalten werden, das em„pfangene wiederzugeben. In diesen Worten ist „zweyerley zu merken. Zum ersten, daß, da dieser „Papst von dem Richterstuhle des Gewissens redet, „er sattsam zu erkennen giebt, daß man bey dem äus„serlichen Gerichte das Gegentheil beobachten müs„se. . . Zum andern, daß der Papst das Wort an„halten braucht, welches eine nachdrückliche Ermah„nung, nicht aber einen Zwang anzeigt.

„3. Die„

„3. Dieses bekräftigen auch alle Lehrer, welche „von diesem Artikel reden, und besonders die Glos„sen über das Decret cap. Consuluit, &c.

„Die Ursache von dem Unterschiede, den man, „was diesen Fall anbetrifft, unter dem äusserlichen „Gerichte und dem Richterstuhle des Gewissens „macht, scheint diese zu seyn, weil dieser Vertrag „des Kaufens und Verkaufens seiner Beschaffenheit „nach kein wucherischer ist, indem der Wucher nur „bey dem Leihen begangen wird, wie solches der „schon angeführte Text beweist, und dieses auch die „gemeine Meynung der Lehrer ist. . . Wenn aber der „Verkäufer aus einer wucherischen Absicht deswegen „theurer verkauft, weil die Bezahlung nicht so gleich „geleistet wird; so erwächst daraus ein Darlehn, „welches als ein wucherisches kann ausgelegt werden. „Denn man stellt sich vor, als ob der Werth von „dem Käufer wäre bezahlt, und ihm hernach von „dem Verkäufer mit dem Nutzen der Summe, über „welche man sich verglichen hatte, die aber den wah„ren Werth überstieg, geliehen worden. . . . Aber die„se Auslegung des Leihens hat in unserem Falle vor „dem äusserlichen Gerichte nicht statt, weil ein sol„cher Vertrag allzeit erlaubt ist, wenn der Verkäu„fer keine böse Absicht dabey hat, wie die Lehrer über „das Capitel Consuluit sagen. Wenn eine solche „Absicht verborgen ist; so kann er vor dem äusserli„chen Gerichte der Kirche nicht als ein Wucherer an„gesehen werden, weil die Kirche verborgene Sa„chen

„chen nicht richtet. . . . Aber vor dem innerlichen Ge„richte ist er, wenn er eine böse, obgleich verborgene „Absicht, gehabt hat, ein Wucherer, weil Gott, dem „die verborgenen Sachen bekannt sind, sie vor dem „innerlichen Gerichte richtet. . . .

„Man wende nicht ein, daß, wenn die Erklä„rung des Hostiensis wahr ist, nämlich daß, wenn „die böse Absicht gewiß ist, der Verkäufer vor dem „äusserlichen Gerichte als ein Wucherer angesehen „werde, hieraus folge, daß in unserem Falle der „Verkäufer müsse gestraft werden, weil seine böse „Absicht aus der Sache selbst, nämlich aus dem all„zugroßen Preise, und dem wegen der Bezahlung „verstatteten Aufschube, gewiß gnug wäre.

„Denn man antwortet hierauf, die böse Absicht „müsse auf eine andere Art, als aus dem allzugro„ßen Preiße und verstatteten Aufschube gewiß und „bekannt seyn. Denn, wenn dieses hinlänglich wä„re; so würde der vorhin angeführte Unterschied un„ter dem innerlichen und äusserlichen Gerichte nicht „statt finden, und ein solcher Vertrag würde ein wu„cherischer Vertrag seyn, welches wider dieses Capi„tel ist. . . . und Hostiensis und andere haben gesagt, „die böse Absicht wäre nur gewiß, wenn sie der Ver„käufer vor dem Gerichte gestünde, und also noth„wendig folgt, daß diese böse Absicht mit etwas an„derem, als mit dem zur Bezahlung des Werths „verstatteten Aufschube müsse bewiesen werden. Ja „es würde so gar nicht einmal gnug seyn, daß der

„Ver-

„Verkäufer gestünde, er habe auf Borg theurer ver„kauft, als er es für baar Geld würde gethan ha„ben; sondern er müßte auch noch gestehen, daß er „eine wucherische Absicht gehabt habe. . . Dieses „scheint auch die Meynung des Anan gewesen zu „seyn, als er gesagt, es sey gewiß, daß ein Verkäu„fer wegen eines solchen Vertrags vor Gerichte nicht „könne verurtheilt werden, wenn er leugne, daß er „eine böse Absicht gehabt habe.

„Da nun der Befragte allzeit geleugnet hat, daß „er eine böse Absicht gehabt habe, und man das Ge„gentheil mit nichts anderem beweisen kann; so hat „er vor dem äusserlichen Gerichte auf keine Weise „als ein Wucherer können verurtheilt werden.

„Nachdem er also gezeigt hat, daß dieser Kauf„mann vor dem äusserlichen Gerichte nicht als ein „Wucherer habe sollen verurtheilt werden, so zeigt „er hernach auch noch, daß er auch so gar vor dem „Richterstuhle des Gewissens von der Sünde habe „können frey gesprochen werden.

„B. Denn 1. wird derjenige, welcher wegen ver„zögerter Bezahlung theurer verkauft, vor dem in„nerlichen Gerichte losgesprochen, wenn es zweifel„haft ist, ob nicht die Sache zur Bezahlungszeit „mehr oder weniger gelten werde, wie solches der „ausdrückliche Fall in diesem Capitel ist, ꝛc. ꝛc.

„2. N. wird vor dem innerlichen Gerichte losge„sprochen, wenn, weil er vielleicht die Armuth, oder

„die

„die böse Absicht des Schuldners vorhergesehen, er „das Getraide theurer verkauft hat, weil er befürch„tete, er werde viel Mühe, Kosten und Schwierig„keiten haben, ehe er seine Bezahlung erhalte. Das „ist die Meynung des Johann von Capistran und „des Ripa.

„Er wird endlich, um es kurz zu machen, los„gesprochen, wenn er wegen des Schadens, den er „bey solcher verzögerten Bezahlung würde gelitten „haben, oder wegen des Nutzens, den er hätte ent„behren müssen, auf Borg theurer verkauft hat, als „er es für baar Geld würde gethan haben; denn auf „solche Sachen muß man bey einem Kaufmanne, „der zu handeln pflegt, sehen.„

A. Quæro, utrum N. qui frumentum carius vendidit, ob dilatam pretii solutionem, usurarum nomine iure damnatus fuerit?

Sententia, qua N. usurarum nomine fuit condemnatus, eo prætextu, quod frumentum ob dilatam solutionem cariori pretio vendiderit, continet evidentem iniquitatem & iniustitiam: ideoque nedum revocari, sed etiam nulla declarari debet, cum notoria iniustitia nullitati æquiparetur....

Notoria iniustitia patet ex eo, quod lata est contra textus expressos, & contra autoritatem omnium DD. de materia loquentium....

Quod 1. probatur in hoc cap. ubi proposita hac eadem facti specie Alexander III. disertis verbis

bis decidit, non posse huiusmodi contractus ex tali forma usurarum nomine censeri; nihilominus tamen venditores peccatum incurrere. Et ita hic Papa ab usutarum nomine in foro contentioso venditores liberat, & eosdem in foro tantum conscientiæ distringit. Id quod etiam indicant sequentia verba, dum animarum saluti apostolica benignitate prospiciens, consulit talibus venditoribus, ut ab his contractibus abstineant, cum cogitationes hominum Deo omnipotenti nequeant occultari: quasi significet, quamquam contentiosi fori periculum vitabunt, Deum scrutatorem cordium fallere non poterunt. . . .

Secundo idem clare probatur per text. in cap. *Consuluit*, 1. infra eod. ubi pluribus quæstionibus propositis, inter quas postremo loco habetur hæc nostra de mercibus ob dilatam solutionem maiori pretio distractis, Urbanus III. declarat, similes contrahentes male agere, & ad ea, quæ acceperunt, restituenda, in animarum iudicio efficaciter esse inducendos. In quibus verbis præcipue duo sunt ponderanda. Alterum, quod, dum dicitur in animarum iudicio, a contrario sensu satis ostenditur, secus observandum esse in foro contentioso. . . . Alterum, quod ibi Pontifex utitur verbo inducendi, quod cohortationem quidem efficacem, non autem coactionem significat.

3. Idem confirmant omnes Doctores de hoc articulo loquentes: & in primis Gloss. in D. cap. Consuluit, &c. Et

Et ratio diverſitatis inter forum contentioſum & conſcientiæ quoad hunc caſum ea eſſe videtur, quod huiusmodi contractus emtionis & venditionis ex ſui forma non eſt uſurarius, quia uſura non commititur præterquam in mutuo, ut probat textus hic, & communis Doctorum ſententia.... Verum ubi venditor habet intentionem fœnerandi, & propterea maiori pretio vendit, quia ſolutio differtur, ſurgit mutuum interpretativum, in quod cadit uſura. Fingitur enim pretium ab ipſo emtore ſolutum, & deinde a venditore ei mutuatum cum lucro illius quantitatis, in qua pretium conventum verum valorem excedebat... Hæc autem mutui interpretatio in caſu noſtro, quoad forum iudiciale, non eſt facienda, quia cum talis contractus, ſemper ſit licitus, niſi venditor habuerit intentionem depravatam, ut per Doctores in dict. cap. *Conſuluit*, ſi talis intentio lateat, non poteſt iudicari uſurarius quoad forum exterius Eccleſiæ, quæ non iudicat de occultis.... At in foro animæ, ſi intentionem pravam habuerit, quamvis occultam, eſt uſurarius, quia Deus, quem nihil latet, etiam de occultis in foro animæ iudicat....

Nec obiiciatur, quod ſi declaratio Hoſtienſis eſt vera; ut, cum de prava intentione conſtat, venditor in foro contentioſo cenſeatur uſurarius: hinc conſequenter in caſu noſtro, venditorem eſſe puniendum, quia ſatis de prava intentione con-

conſtat, ex facto ipſo, ſcilicet per exceſſum pretii & dilationem conceſſam ad ſolvendum.

Reſpondetur enim, de prava intentione debere alio modo conſtare, quam ex pretii exceſſu & dilatione data, quia, ſi id ſufficeret, tolleretur diſtinctio ſupra poſita de foro animæ & contentioſo, & ſemper ex ſola forma talis contractus uſurarius eſſet, contra hoc cap.... idque Hoſtienſis, Butr. Abb. Anan. & alii ſupra proxime citati tunc dixerunt in propoſitio conſtare de prava intentione, cum venditor eam fatetur in iudicio, & ita neceſſario convincitur, oportere eam intentionem aliunde probari, quam per dilationem datam ad ſolvendum huiusmodi pretium. Imo non ſufficeret, ſi venditor fateretur, ſe dilatione data carius vendidiſſe, quam præſenti pecunia fuiſſet venditurus, niſi etiam teſtaretur, ſe habuiſſe pravum animum fœnerandi. Ripa d. Reſp. 116. n. 2. quod & ſenſiſſe videtur Anan. dicto loco dicens, indubitatum eſſe, venditorem ex tali contractu in foro contentioſo non teneri, quoties negat ſe intentionem habere corruptam.

Cum igitur inquiſitus ſemper negaverit ſe habuiſſe pravam intentionem, neque ea aliunde colligatur, non potuit ullo pacto tamquam uſurarius in foro contentioſo damnari.

B. Primo enim excuſatur in foro animæ vendens rem carius ſolutione dilata, quando erat probabile dubium, an res pluris, minusve ſolu-

tionis tempore esset valitura, ut est casus expressus in hoc capite, &c.

Secundo excusatur N. in foro conscientiæ, si inopiam aut malitiam debitoris fortasse prospiciens, ideo carius frumentum vendidit, quia verebatur, ne in pecunia exigenda laborem, impensam, difficultatemve subiret. Jo. a Capist. in loco supra citato. Ripa Resp. 116, n. 4. Demum aliis omissis excusatur, si propterea vendidit maiori pretio dilata solutione, quam præsenti pecunia fuisset venditurus, ratione damni, quod passurus, vel lucri, quod amissurus fuisset, ob dilatam pretii solutionem: huius enim intersse ratio habetur in Mercatore negotiatori solito. Joan. a Capist. dicto loco, & post Anan. Salic. Dec. & alios tradit Jo. Lupus. d. paragr. 5, n. 20.

Neunte Abhandlung.

Der ungerechte Proceß

Es ist ein Betrug, der von der Eitelkeit der Menschen herkömmt, das, was unter ihnen vorgeht, nur nach dem Stande der Personen, die Theil daran haben, oder nach der Wichtigkeit der Sachen, von welchen die Rede ist, zu betrachten. Kaum glauben wir, daß andere, als Fürsten, werth sind, daß man sich die Mühe giebt, ihre Handlungen zu betrach-

trachten; und unsere Eitelkeit ist nicht zufrieden, wenn sie sich nicht mit Hofintriquen, oder mit Staatssachen beschäftigt.

Es scheint indessen, daß, wenn man sich aus gewissen Ursachen die Mühe nähme, die Streitigkeiten, die unter den Menschen vorfallen, zu betrachten, man allenthalben etwas finden würde, das uns von dem unterrichten könnte, was man vornehmlich dabey kennen zu lernen suchen muß, nämlich das Verderbniß ihres Herzens, und die Art und Weise, wie sie die Leidenschaften in Bewegung setzen und handeln lassen, und daß die Angelegenheiten der Kleinen und Geringen gewissermaaßen weit geschickter dazu sind, als die Angelegenheiten der Großen. Denn es liegt allzeit etwas betrügliches in allem, was mit der Größe verbunden ist, und Sachen zum Gegenstande hat, die unsere Einbildungskraft als groß und wichtig anzusehen gewohnt ist. Die Leidenschaften, welche solche Sachen erregen, scheinen uns nicht so strafbar zu seyn; wir rechtfertigen sie immer ein wenig, und halten beynahe dafür, die großen Interesse dienten den ungerechten Handlungen zu einer Entschuldigung; so daß man mit einem gewissen geheimen Wohlgefallen diesen abscheulichen Grundsatz anhört: Si violandum est ius, regnandi causa violandum est: **Wenn man Recht und Gerechtigkeit übertreten muß; so muß man sie, um zu herrschen, übertreten.**

Wenn man also die Leidenschaften in ihrer natürlichen Heßlichkeit sehen will; so muß man sie ganz nackend, und von dem falschen Glanze, den sie entweder von Personen oder Sachen entlehnen, entblößt betrachten. Und zu dem Ende ist es gut, sie an schlechten und geringen Leuten, und an kleinen Sachen zu betrachten, wo, weil sie von dem Aeusserlichen nur wenig rege gemacht werden, sie allzeit aus dem Innerlichen entstehen, und sich so zeigen, wie sie wirklich beschaffen sind.

Alles, was die Menschen thun, es sey gutes oder böses, ist an und für sich selbst groß und wichtig, weil alle ihre Handlungen ewig sind. Sie sind so gar so groß, daß sie nur kleine Gegenstände haben können, wenn sie sich mit zeitlichen Sachen endigen. Und wenn die ganze Welt könnte gewonnen werden; so ist es doch nichts für ein Herz, dessen Bewegungen den Himmel und die Ewigkeit erlangen können. Wenn es diesen großen Gegenstand verläßt, um seinen Leidenschaften zu folgen; so kann es nur solche haben, die niedrig und seiner nicht würdig sind. Aber diese Niedrigkeit wird man, wie ich gesagt habe, an den Sachen und Angelegenheiten der Großen nicht gewahr. Und wenn man sie so, wie sie wirklich beschaffen ist, will kennen lernen; so muß man die Menschen betrachten, wie sie sich mit Sachen beschäftigen, die nicht nur an sich selbst klein, sondern es auch noch in unsern Augen sind.

Hier kann man mit Erstaunen sehen, daß der geringste Nutzen und Vortheil sich des menschlichen Herzens bemeistern, es ganz einnehmen, und Leidenschaften hervorbringen kann, die eben so stark und heftig, als die größten, sind; daß alle Quellen des Irrthums, welche machen, daß man bey den Angelegenheiten der Großen nicht auf die Billigkeit und Gerechtigkeit sieht, bey den Angelegenheiten der Kleinen dieselbe Wirkung hervorbringen; daß sie dieselbe Macht und Gewalt haben; daß man seine Seligkeit um einer ieden Sache willen hintansetzen, und eben so wohl um geringer Sachen, als um ganzer Königreiche willen, allerley Kunstgriffe brauchen, sich verstellen, und so wohl seinem Verstande, als seinem Gewissen, einen Zwang anthun kann.

Dieses hat mich auf Gedanken gebracht, einige Schriften zu sammeln, die bey den verschiedenen Vorfällen eines Proceßes, welche ich erfahren habe, sind aufgesetzt worden; weil ich dafür gehalten, man könne aus denselben ganz deutlich die Niederträchtigkeit und Bosheit der Menschen, die Ungewißheit und Dunkelheit der menschlichen Urtheile, und die falschen und betrüglichen Grundsätze wahrnehmen, auf welche sich oftmals diejenigen stützen, die anderer ihre Sachen in die Ordnung bringen wollen, wenn es ihnen an Einsicht mangelt.

Um aber die Sache in ihr gehöriges Licht zu setzen, habe ich geglaubt, ich müsse den Anfang mit einer kurzen Erzählung dieser Streitsache machen, welche die vornehmsten Umstände in sich halten wird, die etwas beytragen können, diesen ganzen verwirrten Handel in ein Licht zu setzen.

Kurze Erzählung des Processes.

Als ein Frauenzimmer, das von guter Familie und sehr wohl erzogen war, einen hitzigen und ausschweifenden iungen Menschen geheurathet hatte, fiel sie bald darauf in eine langwierige Krankheit, an welcher sie auch, ehe noch das erste Jahr ihres Ehstandes zu Ende gieng, starb. Sie hatte wenig Vermögen, wie fast alle Frauenzimmer in der Stadt, zu welchen sie gehörte, ob sie gleich von den vornehmsten Familien waren. Dieses Vermögen bestund in einer mittelmaßigen Mitgabe an Silber, leinenen Zeuge, oder Kleidungsstücken, die ihr ihr Vater, wie es in ihrem Heurathscontracte war versprochen worden, auf das genaueste lieferte. Es geschah aber, daß ihr Vater, welcher, als der Contract geschlossen wurde, krank war, vergaß, sich eine Quittung darüber geben zu lassen. Währender Krankheit dieser iungen Frau, setzte sich ihr Mann vor, alles zu thun, was er nur könnte, um von ihrem Vermögen Nutzen zu haben. Weil er es aber nur vermittelst eines Testaments dahin bringen konnte; so beschloß er, sie eins machen zu lassen, es koste auch, was es wolle.

Die

Die Gewaltthätigkeiten, die er deswegen brauchte, sind in den Nachrichten von ihr enthalten. Folgendes ist aber weggelassen worden.

Der Vater des Frauenzimmers, welcher befürchtete, seine Tochter möchte den Gewaltthätigkeiten ihres Mannes endlich unterliegen, und weil er auch von ihr selbst gebethen wurde, ihnen auf irgend eine Art abzuhelfen; so fiel er auf ein Mittel, das ganz gut würde gewesen seyn, wenn es recht wäre ausgeführet worden.

Er ließ sie zum Besten einer von ihren Schwestern ein Testament machen, vermöge dessen sie ihr alles gab, was sie ihr der Gewohnheit zu Folge geben konnte, und sie setzte hinzu, ein iedes anderes Testament, so sie machen könnte, sollte null und nichtig seyn, wenn sie nicht eine gewisse Clausel hinzusetzte, die sie als das einzige Kennzeichen ihres Willens wollte angesehen wissen; welches eine ungültig machende Clausel heißt.

Diese Vorsichtigkeit war rechtmässig, und in der gehörigen Ordnung. Weil aber Leute, die in ihrem ganzem Leben ohne Argliſt handeln, solche Kunstgriffe nicht gewohnt sind; so betrug er sich bey dieser Gelegenheit auf eine solche Art, welche deutlich zu erkennen gab, daß sie ihm nicht natürlich war; denn er begieng alle Fehler der Nachläßigkeit dabey, die man nur begehen kann.

Zum ersten, er erwählte zum Kennzeichen des

Willens seiner Tochter, das heißt zur ungültig machenden Clausel, ein so leichtes Zeichen, daß man ohne Mühe von ungefähr darauf fallen kann. Es war nämlich ein Kreuz, dergleichen die Frauenzimmer oftmals zu ihren Namen setzen.

2. Nachdem er verschiedene Abschriften von dem Testamente gemacht hatte, von welchem er das Muster seiner Tochter gab; so verlohr er eine davon, und zwar so unglücklich, daß sie seinem Schwiegersohne in die Hände fiel.

Da indessen der Vater gewiß glaubte, er habe sich vermittelst dieser Clausel wider alle Testamente verwahrt, die man seiner Tochter abnöthigen könnte, suchte er sie nicht mehr zu verhindern, und rieth ihr so gar, selbst eins zu machen, welches sie sich aber zu thun weigerte, weil sie durch die üble Art, wie ihr Mann und seine ganze Familie mit ihr umgegangen waren, so aufgebracht war, daß sie sich, so lange sie noch einige Kräfte hatte, nicht entschließen konnte, ihnen auch nur zum Scheine diesen Gefallen zu thun.

Als sie aber anfieng sich zu bessern, bewog sie die Furcht, vom neuen, in die Hände ihres Mannes zu fallen, ein Testament, wie man ihr gerathen hatte, das heißt ein unnützes zu machen. Von ihrem Willen ist man versichert; denn sie redet mit einer von ihren Schwestern von diesem Vorhaben, welche sie auch nicht davon abwendig zu machen suchte. Man

weis

weis nicht, zu welcher Zeit sie es ins Werk gerichtet; man hat aber nach ihrem Tode erzählt, sie hätte gesagt, sie habe zum Besten ihres Mannes ein Testament gemacht, das aber nicht gültig wäre, weil sie nicht hinzugesetzt hätte, was es gültig machen könnte.

Hieraus erhellt, daß sie zwar etwas gethan hatte, ob sie gleich nichts hatte thun wollen, das ihrem Manne einigen Nutzen schaffen könnte. Es ist aber keineswegs gewiß, daß sie das Testament gemacht habe, welches ihr Mann einige Zeit nach ihrem Tode vorzeigte. Denn es hatte nur die Unterschrift, die von ihrer Hand zu seyn schien, indem das übrige keine Aehnlichkeit damit hatte; daß es also sehr wahrscheinlich ist, daß, weil sie die Sache nicht verstund, und sich in der größten Schwachheit befand, sie ihm nur ein Planquet gab, und dieses ein Testament gemacht zu haben hieß.

Dieses von ihrem Manne vorgezeigte Testament hatte zwo gewisse und wesentliche Nullitäten oder Ungültigkeiten.

1. Es hatte die ungültig machende Clausel, welche von der Verstorbenen nicht war hinzugesetzt worden, wie man solches so wohl aus ihrem eigenen Zeugnisse, als auch aus dem Anschlage, den sie deswegen gemacht hatte, wie nicht weniger aus dem Berichte ihres Beichtvaters wußte. Ihr Mann hatte sie gar leicht errathen können, weil er, wie oben ist gesagt worden, die Abschrift des Testaments hatte.

2. Als er es anfangs ohne Datum vorgewiesen, und in diesem Zustande zwo Personen, von welchen sein Schwiegervater eine war, gezeigt hatte; so datirte er es hernach vermöge einer augenscheinlichen und handgreiflichen Verfälschung, welche aus der Schrift selbst erhellete. Der Schwiegervater war von dieser Ungültigkeit durch seine eigenen Augen zur Gnüge überzeugt, weil er dieses Testament nach dem Tode seiner Tochter ohne Datum gesehen hatte. Es war also seine Sache in Ansehung Gottes gewiß gerecht, und die Sache des Schwiegersohns gewiß böse und ungerecht.

Nachdem die Sache dem Ausspruche der Schiedsrichter war überlassen worden; so redete man, obgleich das Testament zwo Unrichtigkeiten hatte, doch nur von der Unrichtigkeit des Datums, weil, ob man gleich von der andern versichert war, man sie doch nicht hatte beweisen können. Es ist aber eine Ungültigkeit schon hinlänglich, und diese war augenscheinlich, weil die Dinte und das hinzugesetzte Datum von der übrigen Schrift ganz unterschieden waren, so schlecht hatte der Verfälscher seine Sache gemacht.

Ausser dem war noch ein anderer Streit über das leinene Zeug und die Kleidungsstücke, die der Schwiegervater seiner Tochter gegeben, worüber er aber keine Quittung hatte, ob sie gleich in dem Heurathscontracte stunden, weil er krank war, als er geschlossen wurde, und sie erst den Tag darnach übergeben wur-

wurden. Jederman wußte, daß sie der Schwiegersohn erhalten hatte. Weil man sich aber keine schriftliche Quittung hatte darüber geben lassen, und die Gesetze, wenn die Sache über 100. livres beträgt, den Beweis durch Zeugen zu führen nicht verstatten; so leugnete er, daß er etwas empfangen habe. Und als er über Thatsachen und gewisse Puncte befragt wurde; so schwur er sich vermittelst verschiedener falscher Eide los. Man verlangte, es zu erlauben, daß man den Beweis durch Zeugen führen dürfe, weil der Anfang des Beweises schon schriftlich wäre geführt worden; man konnte es aber nicht erlangen.

Die Mutter des iungen Menschen, welche eine Fromme, und zum andernmale an einen angesehenen Mann verheurathet war, wollte die Wahrheit nicht sagen, und fuhr bis ans Ende mit ihrem Manne fort, ihrem Sohne bey diesem ungerechten Rechtshandel mit ihrem Ansehen und guten Rathe beyzustehen. Nach verschiedenen Verfahren überließ man die Sache dem Bischofe des Orts, und einem berühmten Advocaten, der ein gemeinschaftlicher Freund und Anverwandter der beyden Familien war, aber des Nutzens wegen auf die Seite des iungen Menschen hieng, weil seiner Mutter Mann seine Sachen besorgte. Und er trug das meiste bey, daß dieser Streit auf die Art, wie es geschah, abgethan wurde. Man will gar gern glauben, daß er dabey nur auf Recht gesehen hat, und daß, wenn er sich dabey geirrt, er sich nur in der Thatsache geirrt, und weil er für die

Re-

Regel der Advocaten eingenommen war, daß man nur glauben müsse, was durch die in den Gesetzen gebilligten und zugelassenen Beweise dargethan worden. Die Untersuchung wird hernach vorkommen.

Veranlassung der ersten Schrift.

Nach dieser kurzen Erzählung des Processes, sehe man nun, was zu den beyden Schriften, die ich anführen will, Gelegenheit gab.

Als nach dem Tode der besagten Frau der Proceß über das Testament und die Geräthschaften zwischen der Familie der Verstorbenen und der Familie ihres Mannes angieng, suchte man ein Mittel zu finden, sie zu vergleichen, und diesen Streit in der Güte beyzulegen. Man gieng zu dem Ende zu dem vorhin gedachten Advocaten. Und damit man ihn von dem Zustande der Sache unterrichten möchte; so trug man der Schwester der Verstorbenen, die ein eben so frommes, als verständiges Frauenzimmer war, auf, einen Brief zu schreiben, den man ihm zeigen könnte. Dieser Brief war sehr nachdrücklich abgefaßt, und man hoffte, er werde in den Advocaten einen Theil von dem Eindrucke machen, den er in andere gemacht hatte. Er schien aber gar nicht daran gerührt zu seyn, und antwortete ganz kaltsinnig, er ließe sich niemals einnehmen, und urtheile allzeit nur nach den Beweisen.

Der üble Gebrauch, den er von dieser Regel machte, brachte mich auf die Gedanden, folgende Schrift aufzusetzen, die man ihm zuschickte.

Von den rechtmäßigen Gränzen der Regel: Man muß sich nicht einnehmen lassen, und von dem Mißbrauche derselben.

I.

Es ist nicht zu leugnen, daß nicht nur die Könige, die Richter und Advocaten, sondern auch überhaupt alle und iede sehr nöthig haben, die vorgefaßten Meynungen und Vorurtheile zu vermeiden, weil uns nichts zu so vielen verwegenen Urtheilen verleitet, und so viele Ungerechtigkeiten begehen läßt, als wenn man sich gar zu leicht einnehmen läßt.

II.

Indessen darf man den allgemeinen Regeln nicht trauen, weil es wenig allgemeine Wahrheiten giebt. Sie haben alle ihre Ausnahmen und ihre Gränzen, und man kann sehr falsche Anwendungen davon machen; weil der Verstand, wenn er von der scheinbaren Wahrheit der Regel eingenommen ist, sich oftmals nicht viel Mühe giebt, die Sachen, auf welche er sie anwendet, zu untersuchen.

III.

III.

Die Regeln der Rechtsgelahrheit befreyen niemals von der Beobachtung der Regeln der Vernunft; und so kann das, was die Vernunft als unrecht und unvernünftig verdammt, von keinem Grundsatze und keiner Regel einer andern Wissenschaft gebilligt und gerechtfertigt werden.

IV.

Kein Grundsatz der Vernunft ist deutlicher, und richtiger, als dieser: Die deutlichen Sachen muß man annehmen; an den zweifelhaften muß man zweifeln; und was auf wahrscheinlichern Beweisen beruht, muß man auch für wahrscheinlicher halten. Es giebt eine Pflicht der Ueberzeugung und Ueberredung, weil wir sie der Deutlichkeit schuldig sind; eine Pflicht des Zweifels, weil es wider die Vernunft ist, an zweifelhaften Sachen nicht zu zweifeln; und eine Pflicht der Meynung, das heißt, man ist verbunden, zu urtheilen, eine Sache, von welcher man uns wahrscheinlichere Beweise vorlegt, ist auch wirklicher wahrscheinlicher, welches dasienige ist, was man Meynung nennt.

V.

Da dieses der rechtmäßige Gebrauch der Vernunft ist; so besteht der Mißbrauch der Vernunft darinnen, wenn man ihr nicht folgt, indem man von

Sachen,

Sachen, die schlechterdings zweifelhaft oder ungewiß sind, entweder ein Urtheil fällt oder eine Meynung hegt; oder wenn man sich durch die größte Wahrscheinlichkeit nicht auf andere Gedanken bringen läßt; oder wenn man endlich von deutlichen und überzeugenden Sachen nur schwach überzeugt ist. Mit einem Worte, unser Verstand muß sich nach den Beweisen richten, und nicht auf diese oder iene Seite hängen.

VI.

Wenn man indessen nicht acht darauf hat; so verfällt man, unter dem Scheine, die Regel, sich nicht einnehmen zu lassen, zu beobachten, oftmals in verschiedene von diesen Fehlern. Denn man zweifelt, wo man keine Ursache zu zweifeln hat; man läßt sich von den Beweisen, die Eindruck in den Verstand machen sollen, nicht rühren; man nimmt die Sachen, welche mit überzeugenden Beweisen dargethan sind, nicht an.

VII.

Noch gefährlicher ist es, wenn man nicht wahrnimmt, daß der Mißbrauch der Regel, sich nicht einnehmen zu lassen, oftmals mehr von dem Herzen, als von dem Verstande, herkömmt; und daß man auf solche Art Mittel findet, ohne den geringsten Vorwurf des Gewissens, etwas zu thun, das man nicht würde gethan haben, wenn man die rechten und wahren Regeln der Vernunft genauer beobachtet hätte.

VIII.

Wenn man diesen Betrug des Herzens entdecken, und hinter die geheime Ursache kommen will, die es antreibt, die Regel, sich nicht einnehmen zu lassen, weiter auszudehnen, als man soll; so muß man merken, daß diese drey Bereitwilligkeiten, was zweifelhaft ist, für zweifelhaft; was wahrscheinlicher ist, für wahrscheinlicher; und was klar und deutlich ist, für klar und deutlich zu halten, nicht nur bloße Urtheile des Verstandes, sondern auch Gründe der Handlungen, und Quellen der Pflichten sind. Denn man soll anders handeln, wenn man zweifelt; anders, wenn man von der Wahrheit halb versichert ist; und wiederum anders, wenn man vollkommen überzeugt ist. In Sachen, die ganz ungewiß sind, kann man für seine Freunde, und diejenigen, denen man einigermaaßen verbunden ist, gewisse Dinge thun. Es giebt andere, die ganz verbothen sind, wenn es unserer Meynung nach wahrscheinlicher ist, daß sie unrecht haben. Und es giebt wieder andere, die man wider sie zu thun verbunden ist, wenn man überzeugt ist, daß sie unrecht haben.

IX.

Es ist z. B. gewiß, daß, wenn man Ursache hat, ich sage nicht gewiß, aber doch viel wahrscheinlicher dafür zu halten, daß einer von unsern Freunden in einer Sache treulos handelt, es gewissenshalber nicht

erlaubt

erlaubt ist, ihm einen Dienst zu leisten, oder ihm beyzustehen; daß man sich seiner Sache nicht annehmen kann; und daß, wenn man es thut, man an seiner Ungerechtigkeit Theil nimmt. Es ist ferner gewiß, daß, wenn man daran zweifelt, und daran zu zweifeln Ursache hat, man, ehe man etwas für ihn thut, verbunden ist, sich nach der Sache genau zu erkundigen, und zu dem Ende alle erlaubte Mittel zu brauchen; und daß, wenn man es nicht thut, man den Fehler begeht, der in der Schrift angezeigt ist, wnnn sie sagt: Noluit intelligere, ut bene ageret. Er hat sich nicht unterrichten wollen, daß er das Gute thäte. Ps. 35, 4.

X.

Aber vermittelst dieses vorsetzlichen Zweifels, und dieser vermeynten Befreyung von Vorurtheilen und vorgefaßten Meynungen, macht man sich von allen seinen Pflichten los; man begiebt sich ins weite Feld, und findet das Geheimniß, einen Theil von seinen Neigungen mit gutem Gewissen zu befriedigen. Denn unter dem Vorwande, sich nicht einnehmen zu lassen, läßt man seinen Verstand durch die Gründe nicht ungewiß machen, welche ihm die Treulosigkeit unserer Freunde zu erkennen geben sollten; und so unterläßt man nicht, ihnen zu dienen, ihnen zu helfen und beyzustehen, und ihnen zu zeigen, wie sie es anfangen müssen, wenn sie ihr Vorhaben glücklich ausführen wollen, woran man aber keinen Theil hätte nehmen sollen.

XI.

Man begeht auf solche Art die Ungerechtigkeit, daß man die Bosheit der Redlichkeit und Aufrichtigkeit gleich macht. Und anstatt, daß die Wahrheit und Unschuld gemeiniglich gewisse Kennzeichen haben, welche, weil sie von der Verstellung und List nicht können nachgeahmt werden, sie denen kenntlich machen, die ihre Einsichten durch den Mißbrauch dieser Regel nicht verdunkeln und ersticken, so macht man aus diesen Kennzeichen nichts, man setzt die redlichsten und aufrichtigsten Personen mit den treulosesten in eine vollkommene Gleichheit, ia gewissermaaßen in einen noch weit schlimmern Zustand, weil es sie weniger Mühe kostet, fremde Merkmaale zu entlehnen, um anders zu scheinen, als sie wirklich beschaffen sind, als diejenigen, welche arglistig handeln.

XII.

Der letzte Fehler, den der Mißbrauch dieser Regel nach sich zieht, besteht darinnen, daß, da diese Unterlassung zu urtheilen, ein bequemer Zustand ist, und eine große Freyheit verschaft, zu thun, was man will, man gern darinnen beharrt. Man giebt sich also keine Mühe, die Angelegenheiten seiner Freunde recht gründlich einzusehen; sondern ist schon zufrieden, wenn man nur einige Kenntniß davon hat. Und wenn sie nur nach der Art, wie sie vorgetragen werden, nicht verdammungswürdig zu seyn scheinen;

so

so glaubt man davon los zu seyn, und für sie alles, was man will, thun zu können.

XIII.

Die, so das Amt der Richter und Advocaten verwalten, und die bürgerlichen Sachen nach den Regeln und Gesetzen behandeln, nach welchen sie die Menschen einrichten zu müssen geglaubt haben, treiben diesen Fehler noch weiter. Denn sie gewöhnen sich, weiter keine andere Gerechtigkeit, als die gesetzliche, und keine andere Wahrheit, als die gesetzliche zu kennen. Sie nennen die unschuldig, welche man nach den Gesetzen nicht verdammen kann; und das wahr, was sie nicht mißbilligen. Und kurz, sie schließen und urtheilen als Richter und Advocaten so, daß sie gewissermaaßen vergessen, als Menschen zu schließen und zu urtheilen.

XIV.

Indessen giebt es nur eine Gerechtigkeit, nur eine Wahrheit, und nur eine Vernunft; und die, welche sie verdammt, sind wirklich verdammt, und wenn sie von allen weltlichen Gesetzen losgesprochen würden. Die Gesetze nehmen die Beweise durch Zeugen nicht, als wenn die Summe nicht hundert Franken beträgt. Und so ist der, welcher, um eine beträchtliche Summe nicht bezahlen zu dürfen, die er auf seine Treue und Redlichkeit bekommen hat, frech gnug ist, einen falschen Eid zu schwören, nach den

Gesetzen unschuldig, und wenn er auch von tausend Zeugen überführt würde, daß er falsch geschworen hätte; und die, welche gewohnt sind, sich nach dieser gesetzlichen Gerechtigkeit zu richten, sagen, ein solcher Meineidiger habe das beste Recht von der Welt, und tragen kein Bedenken, ihm mit ihrem Rathe und Schutze beyzustehen. Aber aller menschlichen Gesetze und Verordnungen ungeachtet, nimmt die Vernunft allzeit alle Beweise, die uns von der Wahrheit versichern, an, und wird sie annehmen, und die des Meineids schuldig erklären, die, es zu seyn, durch die natürlichen Beweise überzeugt worden, welche zu ersticken und abzuschaffen in keines Menschen Macht und Gewalt steht.

XV.

Ich sage nicht, daß die Gesetze, welche verordnen, daß man dergleichen Beweise nicht annehmen soll, ungerechte Gesetze sind. Sie sind ein nothwendiger Damm, der Ungerechtigkeit und Begierde der Menschen Einhalt zu thun. Und so würde ich, wenn ich ein Richter wäre, vielleicht den Unschuldigen, welcher sich auf die Treue und Redlichkeit eines andern gar zu sehr verlassen hätte, seine Sache verlieren, und sie den Meineidigen gewinnen lassen, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen. Man muß aber in diesem Stücke die nothwendigen Pflichten von den freyen und freywilligen wohl unterscheiden. Ich kann iemanden zusprechen, was ihm nach den Gesetzen gehört, ob es ihm gleich nach der Vernunft und Gerechtig-

rechtigkeit nicht gehört; weil ich als Richter nur der Ausleger des Gesetzes bin. Und wenn ich also demjenigen, welcher falsch geschworen hat, eine gewisse Summe zuspreche; so thue ich weiter nichts, als daß ich sage, die Gesetze sprechen sie ihm zu; welches wahr und vielleicht recht ist. Aber eben diese Gesetze, welche mir gebiethen, demjenigen, welcher falsch schwört, seine Sache gewinnen zu lassen, gebiethen mir nicht, mich zu irren und zu betriegen. Und wenn mir also sonst aus klaren Beweisen bekannt ist, daß er falsch geschworen hat; so werde ich ihn für einen Meineidigen halten, und zu allen Handlungen verbunden seyn, welche mit diesem Glauben nothwendig verbunden sind.

XVI.

Man muß also die nothwendigen Handlungen der Richter und Advocaten, und die freyen und freywilligen Handlungen wohl von einander unterscheiden. Die nothwendigen Handlungen, als z. B. die Handlung ein Urtheil zu sprechen, sollen sich nach der gesetzlichen Gerechtigkeit richten; aber die freyen Handlungen sollen sich nach der wahren und wirklichen Gerechtigkeit richten. Nun ist es aber gewiß, daß, sich iemandes seiner Sachen annehmen, ihm Rath ertheilen, ihm zeigen, wie er seine Anforderungen glücklich ausführen kann, und ihm mit seinem Ansehen beystehen, ganz freywillige und freye Handlungen sind. Und folglich ist es niemals erlaubt, eine

solche Handlung zum Besten derer zu verrichten, die wir, nicht nach den menschlichen Gesetzen, sondern nach der wahren Gerechtigkeit, für strafbar halten sollen. Und wenn wir es thun; so machen wir uns ihrer Ungerechtigkeit theilhaftig.

XVII.

Wir sind nicht nur strafbar, wenn wir unsern Freunden einen solchen Beystand leisten, da wir doch von ihrer Bosheit überzeugt sind; sondern auch, wenn wir, nachdem wir alles wohl überlegt, dafür halten, es sey wahrscheinlicher, daß sie ungerecht und treulos, als daß sie redlich und aufrichtig handeln. Und wir sind es nicht nur, wenn wir dieses Urtheil fällen; wenn wir Schuld daran sind, daß wir es nicht fällen; wenn es geschieht, weil wir unsern Verstand durch die Vernunft nicht wollen wankend und ungewiß machen lassen. Mit einem Worte, wir sind auch noch strafbar, wenn wir ihnen diesen Beystand leisten, indem wir zweifeln, und ganz ungewiß sind, ob sie gerechte Sache haben, oder nicht; wenn wir Schuld daran sind, daß wir zweifeln, und weil wir uns von der Wahrheit nicht haben unterrichten lassen, und die erlaubten Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, nicht haben brauchen wollen.

XVIII.

Das sind meine Grundsätze; und folgendes sind die

die Schlüße, die ich daraus ziehe, und welche mir auch eben so wahr und richtig zu seyn scheinen.

Wenn bey dem Streite zwischen dem Sempronius * auf der einen, und dem Mövius und der Mövia ** auf der andern Seite, Sempronius für sich und seine ganze Familie sagt und eidlich erhärtet, er habe dem Mevius Kleidungsstücke für eine gewisse Summe gegeben; Mevia habe sie emfangen, behalten und gebraucht; sie habe mit ihm und den Seinigen, wie auch mit vielen andern Personen, unzähligemal davon gesprochen: Mevius hingegen sagt, er habe nichts bekommen; Mevia stille schweigt, und dem Mevius mit ihrem Rathe und Ansehen beysteht; so kann Titius ***, der gemeinschaftliche Freund des Sempronius, des Mevius und der Mevia, nicht umhin, so gleich den Schluß zu machen, daß entweder die einen, oder die andern, einer sehr strafbaren Treulosigkeit schuldig sind, die sie nicht nur seiner Freundschaft, sondern auch der Freundschaft aller ehrliebenden Leute unwürdig macht. Es findet hier kein drittes statt, weil es unmöglich ist, daß nicht die einen, oder die andern, meineidige und treulose Leute sind; und daß sie nicht einen bösen Anschlag gemacht haben, eines andern sein Gut unrechtmäßiger Weise an sich zu ziehen.

* Der Vater der verstorbenen Frau.

** Der Mann der verstorbenen Frau und seine Mutter.

*** Der Advocat, der hernach zum Schiedsrichter erwählt wurde, und an welchen diese Schrift gerichtet worden.

XIX.

Der zweyte Schluß, den er daraus ziehen soll, ist dieser, er soll hinter die Wahrheit der Sache zu kommen wünschen, und zu dem Ende die rechten Mittel brauchen, sich davon zu unterrichten; und er soll den Vorsatz fassen, wenn er sie wüßte, nicht nur dem Strafbaren auf keine Weise beyzustehen, sondern sich auch wider ihn zu erklären, und alles, was nur in seinem Vermögen steht, zu thun, um ihn anzuhalten, entweder von seinem Vorhaben abzustehen, oder sein ungerechtes Verfahren wieder gut zu machen.

XX.

Der dritte Schluß, er soll nach den Einsichten, die er davon haben kann, nicht als Richter, sondern als Mensch davon urtheilen, weil hier von freyen und freywilligen Pflichten die Rede ist, die von einem Urtheile der Wahrheit abhängen, und nicht von einem solchen, das an die Gesetze und Formalitäten gebunden ist. Und so ist ihm nicht erlaubt, zu sagen: Ich will nicht glauben, daß sich die Sache so verhält, weil du keine Quittung darüber hast, wenn man ihm nur mit Beweisen, die seinen Verstand überzeugen sollen, darthut, daß sich die Sache so verhält.

XXI.

Der vierte Schluß ist dieser, er soll nicht bey der zwei-

zweifelnden Unbiegsamkeit beharren, welche sich durch die Wahrscheinlichkeit nicht auf andere Gedanken bringen läßt; sondern er soll für wahrscheinlicher halten, was wirklich wahrscheinlicher ist, ob er gleich keine vollkommene, metaphysische und gesetzliche Gewißheit davon hat. Denn man begeht denselben Fehler im Urtheilen, wenn man das nicht für wahrscheinlicher hält, was doch in der That wahrscheinlicher ist, als wenn man das, was gewiß ist, nicht für gewiß hält.

XXII.

Zu dem Ende soll er alle Umstände dieser Sache mit einander vergleichen; und so kann er nicht umhin, zu überlegen:

Ob es wohl sehr glaublich ist, daß ein Mann von 67. Jahren, wie Sempronius, den Vorsatz faßt, von seinem Schwiegersohne unrechtmäßiger Weise eine Summe Geld für Kleidungsstücke, die er ihm nicht gegeben hat, zu verlangen.

Daß seine ganze Familie in einer so abscheulichen Sache mit ihm eins ist.

Daß diese ganze Familie, welche in der Welt nichts hat, nichts in ihr sucht, und auch ausser dem noch Vermögen gnug besitzt, daß sie eine sehr kleine Summe Geld entbehren kann, umsonst und um nichts auf ihre Seligkeit, wegen eines so geringen Nutzens, Verzicht thun wolle.

Er soll überlegen, daß Mevius ein iunger Mensch ist, der weiter nichts zu thun hat, als sich lustig zu machen, der in keinem Stücke ordentlich lebt, um nicht noch mehr zu sagen; daß Mevia bis iezo noch kein anderes Mittel gewußt hat, sich aus dieser Sache heraus zu wickeln, als stille zu schweigen; daß sie zwar ihrem Sohne mit ihrem Rathe, aber nicht mit ihrem Zeugnisse beystehen will, und daß sie sich noch nicht getraut hat zu sagen, sie habe das nicht empfangen, in den Händen gehabt und gebraucht, was sie doch, wie man versichert, empfangen, in den Händen gehabt und gebraucht hat; daß die einen die Sache durch Zeugen beweisen wollen, und daß die andern sich alle Mühe geben, zu verhindern, daß der Beweis durch Zeugen nicht möge angenommen werden. Alles dieses vorausgesezt:

Dünkt mich, es sey moralisch gewiß, daß Sempronius recht hat, Mevius hingegen und Mevia unrecht haben; daß es unmöglich ist, daß die Vernunft nicht diesen Schluß machen sollte; und daß man also, wenn die Regel, sich nicht einnehmen zu lassen, den Titius abhält ihn zu machen, deutlich sieht, daß sie entweder falsch seyn, oder daß er sie nicht recht anwenden und brauchen würde.

XXIII.

Ich behaupte so gar, es sey unmöglich, daß er diesen Schluß nicht mache; weil es unmöglich ist, daß die Deutlichkeit diesen Eindruck in einen Verstand,

stand, wie der seinige ist, nicht machen sollte. Wenn er also sagt, er bliebe neutral, und hielte sein Urtheil zurück; so unterscheidet er seine Worte und Gedanken nicht gnugsam von einander. Es ist leicht, mit dem Munde, oder auch so gar in seinem Herzen, vermittelst einer innerlichen Sprache, zu sagen, man bleibe neutral; es ist aber sehr schwer, daß der Verstand im Grunde von dem, was klar und deutlich ist, nicht überzeugt seyn sollte. Man kann also bey allen diesen pyrrhonischen Grundsätzen sagen, sein Verstand wäre in der That nicht so ungewiß, als er es zu seyn vorgäbe.

XXIV.

Ist er davon überzeugt, wie er es ohne allen Zweifel ist; glaubt er so gar, es sey wahrscheinlicher, daß Sempronius recht, und Mevius unrecht habe; so ist mit dieser Ueberzeugung eine Reihe unumgänglicher Pflichten verbunden.

Er ist verbunden, alles zu thun, was er nur kann, um es bey dem Mevius und der Mevia dahin zu bringen, daß sie von dieser Ungerechtigkeit abstehen, die ihrer Ehre, ihrem Gewissen, und ihrer Seligkeit so nachtheilig ist.

Er kann ihnen mit Recht nicht beystehen, ihnen keinen Rath geben, und sie nicht in seinen Schutz nehmen; er soll vielmehr mit ihnen umgehen, wie man vernünftiger Weise mit ungerechten und treulosen Leuten umgehen soll. Ich

Ich behaupte, daß alles dieses kein Spiel des Witzes sey; sondern daß in dieser Schrift nichts zu finden ist, das nicht auf das genaueste wahr wäre, ob ich sie gleich nur zur Uebung aufgesetzt habe.

Veranlassung der zweyten Schrift.

Nachdem die Sache den Schiedsrichtern war übergeben worden; so glaubte man, es sey gut, in einer Schrift die billigen Einsichten zu zeigen, welche die Schiedsrichter haben sollten. Das ist der Inhalt der folgenden Schrift.

Vom Schiedsrichteramte.

I.

Da alle Tugenden nothwendig mit einander verbunden sind, und keine für sich allein, und ohne die Verbindung mit den andern, bestehen kann; so ist es gewiß, daß die Liebe und die Gerechtigkeit bey den Richtern und Schiedsrichtern einander begegnen, daß die Richter liebreich, und die Schiedsrichter gerecht seyn sollen. Da aber doch die besondere Pflicht, sich einer gewissen Tugend zu befleißigen, macht, daß man sagt, diese Tugend sey diesem Amte eigen; so kann man in diesem Verstande sagen, gleichwie die Gerechtigkeit die Tugend der Richter wäre, also wäre auch die Liebe die Tugend der Schiedsrichter;

richter; und wenn die Richter Richter der Gerechtigkeit wären, so wären die Schiedsrichter Richter der Liebe.

II.

Wegen der natürlichen Verwandtschaft dieser Verrichtung mit dieser Tugend waren ehmals die Bischöffe gleichsam die natürlichen Schiedsrichter aller Streitigkeiten der Christen. Denn man glaubte, sie wären vornehmlich mit der Liebe erfüllt, welche nöthig ist, nicht nur die Streitigkeiten beyzulegen, die den äusserlichen Frieden der Familien stören; sondern auch die innerlichen Wunden zu heilen, welche diese Zwistigkeiten den Seelen schlagen. Und obgleich die heiligen Bischöffe unter der Last einer so beschwerlichen Beschäftigung seufzeten; so hielten sie doch dafür, die Liebe verbände sie, einen großen Theil ihrer Zeit anzuwenden, die Streitigkeiten ihrer Völker beyzulegen, wie man solches aus verschiedenen Stellen des h. Augustinus sieht (a).

III.

Gleichwie aber die Liebe die Tugend der Schiedsrichter ist, und man deswegen sagen kann, dieses Amt sey gewissermaaßen ein bischöffliches Amt; also hat es auch keinen andern Gegenstand, als den Gegenstand der Liebe, welcher das Heil derer ist, die man zu vereinigen sucht. Es beschäftigt sich mit den

zeit.

(a) Vid. inter alia Serm. 24. in Pf. 118, n. 3.

zeitlichen Sachen in Absicht auf die ewigen. Seine Absicht ist nicht nur, einen zeitlichen Frieden unter den Einwohnern einer und derselben Stadt herzustellen; sondern es sucht auch denen einen wahren Frieden des Gewissens zu verschaffen, die zu einem und denselben Himmelreiche berufen sind, zu welchem sie nicht anders, als durch die Gerechtigkeit, gelangen können. Mit einem Worte, sie verbinden die christlichen Absichten mit den menschlichen, und die christliche Klugkeit mit der Klugheit der Welt.

IV.

Man darf nur eine sehr mittelmäßige Kenntniß und Wissenschaft haben, um überzeugt zu seyn, daß das größte Unglück, so einem Menschen begegnen kann, nicht unrecht leiden, sondern unrecht thun, ist; und daß unter den Ungerechtigkeiten keine gefährlicher, als diese, ist, welche macht, daß wir erlangen, was uns nicht gehört. Das geringste Gut eines andern, welches von einer Familie erlangt wird, ist in derselben eine Quelle des Fluchs für die Zeit und für die Ewigkeit, für die Väter, welche die Urheber dieser unrechtmäßigen Erlangung sind, und für die Kinder, welche das Gut genießen. Es ist ein schreckliches Hinderniß der Seligkeit bey den einen und den andern. Denn da sie die göttliche Gerechtigkeit nicht anders, als durch eine strenge Widererstattung kann erlangen lassen; so wird diese Schwierigkeit wegen der Schande, sich für strafbar zu erkennen, und wegen

gen des Nutzens der unrechtmäßiger Weise an sich gebrachten Güter, die man mit dem Hauptstamme wiederzuerstatten verbunden ist, alle Tage immer größer.

V.

Gleichwie also die Liebe die Absicht haben soll, diejenigen, welche man lieb hat, vor größeren und schwerer wieder gut zu machenden Schaden zu bewahren; also kann die Liebe der Schiedsrichter keine rechtmäßigere haben, als zu verhindern, daß diejenigen, deren Streitigkeiten sie schlichten, nach ihren gefällten Urtheilen, nicht mit einem übel erworbenen Gute beschwert bleiben, welches sie als das größte Unglück ansehen sollen. Und darum sollen sie sich vor nichts mehr hüten, als daß ihr Urtheil denen, die vor Gott zur Wiedererstattung verbunden sind, nicht eine falsche Sicherheit verschaffen möge.

VI.

Wenn man aber wissen will, wenn sie diese übele Folge zu befürchten, oder nicht zu befürchten haben; so muß man bedenken, daß es zweyerley Streitigkeiten giebt, die von den Schiedsrichtern können ausgemacht werden. Denn bey den einen folgt Gottes Urtheil gewissermaaßen allzeit auf das Urtheil der Schiedsrichter; aber bey den andern ist es schon gefällt, so daß das Urtheil der Schiedsrichter ungerecht und ungültig ist, und niemanden, in Ansehung

seines

seines Gewissens, Sicherheit verschaffen kann, wenn es mit Gottes Urtheile nicht übereinstimmt.

VII.

Gottes Urtheil folgt auf das Urtheil der Richter in wirklich zweifelhaften und solchen Sachen, wo die Parteyen aufrichtig handeln. Denn der Ausspruch des Richters oder Schiedsrichters macht denienigen, der seinen Proceß gewinnt, zum rechtmäßigen Besitzer des Guts, das ihm ist zugesprochen worden. Und wenn auch gleich die Schiedsrichter den Sinn des Gesetzes vielleicht nicht recht sollten eingesehen haben; so kann doch, wenn man ihnen die Sache überlassen hat, derienige, dem sie ein Gut zusprechen, und welcher in seinem Herzen ein Recht dazu zu haben glaubt, dasselbe rechtmäßiger Weise behalten. Gott bestätigt und versiegelt das Urtheil der Menschen durch das seinige, und macht dieienigen, welchen zum Besten sie ein Urtheil fällen, zu wirklichen Herren der Güter, die ihnen sind gegeben worden.

VIII.

Es geschah vielleicht in Rücksicht auf die Streitigkeiten, bey welchen Gottes Urtheil allzeit auf das Urtheil der Menschen folgt, daß der Apostel Paulus 1. Cor. 6, 4. sagte, man solle die Geringsten in der Kirche zu Richtern bestellen. Denn da er die zeitlichen Sachen für etwas geringes hielt; so sah er deswegen diese Verrichtung als eine der minder wichti-

gen

gen an. Man nimmt den einen, und giebt dem andern. Wer verliert, verliert nicht viel. Wer gewinnt, gewinnt aus eben dem Grunde wenig; und beyde haben in Ansehung ihres Gewissens nichts zu befürchten, wenn sie redlich gehandelt haben, welches das Hauptwerk ist.

IX.

Ganz anders aber verhält es sich mit den Streitigkeiten, wo das Recht gewiß ist, die Thatsachen aber zweifelhaft sind, und wo nothwendig auf der einen oder der andern Seite treulos gehandelt wird. Gott richtet solche Streitigkeiten vor den Richtern oder Schiedsrichtern; er hat in seinem Urtheile diejenigen schon ausgemacht und bestimmt, welchen das Gut, worüber gestritten wird, gehört. Und wenn die Menschen von diesem Urtheile abweichen; so vernichtet er ihre Urtheile und richterlichen Aussprüche, und giebt denen, die er verurtheilt, kein Recht zu den Gütern, die sie vermittelst des Urtheils der Menschen erlangen können. Kein schiedsrichterlicher Ausspruch, keine Beylegung eines Streits kann einen Meineidigen zum rechtmäßigen Besitzer eines Guts machen, das er durch seine Meineide erlangt, und wenn er auch von allen Richtern auf der Welt in den Besitz desselben gesetzt würde. Gottes Urtheil bleibt unveränderlich, und erklärt ihn allzeit für einen unrechtmäßigen Besitzer desselben.

X.

In Ansehung der Urtheile, welche die Menschen über Sachen fällen, worüber Gott sein Urtheil schon gefällt hat, kann man sagen, was ein gewisser grosser Papst (a) von der Vergebung der Sünden der Priester gesagt hat: Tunc enim vera est absolutio præsidentis, cum interni arbitrium sequitur Judicis. Es ist vergeblich, daß die Priester diejenigen lösen, die nach Gottes Urtheile nicht gelöst werden sollen. Die unsichtbaren Bande der Sünden dauern fort, die Menschen mögen thun, was sie wollen, und binden die Gottlosen noch genauer, weil sie mit ihren übrigen Sünden auch noch den neuen Kirchenraub einer unrechtmäßiger Weise erlangten Vergebung der Sünde verbinden. Eben so verhält es sich mit den Aussprüchen der Schiedsrichter, welche mit Gottes Aussprüchen nicht übereinstimmen. Sie geben denen, welchen zum Besten sie sind gefällt worden, kein Recht; sie machen sie nur noch ungerechter, und verbinden sie noch weit mehr, der Gerechtigkeit Gottes und der Menschen gnug zu thun.

XI.

Diese Vergleichung macht, daß man mit Wahrheit sagen kann, die Urtheile, welche die Schiedsrichter von den Streitigkeiten, von welchen wir reden, fällen, hätten eine sehr große Aehnlichkeit mit denen,

(a) Greg. Magn. in Evang. L. 2. Hom. 26.

denen, welche die Priester in dem fällen, was sie den innerlichen Richterstuhl nennen. Die einen und die andern haben das Urtheil Gottes, welches vor ihm hergeht, zur Regel. Die einen und die andern sind vor Gott ohne Wirkung, wenn sie mit Gottes Urtheile nicht übereinstimmen. Die einen und die andern machen diejenigen nur unglücklicher, welche sie wider die Gerechtigkeit erlangen, weil sie ihnen nur einen falschen Frieden verschaffen. Der größte Schade, den ein Beichtvater einem Sünder zufügen kann, besteht darinnen, wenn er ihn lossspricht, wenn ihn Gott nicht lossspricht. Und das größte Unglück, das ein Schiedsrichter denen, derer Richter er ist, zufügen kann, ist, wenn er ihnen giebt, was ihnen Gott nicht giebt.

XII.

Und dieses giebt zu erkennen, daß die Urtheile, die man über solche Streitigkeiten fällt, von einer ganz andern Wichtigkeit sind, als diejenigen, die nur Fragen, wegen des Rechts, oder der Gewohnheit, betreffen würden, und bey welchen eine iede Partey im Ernste recht zu haben glaubt. Denn man kann sagen, diese letzten betrefen blos zeitliche Dinge, und zögen nur geringe Wirkungen nach sich, als es dahin zu bringen, daß ein gewisses Gut vielmehr von dem einen, als von dem andern, besessen wird. Aber die Urtheile, welche die Sachen betreffen, die Gott schon gerichtet hat, sind dergestalt mit Geistlichem und Zeitlichen vermengt, daß das Geistliche einen unendli-

chen Vorzug vor dem Zeitlichen hat. Wenn man einen Menschen abhält, daß er nicht ungerecht handelt; so erhält man ihm gewissermaaßen das Leben der Seele; und wenn man ihn in seinem ungerechten Verfahren bestärkt, so trägt man zu seinem geistlichen Tode etwas bey. Es sind also diese Aussprüche für die einen Urtheile des Todes, und für die andern Urtheile des Lebens. Und man kann von ihnen mit Wahrheit sagen, was die Schrift überhaupt von der Zunge sagt: Mors & vita in manu linguæ. Der Tod und das Leben stehen in der Gewalt der Zunge. Sprichw. 18, 21.

XIII.

Die Wichtigkeit dieser Urtheile verbindet also diejenigen, die dieses Amt der Liebe verwalten, alle nur mögliche Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, indem sie bedenken, daß sie nicht nur über die Güter derer, die sie zu Schiedsrichtern erwählt haben, sondern gewissermaaßen über ihr geistliches Leben und ihren geistlichen Tode ein Urtheil fällen, weil der Verlust der Seligkeit gemeiniglich mit solchen Ungerechtigkeiten verbunden ist, von welchen fast niemand wieder aufsteht, wenn er einmal darein gefallen, und durch ein Urtheil darinnen bestärkt worden ist.

XIV.

Da also Gottes Urtheil, wie wie wir bereits gesagt haben, bey solchen Streitigkeiten vor dem Urtheile

theile der Schiedsrichter allzeit hergeht; so sieht man deutlich, daß sie sich alle Mühe geben sollen, zu erfahren, wem zum Besten Gott urtheilt, damit sie ihr Urtheil darnach einrichten mögen. Um es nun zu erfahren, muß man bedenken, daß Gott von solchen Sachen nicht, wie die Richter, urtheilt. Denn er urtheilt nach der Wahrheit selbst, und nach dem, was wirklich ist, wovon er Zeuge ist, und welches ihm nicht verborgen seyn kann, davon. Die Richter sind hingegen in sehr enge Gränzen eingeschlossen; und da sie gewisse Beweise ausgeschlossen haben, so halten sie nur das für wahr, was durch die, welche die Gesetze billigen, für wahr gehalten wird.

XV.

Was für Gesetze aber die Menschen auch immer zu geben für gut befunden haben, die Beweise einzurichten; so ist es doch gewiß, daß ein iedes menschliches Urtheil, das demienigen, welches Gott in Rücksicht auf die Wahrheit fällt, widerspricht, falsch und ungerecht ist. Und das giebt zu erkennen, daß, welche Achtung die Schiedsrichter gegen diese menschlichen Gesetze, welche die Art der Beweise einrichten und bestimmen, auch immer haben sollen, die Liebe sie dennoch verbindet, alle erlaubte Mittel zu brauchen, die ihnen die eigentliche Beschaffenheit der Sachen, und die Wahrheit, die Gottes Urtheile zum Grunde dient, bekannt machen können; und daß sie sich vornehmlich Mühe geben sollen, sich von dem, was wahr

ist, durch einige Arten von Beweisen und Muthmaßungen, es mögen seyn, welche es wollen, zu versichern, weil doch die Gerechtigkeit ihres Urtheils von der wirklichen Wahrheit abhängt, und weil es denen, die sie begünstigen, ausser dem nur schädlich seyn kann.

XVI.

Wenn sie, indem sie die natürlichen Wege gegangen sind, sich von der Wahrheit der Sachen versichert haben, so können sie hernach sehen, ob die Kenntniß, die sie davon haben, nach den Gesetzen hinlänglich ist. Und ich glaube, ein Schiedsrichter habe in diesem Stücke mehr Freyheit, als ein Richter. Denn weil die menschlichen Gesetze unvollkommen sind; so haben sie sich genöthigt gesehen, viel Dinge zu verbiethen, die an sich selbst recht sind, als gewisse Arten von Beweisen. Aber diese Gesetze hören in Ansehung der Schiedsrichter auf, die gewissermaaßen an die natürlichen Gesetze gewiesen sind, welche nur verlangen, daß man die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit, und die Wahrheit dem Irrthume vorziehen soll.

XVII.

Wenn man aber auch gleich glauben sollte, die Schiedsrichter müßten eben so strenge verfahren, als die Richter; so ist es doch gewiß, daß ihnen auch eben so viel daran gelegen ist, die Wahrheit vermittelst aller Beweise, die uns davon versichern können, gründ-

gründlich einzusehen. Denn wenn sie sie auf solche Art einsehen, so sind sie verbunden, alles nur mögliche zu thun, um diejenigen zu ihr zurück zu führen, die sich von ihr entfernen, und sich an Formalitäten halten, ihre Ungerechtigkeit zu bemänteln. Und gleichwie Daniel Cap. 13. die Wissenschaft, die er, vermöge einer göttlichen Eingebung, von der Ungerechtigkeit der Alten hatte, nur brauchte, um sie zu überzeugen, sie aber nach dieser blossen Eingebung nicht verdammte; also muß man auch die gewisse Versicherung, die man von wirklichen Wahrheiten hat, brauchen, diejenigen zu überzeugen, die sie leugnen, und sich mit den Chicanen der Gesetze vertheidigen.

XVIII.

Fast eben so muß man es in Ansehung der Thatsachen machen, hinter welche man auf eine gewisse Art gekommen ist, die aber von den Gesetzen nicht gebilligt werden, wie solches der h. Carl in Ansehung des Gesetzes von der Bewerbung um Kirchenämter that, welches sie demjenigen giebt, der im Disputiren der gelehrteste und geschickteste zu seyn scheint. Denn da dieser Heilige wußte, daß dieses Gesetz nur war gegeben worden, um größere Uebel zu verhindern, und daß diese Art, die Kirchenämter zu erlangen, mit dem Sinne der Kirche nicht übereinstimmte, welche vielmehr haben will, daß man vor den Aemtern fliehen, als daß man sie suchen soll; und auch nicht mit dem wahren Berufe, der von den Bischöf-

fen, und nicht von der ehrsüchtigen Wahl der Geistlichen herkommen soll; so vergab er zwar die Kirchenämter vermittelst der Bewerbung um dieselben, um die von der tridentinischen Kirchenversammlung eingeführte Ordnung zu beobachten; er wußte es aber so einzurichten, daß sich allzeit nur diejenigen darum bewarben, die er nur in der Absicht, der Kirche zu dienen, erwählt hatte.

Eben so muß man auch bey den Streitigkeiten, von welchen wir reden, hinter die wirklichen Wahrheiten, auf welchen Gottes Urtheil beruht, zu kommen suchen; und wenn man sie eingesehen hat, so muß man es hernach so einrichten, daß dieses Urtheil mit den Formalitäten übereinstimmt. Und das wird klugen und geschickten Schiedsrichtern eben nicht schwer fallen, als welche tausend Mittel und Wege haben, hinter die Treulosigkeit derer zu kommen, die eines andern sein Gut durch ihr falsches Vorgeben an sich zu bringen suchen.

XIX.

Diese Denkungsart unterscheidet eigentlich die billigen Schiedsrichter von denen, die es nicht sind. Denn gleichwie diejenigen, welche nach den rechten Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit handeln, alles auf die wirkliche Wahrheit, nach welcher Gott urtheilt, zurückführen, und es so einrichten, daß ihm die Formalitäten nicht zuwider sind; also nehmen die andern von gewissen Formalitäten Anlaß, die Sachen,

chen, welche an sich die gerechtesten sind, zu Grunde zu richten.

XX.

Es giebt gewisse gar sehr gewöhnliche schiedsrichterliche Billigkeiten, welche darinnen bestehen, es so einzurichten, daß, weil ein ieder von seinen Anforderungen etwas nachläßt, keiner alles verliert, und auch keiner alles gewinnt. Solche Vergleiche sind in zweifelhaften Sachen, und wo man aufrichtig handelt, billig; aber in den Sachen, wo entweder auf der einen oder der andern Seite treulos gehandelt wird, müssen sie nicht eher, als bis es mit denselben aufs äusserste gekommen ist, gebraucht werden. Die Ursache davon ist diese, weil, was für einen Vergleich man von der Art auch immer stiftet, derienige, welcher das Gut eines andern durch unrechte Mittel und Wege erhält, kein rechtmäßiger Besitzer derselben wird. Der Ausspruch der Schiedsrichter übergiebt das Eigenthum desselben nicht wirklich. Wer erhält, was ihm vor Gott nicht gehört, ist eben so wohl zur Wiedererstattung verbunden, er mag es durch einen Vergleich und Ausspruch erlangt haben, durch welchen er will. Man läßt also bey solchen Vergleichen denienigen, der treulos handelt, in einem elenden Zustande, und legt ihm eine schreckliche Last auf, indem man ihm giebt, was ihm Gott nicht giebt.

XXI.

Es kann also nur die bloße Nothwendigkeit solche Vergleiche entschuldigen, wenn man die, so treulos handeln, nicht nöthigen kann, ihre Treulosigkeit zu gestehen, und wenn man sie nach den Gesetzen nicht überführen kann. Denn alsdenn ist es erlaubt, sie zu bereden, etwas von dem nachzulassen, woran sie gar keinen Anspruch machen sollten, indem man voraussetzt, daß sie, ie mehr sie nachlassen, desto weniger unglücklich seyn werden. Man kann alsdenn darauf bedacht seyn, einen zeitlichen Frieden herzustellen, wenn man ihnen keinen geistlichen und wahren verschaffen kann, und indem man ihnen sagt, man könne, was man durch Lügen erlangt hätte, niemals rechtmäßiger Weise besitzen. Man kann ihnen lassen, was sie nicht wieder herausgeben wollen, bis es Gott gefällt, sie zu rühren. (a)

(a) Man sehe den h. Augustinus Serm. 24. de Verbis Apostoli & de Serm. Domini in monte, über diese Worte: Sicut & nos dimittimus debitor. und den h. Thomas in der Frage vom Aergerniße 2. 2. qu. 43. nämlich ob man die zeitlichen Güter, des Aergernisses wegen verlassen müße.

Anwendung dieser Grundsätze.

I.

Aus diesen Grundsätzen ist gar leicht einzusehen, daß der Streit, den Sempronius und Mevius mit einander haben, unter diejenigen gehört, die von Gott schon abgethan sind, ehe sie noch von den Menschen beygelegt werden. Er betrifft eine gewisse Anzahl Kleidungsstücke und Hausgeräthe. Sempronius versichert, er habe sie gegeben. Mevius betheuert es mit einem Eide, daß er sie nicht empfangen habe. Die Familie des Sempronius versichert eben das, was er versichert. Es scheint, als ob die Familie des Mevius auch eben das thäte, was Mevius thut. Es ist unmöglich, daß sich die einen und die andern wirklich irren. Es müssen also die einen oder die andern vor Gott böse Leute und Betrüger seyn; die einen oder die andern müssen der Ungerechtigkeit, des Meineids und der Lügen schuldig seyn.

II.

Ihr Streit betrifft auch ein gewisses Testament, und man weis, wie ein Testament beschaffen seyn müsse. Es ist gewiß, daß ein Testament, wenn es auch das richtigste von der Welt wäre, dennoch, wenn es durch Drohungen, durch übles Begegnen, durch Beleidigungen, durch Vorwürfe und ein unvernünftiges Betragen erpreßt worden, nichts gel-

ten,

ten, und dem, der sich desselben bedienen wollte, kein wirkliches Recht geben würde.

Es ist ferner gewiß, daß ein Testament, dessen Datum unstreitig verfälscht, und dessen ganze Schrift der Verfälschung wegen mit recht verdächtig ist, nichts gilt.

Der Streit betrifft also nicht das Recht, sondern die Thatsachen, von welchē man die Wahrheit gewiß wissen würde, wenn die einen oder die andern aufrichtig handelten. Sempronius und seine Familie behaupten, Mevius habe seiner Frau, um von ihr ein Testament zu erhalten, so übel begegnet, als er ihr nur habe begegnen können; er habe ihr unzähligemal gedroht, sie zur unglücklichsten Frau zu machen; er habe ihr alle Schmach angethan; er habe sie verlassen, und ihr in ihrer größten Krankheit alles versagt. Wenn alles dieses wahr ist; so würde das Testament nichts gelten, und wenn es auch das richtigste wäre. Gott weis die Wahrheit von diesen Thatsachen, und den Parteyen kann sie nicht unbekannt seyn. Er verurtheilt also die einen oder die andern auch noch der Ungerechtigkeit und Lügen wegen.

Sempronius sagt, man habe ihm dieses Testament nach dem Tode seiner Tochter nicht datirt gezeigt. Mevius leugnet es, und behauptet, es wäre allzeit datirt gewesen. Dieser Umstand ist entscheidend. Die geringste Unrichtigkeit in einem eigenhändigen Testamente ist ein Oelfleck, welcher den ganzen Aufsatz vernichtet, wie solches Titius (der

schiedsrichterliche Advocat) zugiebt, und die berühmtesten Advocaten zugeben.

Es ist unmöglich, daß der eine und der andere aufrichtig handelt. Es ist also der Proceß, welches über die Gültigkeit dieses Testaments geführt wird, auch noch ein Proceß vor Gott.

III.

Hieraus folgt, daß kein richterlicher Ausspruch, und keine Beylegung eines Streits, diejenigen, welche falsche Sachen behauptet, und wahre geleugnet haben, in Ansehung ihres Gewissens in Sicherheit setzen kann. Und wenn der Ausspruch der Schiedsrichter unglücklicher Weise mit Gottes Ausspruche nicht übereinstimmen sollte; so würde er denienigen, welchem zum Besten er wäre gefällt worden, von der genauen Wiedererstattung, zu welcher er durch das göttliche Gesetz verbunden ist, nicht frey sprechen, weil er allzeit ein unrechtmäßiger Besitzer der ihm zugesprochenen Sache seyn würde.

IV.

Diejenigen, die durch Meineide das Gut eines andern an sich bringen, sind nicht nur zur Wiedererstattung dieses Guts verbunden, und können nur allein durch das Unvermögen davon frey gesprochen werden; sondern sie sind auch so gar nothwendig verbunden, dem Nächsten die Ehre, die sie ihm haben

rauben

rauben wollen, wiederzuverschaffen. Denn indem sie sagen, sie hätten das, was sie bekommen haben, nicht bekommen, so geben sie dadurch denen, die es von ihnen verlangen, Raub, Ungerechtigkeit und Lügen Schuld. Es ist also eine Verleumdung, und eine öffentliche Verleumdung; und alle, die sie nicht dazu anhalten, betriegen sie auf eine elende und jämmerliche Weise.

V.

Diejenigen, welche vorgeben, man ärgere einen Meineidigen, indem man sage und behaupte, er sey ein Meineidiger, wissen nicht, was ärgern heißt, und geben dadurch zu erkennen, daß sie von den rechten Regeln der Kirche nicht unterrichtet sind. Denn wenn ein solcher Meineidiger, nach dem göttlichen Gesetze, selbst zu einer öffentlichen Mißbilligung seiner Meineide, die eine Verleumdung in sich halten, verbunden ist; wie kann man glauben, daß man ihn ärgere, wenn man nur von ihm sagt, was er selbst öffentlich gestehen muß, wenn er der göttlichen Gerechtigkeit gnug thun will.

VI.

Aus diesem allen erhellet deutlich, daß der Ausspruch der Schiedsrichter über solche Streitigkeiten, einer von den gefährlichen Aussprüchen ist, durch welche, indem man denen, die das göttliche Gesetz verdammt, beysteht, man ihnen wirklich den größten

Scha-

Schaden zufügt, den man ihnen nur zufügen kann. Es sollen sich also die Schiedrichter alle nur mögliche Mühe geben, den Grund der Sachen, und die wirkliche Wahrheit, auf welcher das göttliche Urtheil beruht, einzusehen.

VII.

Man sieht auch deutlich, daß, nachdem sie sie eingesehen haben, sie weniger auf die Formalitäten sehen sollen. Und wenn sie sie nicht ganz aus den Augen lassen; so sollen sie es doch dahin zu bringen suchen, daß sie mit der Wahrheit, nach welcher Gott urtheilt, übereinstimmen, weil sie es sonst nicht werden vermeiden können, selbst denen, welchen sie gern helfen und dienen wollen, zu schaden.

VIII.

Sie werden dieses gar leicht bewerkstelligen können, wenn sie, wie sie es mit Recht thun können, alle diejenigen, so zu diesen Familien gehören, fragen; weil die Wahrheit vor so scharfsichtigen Personen schwerlich wird verborgen bleiben, und die Bosheit so listig seyn können, daß sie nicht in unzählige Widersprüche verfiele.

IX.

Derjenige, welcher dieses geschrieben hat, ist von der gerechten Sache des Sempronius, und von seiner vollkommenen Aufrichtigkeit gar sehr überzeugt, ob er gleich diese Sachen nur aus Berichten weis.

1. Er kann ihm das wahre und gegründete Zeugniß ertheilen, daß man an ihm niemals den geringsten Mangel der Aufrichtigkeit wahrgenommen hat; so daß er mit Wahrheit sagen kann, die Aufrichtigkeit sey in seiner Familie mehr eine natürliche, als eine christliche Tugend.

2. Er ist von allen Gewaltthätigkeiten des Mevius schriftlich genau benachrichtigt worden, ehe man noch im geringsten vermuthete, daß er ein Testament zum Vorscheine bringen werde.

3. In Ansehung des Hausgeräthes und der Kleidungsstücke redet die Sache von sich selbst, und kein Mensch, der einen gesunden Verstand hat, kann sich vorstellen, daß Sempronius, den man niemals auch nur wegen der geringsten Treulosigkeit im Verdachte gehabt hat, sich werde einfallen lassen, seinem Schwiegersohne eine kleine Summe Geldes zu rauben, und sich dabey nebst seiner ganzen Familie in die Verdammniß zu stürzen. Das ist unglaublich. Und es ist dagegen gar sehr glaublich, daß ein habsüchtiger und unordentlicher iunger Mensch einen falschen Eid abgelegt, um behalten zu können, was er nicht wieder herausgeben will.

4. Die gewissen und unzweifelhaften Meineide des Mevius müssen machen, daß er im übrigen keinen Glauben findet.

5. Die Bereitwilligkeit des Herrn P. öffentlich zu sagen, daß er das Testament ohne Datum gesehen habe, ist ein moralisch gewisser Beweis.

6. Es

6. Es giebt viel ehrliebende Leute, die von der Wahrheit dieser Begebenheiten genau unterrichtet sind, und welche sie bezeugen können.

X.

Ich übergehe die übrigen Beweise, die mehr mit den Rechtsregeln übereinkommen, und mir nicht bekannt sind. Aber ich bin versichert, daß diese hinlänglich sind, einen ieden vernünftigen Menschen zu überzeugen, daß diese Sache von Seiten des Mevius und seiner Familie eine abscheuliche Bosheit ist.

XI.

Und hieraus folgt, daß die Schiedsrichter, weil sie im Grunde von der Wahrheit überzeugt sind, alles nur mögliche thun sollen, die Rechtsregeln darnach einzurichten, das heißt, es dahin zu bringen, daß dieienigen, welche wirklich von so mannigfaltigen Betruge überführt sind, es auf eine solche Art seyn mögen, die sie auffer Stand setzen kann, den Nutzen, den sie davon hoffen, davon zu haben; weil dieser Nutzen das größte Unglück für sie ist; wovor sie alle dieienigen, die sie wirklich lieb haben, zu bewahren suchen sollen.

XII.

Und der allgemeine Schluß aus dieser ganzen Abhandlung ist der, Mevius kann auf keine andere

Art von dieser Erbschaft etwas rechtmäßiger Weise bekommen, als wenn er allen diesen Ansprüchen entsagt; sich erbiethet, alle Proceßkosten, die er verursacht hat, zu ersetzen, und sich dem guten Willen des Sempronius zu überlassen, der vielleicht eben so vortheilhaft für ihn seyn würde, als seine ungerechten Bemühungen. Aber er und alle, die an seinen Meineiden Theil gehabt, und ihm, da sie ihnen bekannt gewesen, bey diesem Processe beygestanden haben, werden allzeit verbunden seyn, alles wiederzuerstatten, was sie durch Vertrag, Urtheil, schiedsrichterliche Aussprüche, und endlich durch den ganzen gezwungenen und wider Willen gemachten Vergleich, zu welchem sich Sempronius wegen der Meineide des Mevius genöthigt gesehen, erhalten haben. Man kann dieses von der ganzen Sorbonne unterschreiben lassen, vorausgesetzt, daß die Thatsachen, an welchen Mevius und seine Familie nicht zweifeln können, wahr sind.

Diese Bedingung ist hart; sie ist aber die einzige. Alle Menschen zusammen werden keine andere erfinden können, weil dieses nicht von Menschen, sondern von Gott abhängt, der ihm nur diese übrig läßt.

Gedan-

Gedanken
über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre.

I.
Seelsorge.

Man kann, pflegt man zu sagen, in dieser Welt für Geld alles haben, und einige Reiche möchten diesen Ausspruch gern so weit treiben, daß sie für Geld auch Seelsorge haben könnten. Ihre Blindheit ist zu beklagen, weil sie der Blindheit derer sehr gleich kömmt, welche glauben, man könne die Gaben Gottes für Geld erlangen; und sie sollen befürchten, die Achtung, welche ihre Beichtväter gegen sie hegen, möchte etwas von der Weichligkeit an sich haben, die von der Schrift gemißbilligt wird, welche den Lehrern und Predigern sagt, sie sollten den Sündern keine Polster unter die Arme legen. Aber die Armen haben sich vor dieser Klippe nicht zu fürchten; denn die Demuth ist einer von den Vorzügen ihres Standes, den ein Seelsorger oder Beichtvater denen, welchen ihn Gott gegeben hat, zu erhalten suchen soll, und er erhält ihn, wenn er dem Scheine nach etwas gleichgültiger und kaltsinniger mit ihnen umgeht. Er kann auch in Ansehung ihrer alle unnütze Pflichten unterlassen, die nur von der Nachsicht gegen die Schwachheit herrühren, die bey den Großen von ihrem Stande selbst herkömmt. Es mö-

gen nun aber diese Beichtväter, oder diese Reichen seyn, so sollen sie doch in diesen Schranken bleiben, und sich vornehmlich in acht nehmen, daß sie dieselben nicht überschreiten.

II.

Sich mäßigende Widersprecher.

Es widerspricht niemand mehr, und wird auch niemanden mehr widersprechen, als denen, die sich in ihren Urtheilen am meisten mäßigen. Dieses scheint wunderbar zu seyn, und ist doch wahr. Die Ursache davon ist, weil die mehresten Menschen ihr Lob oder ihren Tadel übertreiben. Daher kömmt es, daß die sich mäßigende Personen, welche nichts zu sehr loben und tadeln, aber oftmals an denselben Personen das Gute loben, und das Böse tadeln, fast allezeit anderer ihrem Urtheile widersprechen.

III.

Zwo Arten der Mäßigung.

Es giebt eine Mäßigung der Zunge und eine Mäßigung der Meynung; und das sind zwo gar sehr verschiedene Eigenschaften. Denn es trägt sich oftmals zu, daß dieienigen, die billig sind, und sich in ihren Urtheilen mäßigen, sich in ihren Reden nicht mäßigen, sondern in denselben mehr Hitze blicken lassen, als sie sollten. Dagegen geschieht es aber auch oftmals, daß Leute, die sehr unbillig urtheilen, und in ihren Urtheilen gar zu weit gehen, sich dennoch in ihren

Worten mäßigen; welches aber weiter zu nichts dient, als sie zu betriegen, weil es macht, daß sie diese scheinbare Mäßigung für eine wahre Mäßigung im urtheilen halten.

IV.

Unvollkommene Diener sind nützlich.

Es ist für einen Herrn gut, unvollkommene Diener zu haben, weil es für ihn gut ist, Schulden zu erlassen zu haben, um Gott zu bewegen, ihm die seinigen zu erlassen. Diejenigen, welche sich darüber beklagen, beklagen sich in der That darüber, daß ihnen Gott Geld giebt, den Himmel dafür zu kaufen.

V.

Es ist schändlich, sich bedienen zu lassen.

Es ist einem Sünder eine Schande, sich bedienen zu lassen, weil er nach seinem natürlichen Zustande andern dienen sollte. Es ist kein Mensch zu finden, der sich nicht als einen Sünder ansehen und betrachten sollte; gleichwie es auch niemanden giebt, der sich nicht schämen sollte, daß er sich bedienen läßt.

Es ist eine Schande, sich in einem Stande zu befinden, welcher demjenigen zuwider ist, in welchem Christus hat seyn wollen. Der Stand der Herren, der Reichen und Glücklichen in der Welt, ist diesem Stande zuwider; er ist also schändlich. Wenn man nun darinnen bleiben will, wie man bleiben soll; so muß man so darinnen bleiben, daß man sich innerlich

schämt, und sich gleichsam in einem Stande der Schmach und Schande befindet.

VI.

Könige, die es gern seyn wollen.

Ein König seyn, heißt eigentlich, Unterthanen, und keine Freunde haben; das heißt, Leute haben, die sich nach unsern Meynungen richten, und keine haben, die uns ihre Meynungen frey heraus sagen.

Zu dieser königlichen Würde gelangt man auf eine doppelte Art; indem man entweder seine Freunde nöthigt, als Unterthanen zu handeln und zu reden, indem sie ihre Meynungen nicht sagen; oder indem man nur Unterthanen zu Freunden erwählt, das heißt, solche Leute, die eine lange Unterwürfigkeit gewöhnt hat, keine Meynungen zu haben, die von den unserigen unterschieden sind.

VII.

Die Eigenliebe muß bey den Bedienten unterhalten werden.

Die Herren sind ihren Bedienten nicht nur den Unterhalt des Leibes, welcher die Erhaltung desselben zum Zwecke hat, schuldig; sondern sie sind ihnen auch den Unterhalt der Seele schuldig, welcher die Erhaltung der Gottseligkeit bey denen, die welche haben, und die Herstellung derselben bey denen, die keine haben, zum Zwecke hat.

Aber auſſer diesem doppelten Unterhalte ſind ſie ihnen auch noch einen dritten ſchuldig, den man den Unterhalt der Eigenliebe nennen kann. Ich ſage, ſie ſind ihnen diesen Unterhalt ſchuldig, weil die Schwachheit des Menſchen ſo groß iſt, daß er menſchliche Tröſtungen und Befriedigungen ſeiner Eigenliebe nicht entbehren kann. Das Lob, der Beyfall, die Zeichen der Freundſchaft, die Hoffnung, daß man ſie nicht verlaſſen werde, der Gewinn und der Nutzen, die Ruhe, die Erholung und die Freude ſind lauter Sachen, welche die Eigenliebe befriedigen. Wenn die Seele ſieht, daß ſie derſelben beraubt iſt; ſo wird ſie ſo gleich verdrüßlich und muthlos.

Die Vernunft will nicht haben, daß man ſchwachen Perſonen allen menſchlichen Troſt und alle Stützen, welche ſie halten, entziehen ſoll. Und da die Bedienten gemeiniglich unter dieſe ſchwachen Perſonen gehören; ſo iſt es billig, daß man ihnen mit dieſen menſchlichen Mitteln zu Hülfe kömmt, welche die Seele in einer vernünftigen Ruhe und Gelaſſenheit erhalten. Man iſt um ſo vielmehr dazu verbunden, weil ihr Stand an ſich ſelbſt ein harter Stand, und den natürlichen Neigungen gar ſehr zuwider iſt. Und da wir ſelbſt ſo viele Unterſtützungen nöthig haben; ſo würde es ſehr unbillig ſeyn, wenn wir ſie andern verſagen wollten.

Es iſt alſo wahr und gewiß, daß man die Eigenliebe unterhalten muß. Aber der Zweck dieſer Unterhaltung iſt nicht, zu machen, daß die Eigenliebe

bleibt und besteht; man soll vielmehr die Absicht haben, sie nicht auszurotten, sondern zu verhindern, daß, weil es ihr an Materie und Nahrungsmitteln fehlt, sie diejenigen nicht ganz darnieder schlägt, welche viel zu schwach sind, als daß sie sich ausser dem erhalten könnten.

VIII.

Ehrerbiethung, die man verlangen und nicht verlangen kann.

Die Ehrerbiethung, die unserem Amte und Stande gebührt, kann gewissermaaßen mit Recht verlangt und gefodert werden, weil sie gewiß ist; aber nicht diejenige, die unserem Verdienste gebührt. Es ist niederträchtig, zu glauben, daß man Verdienste habe; es ist aber eine Tyrannen, andere zu nöthigen, daß sie glauben sollen, daß wir welche haben. Man muß sie ihnen zeigen, und sie davon überführen; sie aber nicht zwingen, wider ihren Willen zu glauben, daß wir welche haben.

IX.

Man muß das Verdienst recht kennen, ehe man es hochschätzt.

Sie verlangen, mein Herr, daß ich diesen Mann als den ersten in der Kirche hochschätzen soll. Da er wegen seines Amtes nicht der erste ist; so zeigen sie mir doch, daß er es wegen seines Verdienstes ist. Aber ich halte ihn dafür, und erkenne ihn dafür.

Vielleicht

Vielleicht urtheilen sie nicht recht von ihm; und es ist allzeit unbillig, zu verlangen, daß andere, wie sie, urtheilen sollen. Wenn ich ihn, wie sie, kennen werde; so will ich ihn auch, wie sie, hochschätzen. Aber, sagt man, euer Stolz ist Schuld daran, daß ihr nicht so davon urtheilet, wie andere urtheilen. Vielleicht rührt es auch vom Stolze her, daß es Leute giebt, die es übel nehmen, daß man nicht so urtheilt, wie sie urtheilen. Niemand kann sich wegen des Stolzes rechtfertigen. Er ist eine Eigenschaft, die wir mit unsern Augen nicht sehen. So lange man sie aber nicht sieht, ist diese allgemeine Furcht keine Ursache, seine Meynung zu ändern.

Wenn auch gleich dieser Mann der erste in der Kirche wäre; so würde ich doch nicht strafbar seyn, wenn ich es nicht glaubte, so lange ich keine Beweise davon hätte. Ich würde vielmehr strafbar seyn, daß ich es ohne Beweise glaubte, wenn er auch gleich wirklich der Mann wäre. Denn wenn ich keine Beweise davon hätte; so würde ich es umsonst und ohne Ursache glauben.

X.

Es ist keine wichtige Sache, zu haben, was man gemeiniglich ein guten Verstand nennt.

Man macht gar zu viel aus der Eigenschaft, die man gemeiniglich einen guten Verstand nennt. Die Vorstellung, die man sich in der Welt davon macht, ist im Grunde so groß nicht. Die Leute, welchen

man einen guten Verstand zuschreibt, haben tausend Fehler an sich, die der Dummheit gleich zu achten sind; gleichwie ofmals an den Thieren viel gute Eigenschaften angetroffen werden, die diesem vermeynten guten Verstand gleich zu schätzen sind. Nur einem gründlichen Verstande, der Gott sucht, kann keine menschliche Eigenschaft gleich geachtet werden.

XI.

Seinen Verstand unterdrücken.

Man muß sich hüten, seinen Verstand gar zu sehr blicken zu lassen. So viel Verstand haben, ist keine liebenswürdige Eigenschaft; sie zieht oftmals, an statt der Liebe und Zuneigung, Neid oder Haß zu; und wir lieben unvermerkt diejenigen weniger, die uns an Verstande überlegen sind. Wir müssen es also dahin zu bringen suchen, daß die vornehmste Eigenschaft, die an uns hervorleuchtet, die Güte seyn möge, und daß unser Verstand nur diene, sie wahrnehmen zu lassen. Denn die Güte ist eine Eigenschaft, die wirklich liebenswürdig ist, weil sie die Begierde nicht vor den Kopf stößt, und die Eitelkeit und Eifersucht nicht aufbringt.

XII.

Aufwallungen des Verstandes.

Es giebt Leute, die Aufwallungen des Verstandes haben, gleichwie es welche giebt, die Aufwallungen des Bluts haben, das heißt, ihr Verstand läßt

sich allenthalben sehen. Das ist mir unangenehm und verdrüßlich. Ich liebe diejenigen nicht, die mich so sehr an meine Dummheit erinnern. Sie können mir ihren Verstand nicht mittheilen; was habe ich also mit ihnen zu thun? Das ist das natürliche Urtheil der menschlichen Bosheit. Wenn er so viel Vermögen hat; so speise er zu Mittage zweymal, sagen die stolzen Armen sprichwortsweise. Wenn er so viel Verstand hat; so brauche er ihn, wie er kann, spricht der menschliche Stolz. Der Stolz urtheilt zwar so; aber die Liebe und Demuth erfordern, ihm nicht beschwerlich zu fallen.

XIII.

Kleidungsregeln.

Es ist ein bey den Weltmenschen gar gewöhnlicher Irrthum, daß sie glauben, Kleider, Neugierigkeit und Aufwand wären ihnen erlaubt, wenn sie ihnen ihr Stand erlaubte; das heißt, wenn sie der Welt keine Gelegenheit gäben, zu sagen, sie erhüben sich über ihren Stand. Diese Regel ist betrüglich und falsch, und sie würde sehr viel unnütze Ausgaben rechtfertigen.

Man muß also nicht auf das sehen, was der Stand erlaubt; sondern auf das, was er befiehlt. Denn der Befehl und die Verbindlichkeit des Standes kann zwar bisweilen zu einer Entschuldigung dienen, aber nicht die bloße Erlaubniß.

Wenn

Wenn eine Sache an und für sich selbst eitel und überflüßig ist, wenn sie von der Unordnung der Menschen herkömmt, und so beschaffen ist, daß, wenn wir die Welt anders machen könnten, wir verbunden seyn würden, sie abzuschaffen; so ist es, um sie auf eine erlaubte Art zu brauchen, nicht gnug, daß sie nicht über unsern Stand ist, sondern unser Stand muß uns auch noch überdieses dazu verbinden.

Nach dieser Regel soll man die mehresten Fragen beantworten, die man wegen der Kleider der Frauenzimmer thun kann. Denn da alle diese Kleider an sich selbst eitel sind, und von der Eitelkeit herrühren; und da, wenn alle Frauenzimmer Christinnen wären, wie sie es seyn sollten; so würden sie verbunden seyn, sich anders zu kleiden. Es ist nöthig, daß ein Frauenzimmer, welches sich nicht betriegen will, sich bis auf den äussersten Grad der Erniedrigung, die ihr ihr Stand erlauben kann, herunter läßt, und alle Zierathen verwirft, die sie mit Erlaubniß ihres Standes verwerfen kann, ohne die Welt gar zu sehr zu ärgern.

Ist es mir erlaubt, diesen Demant zu kaufen? Wird wohl die Welt geärgert werden, wenn ihr ihn nicht habet, und werdet ihr wohl, weil ihr ihn nicht habet, eine Gelegenheit zu sündigen geben? Gewiß nicht. Ihr sollet ihn also gewissenshalber nicht haben. Das ist die Regel. Aber mein Stand erlaubt mir ihn. Es ist wahr; er erlaubt euch aber auch, ihn nicht zu haben. Da es nun bey dieser Gelegenheit,

heit, nach den Regeln der Welt, ganz in eurer Freyheit steht, ihn zu haben, oder auch nicht zu haben; so hat die allgemeine Ursache, welche haben will, daß man allen eiteln und überflüßigen Sachen, dergleichen diese ist, entsagt, in Ansehung eurer statt, und verbindet euch folglich, ihn nicht zu kaufen.

Da ihr zugebet, daß dieses eine eitle und unnütze Sache ist, und die Welt euch erlaubt, ihrer zu entbehren; was kann euch wohl sonst, als die Begierde, nöthigen, einen so beträchtlichen Aufwand zu machen, um ihn zu haben?

XIV.

Dreyerley Seelen oder Menschen.

Es giebt Seelen, die nur Oberfläche ohne Grund haben; es giebt andere, die Grund ohne Oberfläche haben; und endlich giebt es noch andere, die Oberfläche und Grund zugleich haben. Die ersten betriegen die Welt und sich selbst, weil sie für das, was sie nicht sind, gehalten werden, und sich selbst halten. In Ansehung der andern betriegt sich die Welt, indem sie sie für das, was sie sind, nicht hält; aber sie betriegen sich nicht selbst. Nur die letzten betriegen weder andere, noch sich selbst.

XV.

Wenn man glauben kann, daß man bey den Streitigkeiten mit sehr geschickten und verständigen Leuten Recht habe.

Nichts ist im Leben beschwerlicher, und zugleich demü-

demüthigender, als wenn man mit Leuten, deren Verstand, Wissenschaft und Gottesfurcht man sonst hochschätzt, nicht einerley Meynung ist, so daß sie dasjenige für augenscheinlich falsch halten, was man für augenscheinlich wahr hält.

Wenn diese Verschiedenheit nur unter Leuten ist, die Gott nicht suchen; so hat man weniger Ursache deswegen bekümmert zu seyn. Man findet in dem Interesse und den Begierden der fleischlichen Menschen die Ursache ihrer Irrthümer. Wenn man aber diese Quelle nicht gewahr wird; so wird man durch diese Verschiedenheit der Meynungen nicht nur beunruhigt, sondern man fängt auch so gar an, in das, was man mit mehrerer Gewißheit zu sehen glaubte, ein Mißtrauen zu setzen.

Denn wie wäre es möglich, daß man dadurch nicht sollte zweifelhaft gemacht werden? Ich glaube Gott zu suchen, diese Leute glauben es auch. Ich finde in meinem Herzen nichts, das mich bewogen hätte, diese Meynung zu hegen; ich habe auch kein Recht, bey Leuten etwas zu vermuthen, die ich für tugendhafter halte, als mich. Indessen mißbilligen sie, was ich billige; sie verachten, was ich hochschätze; sie halten für falsch, was ich für wahr halte.

Wenn es weiter auf nichts ankäme, als ihre Urtheile den meinigen, und ihren Verstand dem meinigen vorzuziehen; so würde mich vielleicht die Ehrerbiethung, die ich gegen sie hege, den Schluß machen

lassen,

lassen, ich irrte mich. Ich sehe aber, daß Leute, deren Verstand, Einsicht und Gottesfurcht ich auch sehr hochschätze, eben die Gedanken hegen, die ich hege, und daß ich mich nicht verdammen kann, ohne sie zugleich mit zu verdammen.

Ihr Ansehen kann also vor der Einsicht, die mit einem andern Ansehen, welches den ihrigen die Wage hält, den Vorzug nicht haben. Ich kann so gar an der Wahrheit meiner Meynung nicht zweifeln, wenn ich die Ursachen derselben betrachte. Wenn ich aber nicht auf diese besondern Ursachen, sondern nur darauf sehe, daß Leute, die ich hochschätze, so verschiedener Meynung sind; so ist es mir unmöglich, nicht einigermaaßen zu befürchten, ich möchte mich irren.

Denn wir führen alle eine und dieselbe Sprache. Wer kann mich also versichern, daß ich mich nicht irre, und sie sich nicht irren?

Nachdem ich aber alles mit so vieler Uneigennützigkeit, als ich nur gekonnt, überlegt und betrachtet habe; so hat es mir geschienen, als wenn ich besondere Ursachen, die so gar die Untersuchung der Hauptsache nichts angehen, hätte, die mich vernünftiger Weise sollten glauben lassen, daß sie sich irrten, und nicht ich.

Die erste Ursache ist, weil ich bey der Kenntniß, die ich von ihrem Verstande habe, das, was sie billigen, und was sie verwerfen sollen; und unter den

Grün-

Gründen diejenigen, welche klar und deutlich sind, von denen, die es nicht sind, gnugsam unterscheide.

Ich sehe nicht, daß sie denselben Unterschied machen. Sie bringen Sachen, die ich für gar sehr unrichtig halte, als unstreitige Wahrheiten und solche vor, die man nur ohne Beweis ertragen dürfe, um die Welt davon zu überzeugen. Ich mache hieraus den Schluß, daß, wenn sie sich im Grunde nicht irren, sie sich doch gewiß in der Erkenntniß des Verhältnisses irren, welches ihre Gründe mit anderer ihrem Verstande haben, weil sie glauben können, wir würden das, was uns so ungegründet zu seyn scheint, für gegründet halten.

Man schreibt nicht in Absicht auf die Wahrheit allein, sondern auch in Absicht auf die Ueberzeugung anderer, und man soll nichts schreiben, wovon man glaubt, daß es von klugen Leuten für falsch müsse gehalten werden. Herr N.... hat also nicht geglaubt, daß seine Anmerkungen als ungegründete und dem gesunden Verstande zuwiderlaufende würden angesehen werden. Sie sind aber als solche angesehen worden. Er hat sich also geirrt; und ein grober Irrthum in der Art und Weise macht einen Irrthum im Grunde sehr wahrscheinlich.

2. Man hat in den Anmerkungen des Herrn N.... nichts gefunden, als was man schon wußte, und man kann sagen, man habe nichts daraus gelernt. Nun ist es aber gewiß, daß er nicht alle Gedan-

danken weis, die man von seinen Anmerkungen gehabt hat. Denn er würde ohne Zweifel darauf geantwortet, und der Sache abzuhelfen gesucht haben; und darum hat man Ursache zu glauben, daß man in diesem Stücke mehr sähe, als er sieht.

3. Diese Herren sehen nicht, daß, wenn ihre Meynungen bekannt wären, ihnen bey frommen und gottesfürchtigen Leuten nichts mehr würde schaden, und sie in ein böses Geschrey bringen können, als sie. Indessen redet man mit seinen Freunden, als von einer gleichgültigen Sache, davon; und diese Freunde reden wieder mit andern davon, die keine gar zu sonderlichen Freunde sind. Sie sehen also diese üble Folge nicht, und haben also in diesem Stücke nicht alle Einsicht, die zu wünschen wäre.

4. Das Ansehen, welches mich bey meiner Meynung unterstützt, scheint mir unendlich weit beträchticher zu seyn, als dasienige, welches mich würde bewegen können, der andern ihrer Meynung zugethan zu seyn. Er ist fast der einzige, der seine Meynung hegt; die ganze Kirche ist ihm zuwider, und vornehmlich alle Heilige der letzten Zeiten. Ob ich nun aber gleich mein Urtheil mit dem seinigen auf keine Weise vergleichen will; so ist es mir doch unmöglich, die Meynung aller andern frommen und gottesfürchtigen Personen der seinigen nicht vorzuziehen, wenn, indem ich den Grund untersuche, finde, daß sie alle seiner Meynung zuwider sind.

Ich weis also noch nicht, ob ich mich irre, oder nicht; ich weis aber, daß ich in dieser Lage, und bey diesem Zustande der Sachen, glauben soll, daß er sich irrt, weil es bey der Beschaffenheit meines Verstandes unmöglich ist, daß er, wenn er sieht, daß er von einem gewiß größern Ansehen, und von einer Ursache, die ihm wichtiger zu seyn scheint, unterstützt wird, nicht den Schluß machen sollte, die Wahrheit befände sich auf dieser Seite.

XVI.

Man hat Wahrheit und Nachsicht nöthig.

Wir haben es alle nöthig, daß man uns hintergeht, und uns unsere Fehler nicht sagt; wir haben es aber auch nöthig, daß man sie uns sagt. Keine Nachsicht verlangen, heißt nicht einsehen, daß man schwach ist. Nicht haben wollen, daß man uns die Wahrheit sagt, heißt in der Schwachheit bleiben wollen. Es muß also die Wahrheit durch Nachsicht gemildert werden.

XVII.

Sünden, die aus verschiedenen Ursachen verhölt werden.

Gott verhölt die Sünden den Menschen aus Gerechtigkeit, wenn er sie verblenden will; und aus Barmherzigkeit, um sie nicht zu Boden zu schlagen.

Die Beichtväter verhölen sie andern aus Unwissenheit, wenn sie ihnen nicht bekannt sind; aus Gefällig-

fälligkeit, wenn sie zu mißfallen befürchten; und aus Nachsicht, wenn sie besorgen, sie möchten sie muthlos machen.

Und der Mensch verhölt sie vor sich selbst aus Stolz, weil er sie nicht sehen will; und aus Klugheit, weil die Kenntniß, die er davon hat, mit seiner Schwachheit nicht in dem gehörigen Verhältnisse steht; welches ihn bisweilen nöthigt, die Augen seines Verstandes davon wegzuwenden, damit er nicht kleinmüthig werden möge.

XVIII.

Man muß sein Vermögen nicht leichtsinniger Weise veräussern.

Es heißt nicht recht klug handeln, einen Theil von seinem Vermögen leichtsinniger Weise, und ohne vieles Nachdenken, wegzugeben, wenn man nur den nothdürftigen Unterhalt hat. Wenn vom Ueberflüßigen die Rede ist; so zeigt es allzeit einen grossen Mangel einer klugen Ueberlegung an, wenn man es auf eine eigensinnige Art anwendet. Durch den wohl eingerichteten Gebrauch seines Vermögens kann man den Himmel erkaufen. Es heißt es also mißbrauchen, wenn man es anwendet, die ungestümen Regungen seiner seltsamen Einfälle zu befriedigen.

Wenn aber von einem nothwendigen Gute die Rede ist; so dünkt mich, man muß noch genauer darauf Achtung geben. Diese Güter sind uns nicht

gegeben, unsere Mildthätigkeit auszuüben, wie die überflüßigen Güter, sondern unserer Schwachheit zu Hülfe zu kommen. Sie sind ein Stab, auf welchem wir uns stützen, und dessen wir une bedienen, uns in einen Stand zu setzen, der mit unsern Bedürfnissen ein Verhältniß hat, wie sich die Blinden ihres Stabes bedienen, um zu versuchen, wo sie ihren Fuß hinsetzen können.

Wenn wir uns also ihrer unbesonnener Weise berauben; so machen wir es wie ein schwacher und kranker Mensch, der seinen Stab ohne Ursache und Noth wegwürfe. Und es ist nicht zu verwundern, wenn eine solche Unbedachtsamkeit große Fälle nach sich zieht; gleichwie es nicht zu verwundern ist, wenn ein Kranker, der seinen Stab weggeworfen hat, auf die Erde fällt.

Mit dem Mangel der zeitlichen Güter sind große Versuchungen verbunden. Es gehört viel Demuth dazu, wenn man die Abhängigkeit von andern ertragen will. Man will großmüthig und niemanden verbunden seyn. Man glaubt, man falle ihnen beschwerlich. Man macht sich allerley Gedanken, und nach und nach veruneinigt man sich aus eben den Ursachen, die uns genauer vereinigen und verbinden sollen.

Wenn uns Gott eine große Liebe zur Armuth, zur Abhängigkeit und zur Demüthigung gegeben hat; so können wir uns in einen Stand begeben, zu welchen uns Gott hat vorbereiten wollen. Wenn er

uns

uns die zeitlichen Güter selbst entzieht; so mögen wir immer den Schluß seines Willens mit Freuden annehmen, weil wir das gerechte Vertrauen hegen können, er werde uns Kraft geben, den Stand, in welchen er uns gesetzt hat, zu ertragen.

Wenn wir uns aber, ohne ein Zeichen dieser Gnade, und dieser Liebe zur Armuth und Erniedrigung, und ohne einen Beweis von dem Willen Gottes zu haben, selbst in einen Stand versetzen, der allen diesen Versuchungen ausgesetzt ist; so halte ich dafür, es sey dieses eine sehr große Verwegenheit, und das geringste, so wir thun können, wenn wir solche Fehler begangen haben, ist, Gott deswegen um Vergebung zu bitten; einzusehen, daß wir uns auf unsere eigenen Kräfte gar zu sehr verlassen haben, und ihn anzurufen, daß er durch seine Gnade die üblen Wirkungen unserer Vermessenheit verhindern wolle.

XIX.

Furcht vor dem Tode.

Nichts ist unnützer, als die Mühe, die sich die heydnischen Weltweisen, und diejenigen, welche, wie Montagne, als Heyden reden, geben, die Menschen von der Furcht vor dem Tode zu befreyen.

Diese Furcht, die sie als eins der größten Uebel des Lebens ansehen, ist das, was die mehresten Menschen am wenigsten quält. Man betrachte nur die Armen, die drey Viertheile der Welt ausmachen; so

wird man finden, daß sie mit keiner großen Furcht an den Tod denken.

Es werden so gar die mehresten Reichen von dieser Furcht wenig gerührt. Und da sie den Tod allzeit als entfernt betrachten; so sehen sie ihn auch mit ziemlicher Kaltsinnigkeit an.

Die Krankheiten, von welchen sie überfallen werden, führen die Mittel wider diese Furcht mit sich, weil sie den Verstand schwächen, welches weit besser vorbereitet, den Tod ohne Furcht und Schrecken zu empfangen, als alle Ursachen des Epictets und Seneca.

Es ist so gar nicht einmal etwas gutes, es bey den Menschen dahin zu bringen, daß sie den Tod verachten. Es ist gefährlich, das gemeine Volk von der Furcht vor ihm zu befreyen, weil die Liebe zum Guten viel zu schwach ist, sie in der Ordnung zu erhalten.

Es fehlt so viel, daß man die Furcht vor dem Tode bey dem gemeinen Manne als einen Fehler ansehen soll, den man abzuschaffen Ursache habe, daß man vielmehr die Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihn betrachten, als eins ihrer größten Uebel ansehen soll, welches man durch eine heilsame Furcht vor dem Tode auszurotten suchen muß. Denn es ist etwas schreckliches, zu sehen, daß Menschen, die zum Tode verurtheilt worden, und im Begriffe sind, durch den Tod in einen ewigen Zustand zu kommen, ihn mit so wenig Furcht und Schrecken betrachten, so weitläuftige

tige Entwürfe machen, ihre strafbaren Ergötzlichkeiten so ruhig genießen, und sich so viel Mühe geben, Güter zu erlangen, die sie so wenig genießen werden.

XX.

Die Strafen der Sünde sind nach der Sünde nöthig.

Alle Strafen der Sünde sind den Menschen so nützlich und heilsam, daß sie ohne diese Strafen in diesem verderbten Zustande nicht würden bleiben und bestehen können.

Was würde aus der Welt werden, wenn die Menschen unsterblich wären; und wie weit würden sie ihre Unverschämtheit und Tyranney treiben? Wenn der Tod etwas angenehmes wäre; so würden sie sich alle umbringen. Wenn die Krankheiten nicht schmerzhaft wären; so würden sie sich alle krank machen. Wenn die Laster keine Ungewöhnlichkeiten nach sich zögen; so würden sie sich ohne Ziel und Maaß in dieselben stürzen. Wenn sie sich durchs Essen keine Beschwerlichkeiten verursachten; so würden sie immer essen. Wenn der Mensch nicht leiden könnte; so würde er sich vor nichts fürchten. Er muß also sterben; er muß mit Schmerzen sterben; die Krankheiten müssen ihn martern; seine Laster müssen gestraft werden; er muß den Schmerz empfinden können, und Ursache haben, sich vor dem Schmerzen und dem Tode zu fürchten.

Man kann also mit Wahrheit sagen, die Menschen wären so verderbt, daß sie in dem Stande, in welchem sie Gott erschaffen hat, nicht bleiben und bestehen könnten; und es sey nicht nur vermöge einer Wirkung seiner Gerechtigkeit, sondern auch seiner Barmherzigkeit geschehen, daß er sie allem Elende, welches sie empfinden, unterworfen habe.

XXI.

Ursprung der Ceremonien.

Wenn die Menschen vollkommen klug und vernünftig wären; so würde es gnug gewesen seyn, zu sagen, dieser ist eine obrigkeitliche Person, um ihm gehorchen zu lassen. Weil sie aber unverständig sind, und an ihren Sinnen hängen; so ist es gut gewesen, diesen obrigkeitlichen Personen gewisse äusserliche Zierden, die sie von andern unterschieden, zu geben, und zu befehlen, daß man gegen sie gewisse Gebehrden, und, so zu sagen, gewisse Grimassen machte, welche man Ceremonien nennt. Die Erfindung ist nach der Absicht derer, die sie gemacht haben, gelungen.

Aber diese Ceremonien haben in dem Verstande des Volks ihre Natur so gleich geändert. Denn anstatt, daß man den obrigkeitlichen Personen nur eine äusserliche Ehrerbiethung und ein Bekenntniß, daß sie obrigkeitliche Personen sind, schuldig ist, das heißt, daß ihnen aufgetragen ist, die Gesetze beobachten zu lassen, welches bey dem Gedanken, daß eine obrigkeitliche Person ein böser, unglücklicher und verach-

tungs-

tungswürdiger Mensch ist, bestehen kann; so hat das Volk nebst allen fleischlichen Menschen, die alles nach ihrem Stolze abmessen, eingesehen, daß es eine wichtige Sache und ein großes Glück ist, auf solche Art Befehle zu ertheilen, sich gehorchen zu lassen, und äusserliche Ehrenbezeigungen anzunehmen. Es hat also angefangen, die obrigkeitlichen Personen als große, erhabene und glückliche Leute anzusehen; und die obrigkeitlichen Personen, welche gewußt, daß man so von ihnen urtheilt, haben auch angefangen, deswegen mehr aus sich zu machen, und sich in ihrem Stande zu gefallen.

XXII.

Es ist schwer, von dem, was möglich oder unmöglich ist, zu urtheilen.

Es scheint, die Unwissenheit, in welcher sich die Menschen in Ansehung dessen, was die Natur kann, befinden, beraube sie alles Rechts, zu sagen, was möglich oder unmöglich sey; weil man, um es zu thun, den ganzen Umfang der Ursachen, und alle Triebfedern, aus welchen die körperlichen Maschinen bestehen, wissen und kennen muß.

Wie viel Dinge würden wir nicht für unmöglich gehalten haben, wenn wir nicht aus der Erfahrung wüßten, daß sie möglich sind?

Wer würde gesagt haben, man könne mit ein wenig Pulver Berge sprengen; und wenn man eine

Nadel an einen Stein streiche, so erlangte sie die Eigenschaft, sich immer nach dem Nordpole zu kehren? Wie viel Ursachen würde man nicht anzugeben gewußt haben, um zu zeigen, daß dieses unmöglich wäre!

Wenn iemand die Verrichtung, welche die Chymici Niederschlagen (Præcipitation) nennen, niemals mit angesehen hätte, würde er es nicht für etwas unmögliches halten, wenn ein Chymicus sagte, er wolle in einem Augenblicke alle Theile der Koralen, der Perlen, oder des Goldes, die in einer Menge des Wassers zerstreut, und mit allen Theilen dieses Wassers verbunden wären, davon absondern? Welcher wirkenden Unsache würde er sagen, könnte man sich bedienen, und wo wollte man Messer gnug herbekommen, die unendliche Menge der unter einander gemischten Theile von einander abzusondern? Aber aller dieser schönen Ursachen ungeachtet, wird ein Tropfen einer gewissen Materie die Wirkung hervorbringen.

Wer weis auch, ob es nicht in der Natur eine gewisse flüßige Materie giebt, die alle fremde Feuchtigkeiten, die den Körper beschweren, niederschlagen kann? Die Natur kann ia in dem Leibe der Mütter, ich weis nicht aus welcher Materie, eine Leber, ein Milz und eine Lunge hervorbringen; warum sollte sie nicht auch mit einer andern Materie verbessern können, was in dieser Leber, in diesem Milze, und in dieser Lunge verdorben ist?

Es ist, spricht man, keine wirkende Ursache in der Natur zu finden, die diese Wirkung hervorbringen kann. Man glaubte aber von allen einzigen Ursachen auch, daß es keine gäbe, ehe man sie gefunden hatte.

XXIII.

Man ist nicht in so großer Gefahr sich zu betriegen, wenn man übel, als wenn man gut urtheilt.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß, ob wir gleich weit geneigter seyn sollten, das Gute zu loben, als das Böse zu tadeln, es dennoch oftmals weit richtiger und sicherer ist, an den Bösen das Böse zu tadeln, als an denen, die wir für tugendhaft halten, das Gute zu loben. Das gemeine Licht des Christenthums ist hinlänglich, uns mit Gewißheit urtheilen zu lassen, daß eine gewisse Handlung böse ist; es kann uns aber nur ein ausserordentliches Licht versichern, daß eine gewisse Handlung gut ist.

XXIV.

Es ist schwer, einen Heiligen zu loben, und sein Leben zu beschreiben.

Ich gestehe es, daß es mir bey der Dunkelheit, in welcher Gott die Tugend seiner Heiligen in diesem Leben hat lassen wollen, schwerer fällt, einen, er sey welcher er wolle, weitläuftig zu loben; und daß ich bisweilen dafür halte, es sey eine Ehre, die man Gott schul-

schuldig ist, ihn die Tugenden, die er seinen Knechten verliehen hat, beurtheilen zu lassen, und zu gestehen, daß er das Maaß derselben in den Abgründen seiner Weisheit verborgen habe; und daß wir fast nur mit Vermessenheit davon reden können.

Deswegen halte ich es für eine sehr schwere Sache, das Leben eines Heiligen zu beschreiben, vornehmlich, wenn man sich die Freyheit nimmt, von seinen Handlungen ein Urtheil zu fällen, indem es sehr schwer ist, sich dabey nicht zu betriegen, und seinen Einsichten nicht zu folgen, an statt Gottes Einsichten zu folgen, indem man durch Worte erhebt, was vielleicht in seinen Augen etwas gar sehr geringes ist, und viele andere Dinge nicht wahrnimmt, welche der Grund ihrer Heiligkeit gewesen sind.

Ein anderer Irrthum besteht darinnen, daß man geneigt ist, alle Handlungen derer, die den Ruhm haben, daß sie fromm und gottesfürchtig leben, für heilige Handlungen auszugeben, ob es sich gleich oft zuträgt, daß sie Gott nach ihrer eigenen Einsicht handeln läßt, welches ihnen Gelegenheit giebt, viel Fehler der Unvorsichtigkeit und Uebereilung zu begehen.

XXV.

Die Worte bedeuten in dem Munde verschiedener Personen nicht eine und dieselbe Sache.

Die Worte bedeuten in dem Munde aller derjenigen, die sie aussprechen, nicht dieselben Sachen, so ver-

verschieden stellen sie sich die Sachen vor. Wir sagen täglich: Selig ist der Mann, der in dem Rathe der Gottlosen nicht gewandelt hat: Beatus vir, qui non abiit in consilio impiorum. Ps. 1, 1. Selig sind, die auf ihrem Wege unbefleckt wandeln: Beati immaculati in via. Ps. 118, 1. Und indem wir diese Worte aussprechen, so machen wir uns eine gewisse Vorstellung von einem Glücke, die uns in keine Bewegung setzt, so dunkel und verwirrt ist sie. Aber in dem Munde desienigen, der diese Worte ausgesprochen hat, ist es eine Vorstellung desienigen, was ihm das Herz entführte. Er erblickte hierinnen eine Menge Glückseligkeiten, die seinen Verstand entzückten und hinrissen. Dieses Glück, welches für uns nur ein Punct ist, ist für ihn und alle dieienigen, die eben so, wie er, denken, ein unermeßlicher Berg. Im Hebräischen lautet es noch nachdrücklicher: Beatitudines viri! O unzähliges mannigfaltiges Glück!

XXVI.

Das Glück wird nur durch die Befreyung von dem Uebel empfunden.

Wir empfinden das Glück in diesem Leben nur, wenn wir von dem Uebel befreyt werden. Wir haben keine wahren und wirklichen Güter. Glücklich ist der, welcher sehen kann, spricht ein Blinder; aber ein Mensch, der ein gutes Gesicht hat, sagt es nicht. Glücklich ist, wer gesund ist, sagen die Kranken; wenn

wenn sie aber gesund sind, so empfinden sie das Glück der Gesundheit nicht mehr.

XXVII.

Die Liebe bringt die Gegenstände näher herbey.

Nur die Liebe kann machen, daß wir die Schrift verstehen, weil nur sie die in der Schrift ausgedrückten Bewegungen hervorbringen kann; ohne welche man in ihr nichts erblickt, als was verwirrt, dunkel und todt ist. Die Liebe belebt unsere Gedanken, und bringt sie näher zu uns. Ein Pallast, der vom weiten gesehen wird, gleicht einem Steinklumpen. Wenn man sich ihm aber nähert, so unterscheidet man die Gegenstände, man sieht Säulen und Ordnungen der Baukunst. Wenn wir die Sachen ohne Liebe sehen; so sehen wir sie nur vom weiten.

XXVIII.

Dreyerley Arten des Verstandes.

Es giebt Leute, welche Wahrheiten erfinden können. Es giebt andere, welche geschickt sind, zu den Wahrheiten Bilder als Vergleichungen zu finden. Und es giebt wiederum andere, die zu den Bildern Wahrheiten finden können. Dieses sind drey verschiedene Eigenschaften des Verstandes.

Die erste kömmt von der Einsicht und Scharfsinnigkeit des Verstandes her.

Die andere kömmt von einem Feuer des Verstandes

standes her, welches, weil es die Sachen lebhaft erhält, vermittelst dieser Lebhaftigkeit selbst Verglei, chungen, sie auszudrücken, findet. Wem, spricht Jeremias, soll ich dich vergleichen, du Tochter Jerusalem? Wem soll ich sagen, daß du gleich bist?.... Dein Elend ist so groß als das Meer. Cui comparabo te, aut cui assimilabo te, filia Jerusalem?.... Magna est velut mare contritio tua.

Die dritte kömmt weder von dem Feuer, noch von der Scharfsinnigkeit des Verstandes, sondern von einer gewissen Geschwindigkeit her, welche ein und dasselbe Bild auf verschiedene Vorstellungen der Wahrheit, die im Verstande sind, anwendet, und also dieienige, zu welcher er sich schickt, gar leicht findet.

XXIX.

Ergötzlichkeiten. Urtheil von dem Buche des Montagne, welches den Titel Essais führt.

Es giebt zwo Arten sich den Ergötzlichkeiten zu überlassen; eine unvernünftige, und eine philosophische. Die eine ist ganz sinnlich, weil sie nur den Reiz der Sinne zum Grunde hat; und die andere ist vernünftig, weil sie die Vernunft zum Grunde hat, ob sie gleich verderbt und unordentlich ist.

Das Trachten nach Ergötzlichkeiten, welches nur von den Sinnen herkömmt, reißt zwar die Vernunft mit sich fort, es erstickt sie aber nicht; und sie ist bisweilen scharfsichtig gnug, um die Niederträchtigkeit

dieser

dieser Ergötzlichkeiten zu eben der Zeit einzusehen, da sie sich zu ihnen hinreißen läßt.

Diese unvernünftige Leidenschaft trifft in der Natur selbst verschiedene Gegenmittel an. Die mit dem Genusse verbundene Sättigung bringt oftmals den Eckel und Ueberdruß hervor. Der menschliche Stolz zieht uns durch die Verachtung, welche mit dieser Lebensart verbunden ist, davon ab. Und endlich können uns auch der Nutzen, der Ehrgeiz und die Weltweisheit bisweilen davon abwendig machen.

Aber die andere Art sich den Ergötzlichkeiten zu überlassen, ist unendlich weit gefährlicher, wenn uns die Vernunft selbst den Sinnen übergiebt. Und dieses begegnet gewissen Leuten, die Verstand gnug haben, um einzusehen, daß in allem, was die Menschen hochschätzen, nichts wahres und gegründetes zu finden ist, und daß die hohen Aemter und Bedienungen, die weitläuftigen Entwürfe und Anschläge, die Gelehrsamkeit, die Ehre und das Ansehen, und alle andere solche Sachen nur einen falschen Glanz haben, und ein wahres Elend sind.

Denn wenn man bey dieser Einsicht bleibt, und sie nicht braucht, um ernstlich an ein anderes Leben zu denken; so läßt sie uns unvermerkt wieder in das sinnliche Leben verfallen; weil, indem sie es bey uns dahin bringt, daß wir alle beschwerliche Beschäftigungen der Menschen, und die Weisheit selbst, als eine solche, die nur in den Bezirk dieses Lebens eingeschloßen ist, verachten und einen Eckel davor haben,

sie

sie uns die Ergötzlichkeiten als solche ansehen läßt, die etwas wirklicheres und gegründeteres an sich haben.

Dieses hat Gott ganz vortrefflich in verschiedenen Stellen des Predigerbuchs abschildern wollen. Der Weise stellt in denselben zuvörderst dieses erste Trachten nach Ergötzlichkeiten, das von den Sinnen herkömmt, vor. Ich sprach bey mir selbst, ich will alle Arten des Vergnügens genießen, und mich der Güter freuen. Dixi ego in corde meo, vadam & affluam deliciis, & fruar bonis. Pred. Sal. 2, 1. Dieses giebt die Wollust den jungen Leuten ein.

Wenn sie aber Verstand und Muth haben; so werden sie es gar bald überdrüßig, und das wird in den folgenden Worten angezeigt: Et vidi, quod hoc quoque esset vanitas, & reputavi errorem: Und ich sah ein, daß auch dieses nur Eitelkeit war, und hielt es für einen Irrthum. Ebendas.

Dieses läßt sie den Entschluß fassen, sich auf etwas dauerhafteres und gegründeteres zu legen: Cogitavi in corde meo, abstrahere a vino carnem meam, ut animum meum transferrem ad sapientiam: Ich dachte bey mir selbst, mein Fleisch von diesen Wollüsten abzuziehen, um meinen Verstand auf die Weisheit zu richten. v. 3.

Hiervon rühren die großen Werke her, magnificavi opera mea; die großen Gebäude, ædificavi mihi domos; und die zusammengehäuften Schätze, coacervavi mihi argentum. v. 8.

Wenn aber hernach die Vernunft den wenigen Nutzen, den sie von allen diesen Sachen hat, und die damit verbundene Mühe betrachtet, und daß sie alles dieses nicht vor dem Tode schützen kann, wenn sie nicht von einem andern Lichte erleuchtet wird; so führt sie den Menschen wieder an eben den Ort, wo sie ihn weggenommen hatte, zurück, und läßt ihn aus gewissen Ursachen und aus Verzweifelung das unvernünftige Leben, von welchem sie ihn abgezogen hatte, erwählen.

Quid enim proderit homini de universo labore suo & afflictione spiritus, qua sub sole cruciatur? Cuncti dies eius doloribus & ærumnis pleni sunt, nec per noctem mente quiescit; & hoc nonne vanitas est? Nonne melius est comedere & bibere, & ostendere animæ suæ bona de laboribus suis? Denn was hat der Mensch von aller seiner Arbeit, und von der Bekümmerniß des Gemüths, mit welcher er sich unter der Sonne martert? Alle seine Tage sind voll Schmerz und Elend, und er hat auch so in der Nacht keine Ruhe in seiner Seele. Und ist das nicht eine Eitelkeit? Ist es nicht besser zu essen und zu trinken, und seine Seele die Früchte seiner Arbeit geniessen zu lassen? Cap. 2, 22. 23. 24.

Man kann sagen, von diesem letzten handle das ganze Buch des Montagne, und es fasse seine ganze Gesinnung in sich. Er ist ein Mann, welcher, nachdem er alle Sachen in der Welt betrachtet, um zu

sehen,

sehen, was sie gutes und böses an sich haben, Verstand gnug gehabt hat, ihre Thorheit und Eitelkeit einzusehen.

Er hat die Nichtigkeit der Größe und die Unnützlichkeit der Wissenschaften sehr gut eingesehen. Da er aber kein anderes Leben, als dieses, kannte; so machte er den Schluß, wir hätten also weiter nichts zu thun, als die kurze Zeit, die uns davon ist gegeben worden, auf eine angenehme Art zuzubringen.

Da es also der heilige Geist für so wichtig gehalten hat, uns die Blindheit unserer Vernunft einsehen zu lassen, wenn sie des Lichts des Glaubens beraubt ist, daß er uns ihre Verirrungen in einem canonischen Buche hat vorstellen wollen, um uns das unschätzbare Gut desto höher schätzen zu lassen, welches er uns dadurch verschafft, daß er das wahre Glück des Menschen bekannt gemacht hat; so scheint es auch, man könne aus dem Buche des Montagne einigen Nutzen ziehen, weil er die natürlichen Regungen des menschlichen Verstandes, seine verschiedenen Bewegungen, seine matten und langsamen Schritte, und den unvernünftigen Zweck, worauf er sich, nachdem er sich hin und her gewendet, einschränkt, sehr natürlich vorstellt.

In diesem elenden Zustande hängt sich die Seele nicht an die Ergötzlichkeiten, weil sie sie hochschätzt; sondern weil sie alle andere Sachen verachtet, und einen Eckel davor hat.

Es ist eine Art von Verzweiflung, die sie dazu bewegt, und es geschieht nicht so wohl in der Absicht sie zu genießen, als vielmehr ihr Mißvergnügen und ihr Betrübniß darinnen zu ersäufen.

In der Natur giebt es wider diesen Zustand kein Mittel, weil es unmöglich ist, sie aus demselben herauszuziehen, indem man ihr die Güter der Welt vorhält, weil sie sich nur darein gestürzt hat, weil sie diese Güter verachtet, und aus der Erfahrung von ihrer Eitelkeit überzeugt ist.

Es ist also die Unvernunft der Anfang und das Ende des verderbten Menschen, und die Sinne und die Vernunft vereinigen sich, ihn seiner Vernunft zu berauben.

XXX.

Die Eitelkeit ist die Würze der mehresten Sachen.

Die Eitelkeit ist eine allgemeine Würze, welche die mehresten Sachen, woran man in der Welt ein Vergnügen findet, angenehm macht. Und wenn man die Betrachtung der menschlichen Urtheile, womit sie die Eigenliebe und den Stolz der Menschen unterhält, davon wegnähme; so würde man sehen, daß kein Geschmack und kein Vergnügen an ihnen gefunden wurde, oder daß sie wenigstens nicht begierig könnten gesucht werden.

Wenn man also wissen will, was die Sachen, die uns gefallen, und welche die Menschen begierig suchen, wahres und wirkliches an sich haben; so darf

man

man nur das, was die Eitelkeit damit verbindet, davon absondern; das heißt, man darf nur, so viel man kann, das betrügliche und eingebildete Vergnügen, welches aus der Betrachtung dieser Urtheile entsteht, davon absondern. Und man kann dieses nicht besser thun, als wenn man bedenkt, wie die Menschen in Ansehung dieser Sachen gesinnt seyn würden, wenn sie allein in der Welt wären.

Glaubt man z. B. wohl, daß ein Mensch, der allein wäre, sich die Mühe nehmen würde, einen ganzen Tag lang einem Hirsche oder Haasen mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit nachzujagen, wenn er ihn leicht schiessen könnte? Ich glaube es nicht. Die Jagd ist also kein natürliches Vergnügen, das aus der Handlung selbst entsteht. Es ist nicht dieser Hirsch oder dieser Haase, der uns ein Vergnügen macht; sondern es sind unzählige Vorstellungen und Einbildungen, die wir damit verbinden.

Niemand würde jagen wollen, wenn er niemals von der Jagd reden dürfte. Dieses Reden gefällt uns also; und es gefällt uns deswegen, weil es unsere Gedanken anzeigt, welche die gewöhnliche Unterhaltung anderer ihrer Gedanken sind.

Ein Mensch, der allein wäre, würde sich niemals prächtig kleiden. Es gefällt uns also die Pracht der Kleider nicht an und für sich selbst; und wir lieben sie nur, weil sie andern Gedanken der Hochachtung, der Ehrerbiethung und Liebe gegen uns hervorbringt.

Die Mannspersonen sind gemeiniglich mit Hochachtung und Ehrerbiethung zufrieden; aber die Weibspersonen wolle Liebe haben.

Das Essen und Trinken scheint ein wirklicheres Vergnügen zu seyn; und die Mannspersonen sind im Stande, sich ihm auf eine ausschweifende Art zu ergeben, wenn sie auch gleich ganz allein wären; und dennoch mischt sich viel von dieser Betrachtung der Urtheile und Gedanken anderer darunter. Denn unter hundert Mannspersonen, die sich in Gesellschaft betrinken, sind nicht zween zu finden, die sich betrinken würden, wenn sie ganz allein wären. Man redet einander zu; man findet nicht nur an den Speisen ein Vergnügen, sondern auch an dem Gedanken, den andere haben, daß wir ein Vergnügen daran finden.

Hieraus erhellt, daß es wenig Tödtungen des Fleisches giebt, die der wirklichen Einsamkeit gleich kommen, weil sie von der Betrachtung aller nichtigen Gedanken der Menschen absondert, und uns also Gelegenheit giebt, unsere Gedanken auf das zu richten, was an allen Sachen in der Welt wirklich ist. Und da nichts wirkliches an ihnen gefunden wird; so führt sie uns von sich selbst zu Gott, in welchem man allein ein Gut finden kann, das würdig ist, ein von der Betrachtung der Gedanken der Menschen abgezogenes Herz einzunehmen und zu beschäftigen.

Niemals hat sich ein Einsiedler die Mühe gegeben, einen Garten mit wohl eingerichteten Spatziergän-

gängen anzulegen. Sie sind also für andere, und nicht für uns gemacht.

XXXI.

Warum die Schrift nur ermuntert, Gott wegen der Werke Gottes zu loben.

Wenn David in seinen Psalmen, und die Männer im Feuerofen in ihrem Liede, alle Geschöpfe ermuntern, Gott zu loben, oder wenn sie vielmehr sich ermuntern, ihn durch die Betrachtung aller Geschöpfe zu loben und zu preisen, so bedienen sie sich doch nur derjenigen, die eigentlich Werke Gottes sind, und zu welchen die Menschen durch ihren Fleiß nichts beygetragen haben.

Es gehören zwar die Werke der Menschen Gott auch an, der sie zugleich mit den Menschen macht, der ihnen die Materie dazu, die Geschicklichkeit und die Kräfte sie zu machen giebt; indessen nimmt aber doch die Schrift von diesen Werken gemeiniglich die Bewegungsgründe zu dem Lobe, welche sie Gott ertheilt, nicht her.

Sie thut dieses vielleicht deswegen, weil sie sich in diesem Stücke nach den Menschen richtet, die gewohnt sind, bey dergleichen Sachen mehr auf den Theil zu sehen, den die Menschen daran haben, als auf denjenigen, den Gott daran hat, ob er gleich unendlich weit größer, als jener, ist, und sie also geneigter

sind, Gott wegen der Betrachtung der natürlichen Dinge, zu welchen sie nichts beygetragen haben, als wegen derienigen, welche sie als die Werke ihrer Hände, und die Früchte ihrer Arbeit ansehen, zu loben.

Es geschieht vielleicht auch deswegen, weil alle Sachen, die durch den Fleiß der Menschen hervorgebracht worden, wenn man sie mit den Werken Gottes vergleicht, etwas so geringes sind, daß die Kirche mit Fleiß nicht acht darauf hat, um uns zu belehren, die Sachen weit mehr zu bewundern, die es weit mehr verdienen. Es ist in der That ein Fehler der Menschen, das, was sie machen, gar hoch, und, was Gott macht, gar zu geringe zu schätzen. Das geringste Thier ist unendlich weit bewundernswürdiger, als alles, was die Menschen machen und hervorbringen können.

Sie geben der Materie nur durch große Stücke eine gewisse Gestalt; Gott giebt sie ihr aber durch kleine Stäubchen, und durch diese Einrichtung bringt er die bewundernswürdige Verschiedenheit der Dinge hervor, welche wir natürliche nennen.

XXXII.

Die Schönheiten der Natur sind weit schätzbarer, als die Schönheiten der Kunst.

Denen, welche die Sachen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen, kommen keine Oerter heßlich

lich vor; denn sie sehen allenthalben den Himmel und die Erde, welche Anblicke sind, die sie in Verwunderung setzen können. Sie geben sich keine Mühe, die Verschönerungen der Kunst damit zu verbinden, weil sie in ihnen wenig Schönheit, in Vergleichung mit den großen Gegenständen, die sie einnehmen, und an welchen sie gnug haben, antreffen. Sie finden so gar in einem wilden und dicken Walde ein weit größeres Vergnügen, als an den Oertern, die auf das schönste aufgeputzt und ausgeschmückt sind, weil sie daselbst nichts wahrnehmen, das sie an den Menschen erinnerte, und nichts, das sie nicht an Gott denken ließe.

Die Weltmenschen finden hingegen nur an den Werken der Menschen ein Vergnügen. Ein wilder Ort kömmt ihnen abscheulich und unerträglich vor. sie müßen wohl angelegte Luststücke in Gärten, gut beschnittene Hecken, recht gerade Spatziergänge, und andere solche Kleinigkeiten haben. Sie wissen sich selbst nicht zu rathen, und von ihrem Herzen zu lernen, daß alle diese Dinge von sich selbst zu ihrem Vergnügen nichts beytragen, und daß alles, was sie dazu beytragen, nur von ihrer Eitelkeit herkömmt. Denn daß die Weltmenschen alle Zierathen der Kunst lieben, und von den Schönheiten der Natur so wenig gerührt werden, kömmt daher, weil sie gar wohl sehen, daß die, welche nicht so reich, als sie, sind, sie nicht haben können. Es unterscheiden sie also diese künstlichen Sachen von dem gemeinen Volke. Es

ist einem ieden erlaubt, in einem Walde oder Gehölze zu bleiben; aber nur die Reichen können schöne Gärten und Luststücke haben.

XXXIII.

Was uns betriegt, wenn wir die Vorzüge der Stände mit einander vergleichen.

Wenn wir uns bey der Vergleichung der Vorzüge, die ein Stand vor dem andern hat, betriegen; so kömmt dieses daher, weil wir uns mit den Leidenschaften unsers Standes in einen andern versetzen, ohne diejenigen an uns zu nehmen, die mit diesem Stande verbunden sind. Dieses macht, daß wir ihn für besser und vortheilhafter halten, weil er es wirklich seyn würde, wenn die, so sich darinnen befinden, nicht andere Leidenschaften hätten, als wir haben. Die Sache verhält sich aber nicht so. Ein ieder Stand hat seine Leidenschaften; oder es verbreitet sich vielmehr der Grund der Begierde, der in uns ist, nach dem Maaße der Stände, in welchen er sich befindet. Wenn er mehr Raum und Platz findet; so breitet er sich weiter aus. Hat er dessen weniger; so schränkt er sich ein, er ist uns aber in einem ieden Stande fast auf gleiche Art beschwerlich.

Man muß also die Glückseligkeit der Stände nicht nach der Befriedigung der Leidenschaften beurtheilen, weil sie in dem einen fast eben so wenig, als

in

in dem andern, befriedigt werden; sondern nach andern wesentlichern Betrachtungen.

XXXIV.

Man leugt, indem man die Wahrheit redet.

Nichts gewöhnlicher, als zu lügen, indem man die Wahrheit redet, weil man die Wahrheit nur in Worten vorträgt, und hingegen Leidenschaften und Bewegungen, die falsch sind, durch seinen Ton, sein Gesicht, und andere Umstände vorstellt.

XXXV.

Gott erweist uns eine große Ehre, wenn er uns braucht, die Wahrheit zu vertheidigen.

Da die Wahrheit Gott selbst ist, und eine unüberwindliche Kraft und Stärke hat, wider welche alle menschliche Bemühungen nichts ausrichten können; so hat sie ihren Beystand nicht nöthig, sie besteht von und durch sich selbst, sie unterstützt sie, und wird von ihnen nicht unterstützt. Gott hat also die Menschen nur aus Liebe verpflichtet, die Wahrheit zu bekennen und zu vertheidigen. Es ist eine unendliche Ehre, die er ihnen erweist; sie machen sich ihrer aber gar sehr unwürdig, wenn sie über Gelegenheiten, die sich zeigen, die vorkommende Wahrheit zu bekennen, verdrüßlich werden, wenn sie sich über diejenigen, die sie dazu anhalten, erzürnen, wenn sie es mit Ver-

drusse,

drusse, Furcht und Betrübnisse, und nicht mit der geistlichen Freude thun, welche die Verheißung in uns hervorbringen soll, die Christus an uns ergehen läßt, wenn er sagt, er werde diejenigen vor seinem Vater bekennen, welche ihn in dieser Welt würden bekannt haben. Matth. 10, 32.

XXXVI.

Verpflichtungen, gewisse Dinge bekannt zu machen.

Wenn die Kirche die Vermahnungsschreiben ergehen läßt, die Wahrheit gewisser Sachen bekannt zu machen; so hält sie dafür, daß diejenigen, welchen diese Wahrheit nützlich ist, das Recht haben, diejenigen, welche sie wissen, zu verpflichten, sie zu bezeugen. Denn wenn sie dieses Recht nicht hätten; so würde das Vermahnungsschreiben unrecht seyn.

Man kann also aus diesem Verfahren der Kirche die moralische Lehre ziehen, daß, so oft wir eine Wahrheit wissen, deren Bekanntmachung dem Nächsten nützlich oder nöthig ist, und welche, wenn sie verborgen bliebe, ihm einen merklichen Schaden zufügen würde, er das Recht hat, uns zu verpflichten, sie zu bezeugen, und wir können es ihm, ohne ungerecht zu handeln, nicht abschlagen. Wenn er sich also unsers Zeugnisses in solchen Sachen bedient; so braucht er nur sein Recht, und das, was ihm von Rechts wegen zukömmt.

Wenn

Wenn wir nun verbunden sind, eine bestrittene Wahrheit zu bezeugen, und, indem wir die Wahrheit bekannt machen, den Schaden des Nächsten zu verhindern, wenn es nur ein zeitliches Gut betrifft; wie vielmehr sind wir in Lehrsachen dazu verbunden, wenn Leute um einer catholischen Meynung willen, die wir für catholisch halten, unrechtmäßiger Weise verfolgt werden? Können wir ihnen wohl alsdenn dieses Zeugniß versagen, ohne eine augenscheinliche Ungerechtigkeit zu begehen, weil sie es in den angezeigten Umständen nöthig haben, und die Verweigerung dieses Zeugnisses ihnen das Mittel sich zu rechtfertigen benimmt, und dient, die Sache der Kirche und der Wahrheit selbst in ihrer Person zu erschweren.

XXXVII.

Gott verbirgt seine Wahrheit.

Gott hat die Erkenntniß der Unsterblichkeit unserer Seele in der Aehnlichkeit der Geburt und des Todes der Thiere verborgen: Idem interitus hominis & iumentorum. Pred. Sal. 3, 19. Der Mensch erscheint und verschwindet in der Welt, wie die Pferde.

Er hat die wahre Religion in den vielen falschen Religionen, die wahren Weissagungen in den vielen falschen Weissagungen, die wahren Wunder in den vielen falschen Wundern, die wahre Gottesfurcht in

den

den vielen falschen Arten derselben, und den Weg zum Himmel in den vielen Wegen, die zur Hölle führen, verborgen.

XXXVIII.

Warum man die Partey derer, die übel behandelt werden, nimmt.

Die Ursache, welche macht, daß viele die Partey derer, die, obgleich mit Recht, übel behandelt werden, nehmen, ist diese, weil sie wünschen, daß man mit ihnen nicht so umgehen möchte, wenn sie sich an der Stelle dieser Leute befänden. Es ist eine unrechte Anwendung einer heiligen Regel: Alteri ne feceris, quod tibi fieri non vis. Thue einem andern nicht, was du nicht willst, daß man es dir thun soll. Sie verstehen diese Regel auf eine unrechte Art, indem sie nicht wollen, daß man andern thun soll, was sie, nach ihrer Begierde, nicht wünschen würden, daß man es ihnen selbst thäte.

XXXIX.

Die Einsamkeit ist unangenehm, und warum.

Die Menschen denken gern, und auf eine gewisse Art an sich, indem sie dafür halten, man schätze sie hoch, man ehre sie, sie wären groß und mächtig. Darum ist ihnen der Umgang mit der Welt und ihr Anblick so angenehm. Denn das kömmt daher, weil er solche Gedanken erregt.

Hinge-

Hingegen ist die Einsamkeit den mehresten Menschen unangenehm, weil sie ihnen nicht Gedanken gnug, die ihnen gefallen, verschafft. Die Natur mißfällt vielen Leuten. Denn weil die Bilder, die sie verschafft, von der Stimme und tausend andern mit der Rede verbundenen Umständen nicht unterstützt werden; so sind sie gar zu duster und dunkel.

Wenn man also in den Wäldern ein Vergnügen finden will; so muß man die Sprache der Wälder verstehen. Denn alle Geschöpfe haben eine Sprache, das heißt, sie können Gedanken hervorbringen. Diejenigen, in welchen sie deren gnug hervorbringen, können in der Einsamkeit ein Vergnügen finden; und sie finden in ihr ein um so viel unschuldigeres, weil die Bilder, die sie ihnen verschafft, ihnen vielmehr die Größe Gottes vorstellen, als ihre eigene Größe, und ihnen von ihnen selbst wenig, von Gott hingegen viel vorsagen. Hierinnen besteht der Nutzen der Einsamkeit.

XL.

Die Weltweisen haben nur eins von den drey Stücken der Buße gekannt.

Die Buße hat drey Stücke, das Betrübniß über das Vergangene, die gegenwärtige Aenderung des Lebens, und in Ansehung des Zukünftigen die Gnugthuung oder Strafe der Sünde. Von diesen dreyen Stücken haben die Weltweisen nur das andere gekannt.

kannt. Sie haben verlangt, man solle ein böses Leben in ein besseres verwandeln; sie haben aber niemals gesagt, man solle sein bisheriges Leben beweinen und bestrafen. Und dieses kömmt daher, weil sie nur an den Nutzen des Menschen gedacht, und die Gerechtigkeit auf den Menschen, und nicht den Menschen auf die Gerechtigkeit gezogen haben. Nun ist es aber zum Nutzen des Menschen gnug, daß er aufhört, unrecht zu thun; seine übrigen Handlungen, als seine bisherigen unrechten Thaten zu beweinen und zu bestrafen, gehören für die Gerechtigkeit selbst, das ist für Gott. Und darum sind sie ihnen nicht bekannt gewesen.

XLI.

Die Reden der Prediger sind weiter nichts, als Umschreibungen der Predigt des h. Johannes.

Die Predigt des h. Johannes, das heißt des größten unter allen Menschen, ist in vier Zeilen der h. Schrift enthalten; aber diese vier Zeilen sind mehr werth, als alle Reden aller Weltweisen, und die vierzig tausend Bücher, die sich in der Bibliothek des Ptolomäus befanden. Thut Buße, das Himmelreich kömmt herbey. Thut würdige Früchte der Buße. Erkennet den Messias. Das ist es alles, und es ist auch in der That alles; weil es hinlänglich ist, in den Himmel zu kommen. Es zeigt uns den Weg, es lehrt uns darauf wandeln, es zeigt uns unsern Wegweiser, unsern Errretter.

Alle

Alle Reden der Prediger sind weiter nichts, als Umschreibungen dieser ersten Predigt. Es ist alles darinnen enthalten. Man sucht nur, was darinnen enthalten ist, deutlicher zu machen, und in ein größeres Licht zu setzen.

XLII.

Die von der Verbindung hergenommene Ursache ist böse und gottlos.

Die Ursache, die von der Verbindung hergenommen ist, ist eine böse und gottlose Ursache. Denn wenn man etwas der Verbindung wegen thut, ob man gleich weis, daß es nicht recht ist; so ist eben so viel, als wenn man sagte, die Gerechtigkeit ist an sich selbst besser, als die Ungerechtigkeit. Und wenn ich erst anfienge; so würde ich die eine der andern vorziehen. Denn es ist gewiß, daß die Gerechtigkeit wenigstens den Vortheil hat, daß sie vor der Welt mehr geehrt wird. Aber eine mit der falschen Ehre der Beständigkeit verbundene Ungerechtigkeit ist besser, als die Gerechtigkeit, die mit einem Zeugnisse der Unbeständigkeit verbunden wäre. Ich bin also entschlossen fortzufahren.

Eine solche Rede setzt voraus, daß entweder die Gerechtigkeit weiter nichts, als eine eitle Vorstellung ist, welches Gottesverleugnung ist; oder daß diese Gerechtigkeit, so wie sie ist, nicht so hoch zu schätzen ist, als eine falsche Ehre, welches eine schreckliche Gottlosigkeit ist. In die eine Wagschaale legt man die Gerechtigkeit, das ist Gott, und in die andere die

falsche Ehre, bey seinen Meynungen fest zu verbleiben, und diese Ehre zieht man Gott vor. Das ist die Verbindung.

XLIII.

Die Menschen trachten nach der Unfehlbarkeit.

Die Menschen wünschen aus eben der Eitelkeit unveränderlich zu seyn, aus welcher ihre ersten Aeltern Gott haben gleich seyn wollen. Und da sie in der Wahrheit nicht unveränderlich seyn können; so wollen sie es in dem Laster seyn.

Sie wollen lieber in dem Irrthume verharren, als gestehen, daß sie geirrt haben. Sie trachten alle nach der Unfehlbarkeit, und der Befreyung von allen Fehlern. Und da sie sie nicht wirklich vermeiden können; so suchen sie es aus allen Kräften zu verhindern, daß man ihnen ihre Fehler zeigen möge.

XLIV.

Schildwachen wider die Wahrheit.

Die Schildwachen, die an dem Eingange des Pallastes der Fürsten stehen, diese Piken, diese Hellebarden und Flinten sind nicht so wohl da, um zu verhindern, daß man ihrer Person keinen Schaden zufügen möge, sondern vielmehr, um diejenigen abzuhalten, die ihnen die Wahrheit sagen, und sie benachrichtigen möchten, daß sie nicht unfehlbar wären.

XLV.

Die Schreibart der h. Schrift ist unnachahmlich.

Die h. Schrift hat einen Charakter, den kein Mensch nachahmen kann. Keiner von denen, die nicht mehr, als Menschen, zu seyn haben scheinen wollen, hat sich einfallen lassen, sich dieser Sprache zu bedienen; und diejenigen, die sie haben nachahmen wollen, als Mahomet, Heinrich Nicolas, sind weiter davon entfernt, als es die Affen von den Menschen sind.

XLVI.

Die üble Art Schriften zu tadeln.

Diejenigen, welche überhaupt sagen, es wären in den Schriften gewisser Personen Fehler zu finden, ohne sie besonders anzuzeigen, hegen von den Verfassern dieser Schriften eine gar zu gute und eine gar zu üble Meynung. Eine gar zu gute Meynung hegen sie, wenn sie glauben, sie würden diesen unbestimmten Tadel nicht übel nehmen; und eine gar zu üble, wenn sie dafür halten, sie könnten es nicht leiden, daß man sie von ihren Fehlern besonders benachrichtigte.

XLVII.

Es gehört wenig Tugend dazu, sich die wohlgemeynten Erinnerungen gefallen zu lassen.

Es gehört eine ziemlich große Tugend dazu, die Erinnerungen und den Tadel geduldig zu ertragen,

wenn man es in Ansehung unser auf eine üble Art vor der Welt, und ohne uns dazu vorbereitet zu haben, thut; es gehört aber nur eine sehr gemeine, oder vielmehr gar keine Tugend dazu, und es ist gnug, vernünftig zu seyn, um es zu leiden, daß man uns ingeheim, mit Liebe und Vorbereitung, an einige Fehler erinnert, besonders wenn es keine Fehler der Sitten, sondern der Schriften sind, die von dem Urtheile des Publikums abhängen.

XLVIII.

Verschiedene Verhaltungsregeln.

Es giebt Handlungen, welche, weil sie nur bloß Gott angehen, keine andere Regel, als das Gesetz Gottes allein, haben. Es giebt aber auch andere, welche, weil sie nach den Menschen sollen eingerichtet seyn, sich auch nach der Kenntniß, die man von ihrer Gemüthsbeschaffenheit hat, richten sollen. Ich wundere mich also, daß es gottesfürchtige Personen so wenig leiden können, wenn man ihnen frey sagt, was für Eindrücke ihre Schriften in den Verstand machen.

XLIX.

Die Gegenstände der Welt sind gleichsam Spiegel.

Ob wir uns gleich einbilden die Körper zu sehen; so sehen wir doch eigentlich das Licht, oder vielmehr das Bild des Lichts. Wenn man einen sehr glatten Spiegel hat, der hinter einem Licht steht,

und

und in denselben sieht; so wird man darinnen das Bild des Lichts, den Spiegel aber fast gar nicht sehen. Und wenn er vollkommen glatt wäre; so würde man ihn ganz und gar nicht sehen. Wenn dieser Spiegel in verschiedene glatte Oberflächen abgetheilt wäre; so würde man eben so viel Lichter darinnen wahrnehmen. Und wenn er unzählige solche Oberflächen hätte; würde man auch unzählige Lichter darinnen erblicken, aber so verwirrt, daß man sie nicht unterscheiden könnte, und sich also einbilden würde, man sähe etwas anders, als das Licht, ob man gleich in der That nichts sähe. Dieses geschieht eigentlich, wenn man Einschnitte in einen Spiegel macht. Denn vermittelst dieser Einschnitte macht man unzählige Oberflächen, welche, weil sie das Licht nur auf eine unvollkommene Art vorstellen, die Augen eine Weisse sehen lassen, die in der That weiter nichts, als das verwirrte Bild des Lichts ist. Wenn man auf den Spiegel allenthalben Einschnitte macht; so würde man auch diese Weisse allenthalben sehen, die man in dem Spiegel zu seyn sich einbilden würde, welche aber in demselben in der That weiter nichts, als das Bild eines Lichts, seyn würde.

Alle Gegenstände der Welt sind Spiegel, weil wir sie nur in so fern sehen, als sie uns das Licht zurückwerfen; sie sind aber verwirrte und eingeschnittene Spiegel, das heißt, sie haben unzählige Oberflächen, welches macht, daß sie uns das Bild des Lichts nur auf eine unvollkommene Art vorstellen.

Wenn wir uns also einbilden, sie zu sehen; so betriegen wir uns gewissermaaßen, und sehen eigentlich weiter nichts, als eine unzählige Menge verwirrter Bilder des lichten Körpers, dessen Licht, weil es von den andern Körpern, die kein Licht haben, zurückgeworfen wird, uns ihre Gestalt in dem verwirrten Bilde des Lichts die es hervorbringt, zeigt. Und dennoch kömmt es daher, daß, weil die Menschen den nicht durchsichtigen Körpern das, was sie sehen, zueignen, sie sich daran halten, gleich als ob ihnen diese Schönheit angehörte; da sie doch eigentlich nur in der Sonne ist, deren Strahlen sie zurückwerfen.

Dieses ist ein vortreffliches Bild von dem, was in der Welt vorgeht. Alle Schönheit der Geschöpfe kömmt von Gott her. Eine iede Wahrheit ist ein Strahl der ewigen Wahrheit. Darum zeigte Gott der h. Theresia in einem vortrefflichen Gesichte, daß die allerhöchste Wahrheit alle und iede Wahrheit in sich fasse; und er sagt in der Schrift, alles, was geoffenbahrt worden, wäre Licht. Omne, quod manifestatur, lumen est. Ephes. 5, 13. In ebendiesem Verstande sagte der h. Augustinus (a), was wir lernten, lernten wir von Gott, das ist von der Wahrheit.

Es ist also die ewige Wahrheit, die uns alle Geschöpfe bekannt macht. Alle Schönheit, die wir an ihnen wahrnehmen, ist nur ein Bild, und, so zu sagen,

(a) Retract. L. 1. c. 12.

gen, nur eine Zurückwerfung des unerschaffenen Lichts. Das unvollkommene Wesen der Geschöpfe oder ihre vorsetzliche Bosheit verunstaltet dieses Bild, und läßt nicht zu, daß wir einsehen, daß es das Bild Gottes selbst ist. Dieses macht, daß wir uns daranhängen, und daß, weil wir die Quelle der Wahrheit und des Lichts nicht achten, wir nur diese undeutlichen Bilder ansehen, welche uns die Geschöpfe vorstellen.

L.

Flüchtige Seelen.

Es giebt Leute, welche die Materien nur oben hin ansehen, und gleichsam als Fliegen auf denselben herum spatzieren. Sie untersuchen nichts gründlich. Andere lassen hingegen Merkmaale zurück, und höhlen gleichsam aus, was sie immer in den Händen haben.

LI.

Falsche Beredtsamkeit.

Die Beredtsamkeit soll nicht nur eine angenehme Empfindung verursachen; sondern auch einen Pfeil und Spieß im Herzen zurücklassen.

Eine Rede, von welcher man nichts behält, ist eine schlechte Rede.

LII.

Das Betragen der weltlichgesinnten Frauenzimmer rührt vom Teufel her.

Die Kleidung, die Gebehrden, die Worte eines weltgesinnten Frauenzimmers rühren vom Teufel her, weil

weil ihre Absicht ist, die Begierde zu nähren und zu unterhalten.

Die gottesfürchtigen Frauenzimmer behalten noch viel davon an sich, und richten sich, ohne daß sie es merken, fast in allen ihren Gebehrden nach diesem teufelischen Betragen.

LIII.

Meynung, Einbildung, Urtheile, Vernünfteley.

Die Einbildung ist der Meynung in der Art zu urtheilen gleich, weil beyde mit einem Blicke urtheilen.

Und die Vernunfteley, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen kann, ist dem Urtheile gleich.

Die Einbildung sagt zur Meynung, sie irre sich, und die Meynung sagt es zur Einbildung. Die Einbildung will als Meynung angesehen werden, und die Meynung für Einbildung halten lassen. Die Meynung verlangt das Gegentheil. Ihre Reden sind einander ganz gleich, und nur darum von einander unterschieden, weil die einen wahr, und die andern falsch sind.

Wenn verschiedene Leute durch das Vernünfteln zum Irrthume verführt werden; so werden noch mehrere durch die Einbildung dazu verleitet. Das ist die gewöhnliche Quelle der Verirrungen der Menschen. Wenig Personen urtheilen; die mehresten nehmen ihre Meynungen wegen des Hanges ihres Herzens, und wegen einer undeutlichen Einsicht an, welches dasienige ist, was man Einbildung nennt.

Wenn

Wenn die Meynung mit der Einbildung zankt; so zankt die Einbildung mit der Meynung. Wenn die Meynung Gewalt brauchen will, so wird sie die Einbildung auch brauchen, und ihr überlegen seyn.

Das nöthigt die Meynung, die Mittel nicht zu brauchen, die sie mit der Einbildung gemein haben kann, und andere zu suchen, die sie von ihr unterscheiden.

Dieses Mittel kann kein anderes, als das Urtheil seyn, welches sich von der Vernünfteley besser unterscheidet, als die Meynung von der Einbildung. Die Einbildung braucht ihres Ortes die Vernünfteley, sich zu vertheidigen, und die Meynungen zu bestreiten.

Hieraus sieht man deutlich, daß es kein Beweis ist, daß sich iemand deswegen, weil er urtheilt, nicht nach der Meynung richte; weil das Urtheil das einzige Mittel ist, das die Meynung hat, die Einbildung in die Ordnung zu bringen. Ich bin von einer gewissen Sache überzeugt; ein anderer ist es von einer andern. Ich will ihn gern eines bessern belehren, ich kann es aber nicht anders thun, als wenn ich urtheile. Wenn ich nicht recht urtheile; so hat er Ursache mich zu tadeln; überhaupt aber kann er mich nicht anklagen, daß ich urtheile; denn ich habe kein anderes Mittel, ihm den Irrthum zu erkennen zu geben, in welchem er meiner Meynung nach steckt. Es ist also billig, daß, so überzeugt man von der Wahrheit einer Meynung auch immer ist, man dennoch sei-

ne Zuflucht zum urtheilen nimmt, um andere davon zu überzeugen, oder daß man sie mit Wundern begleitet, welche geheime Urtheile sind, die weit mehr wirken, als alle Reden. Ein iedes anderes Mittel ist unrecht und tyrannisch, und setzt die Wahrheit der Gewaltthätigkeit der Einbildung aus, welche nicht unterlassen wird, wider die Wahrheit mit mehrerem Nachdrucke dieselben Waffen zu brauchen, welche die Wahrheit wider sie würde haben brauchen wollen.

LIV.

Je weniger wir unsere Sünden fühlen, desto mehr drücken sie uns.

Der gute Hirt hat unsere verwirrten Seelen auf seinen Achseln getragen, weil er unsere Sünden auf denselben getragen, und uns davon entlediget; indem er sie sich selbst aufgebürdet hat. Er hat sie sich aber nur aufgebürdet, indem er ihre Last lebhaft empfunden; und er entledigt uns auch nur davon, indem er sie uns fühlen und empfinden läßt. Je weniger wir unsere Sünden fühlen, desto mehr drücken sie uns; und ie mehr wir sie fühlen, desto weniger drücken sie uns. Darum tragen die, welche, indem sie uns wegen unserer Fehler bestrafen, uns dieselben einsehen und empfinden lassen, auch etwas bey, uns davon zu befreyen; und wir sind ihnen eben so viel Dank schuldig, als ein Mensch, den eine schwere Last drückte, demienigen schuldig seyn würde, der ihm zeigte, wie er sich derselben zum Theil entledigen könnte.

LV.

Viel Einsicht ist von richtiger Einsicht unterschieden.

Es sind zwo verschiedene Eigenschaften des Verstandes, viel Einsicht zu haben, und von den Sachen recht zu urtheilen. Die eine kömmt von einer Fruchtbarkeit her, welche vermittelst der Vergleichung verschiedener Dinge, die sich dem Verstande darstellen, viel Gedanken hervorbringt, und die andere von einer Genauigkeit, vermöge welcher man einen ieden von diesen Gedanken mit mehrerer Aufmerksamkeit und tieferer Einsicht untersucht. Da, wo der mehreste Wein wächst, wächst nicht allemal der beste.

Die wenige Einsicht, die man an einigen wahrnimmt, kömmt bisweilen von ihrer Beurtheilungskraft her, die eine Menge Gedanken wegwirft, und welche, indem sie den geraden Weg geht, so viele andere Umwege vermeidet, die länger und nicht so natürlich sind.

Diejenigen, welche viel Einsicht haben, sehen alles, was ihren Gegenstand herum ist; welche aber eine tiefe Einsicht haben, sehen alles, was an diesem Gegenstande ist.

LVI.

Diejenigen, welche bey ihrer Kälte dumm sind, sind bey ihrer Wärme klug und verständig.

Warum lassen diejenigen, die in dem gemeinen Umgange nicht gar zu klug zu seyn scheinen, oftmals

viel

viel Verstand von sich blicken, wenn man sie aufmuntert? Dieses kömmt daher, weil es eine Kälte und eine Wärme des Verstandes giebt. Nun ist die Kälte solcher Leute dumm, weil ihr Verstand nicht in gnugsame Bewegung ist gesetzt worden; und ihre Wärme ist hingegen klug, weil, nachdem sie rege gemacht worden, sie viele Dinge wahrnehmen und in Bewegung setzen.

LVII.

Was nach Gottes Urtheile böse ist, ist schlechterdings böse.

Daß man falsch urtheilt, kömmt daher, weil man zwo Regeln hat, nach welchen man die Sachen beurtheilt. Das ist, spricht man, nach dem Urtheile der Welt gut, aber nach Gottes Urtheile böse. Was aber nur nach dem Urtheile der Welt gut ist, ist nicht gut. Warum verbindet man also diesen betrieglichen Begriff der Güte, der uns verführt, damit? Warum nennt man nicht schlechthin böse, was wirklich böse ist?

In Ansehung der Welt macht man es nicht also, sondern redet alsdenn sehr eigentlich, weil man sich allzeit nach der Regel richtet, nach welcher man das Gute und Böse der Welt beurtheilt.

Man sagt nicht, diejenigen, welche die Ehrenstellen in der Welt bekleiden, und vor andern einen Vorzug haben, wären elende Menschen, ob sie es gleich in der That sind, weil ihre Aemter und Be-

die,

dienungen sie zu den Gütern der Begierde führen. Warum halten wir also die Menschen nicht für glücklich oder unglücklich, nachdem sie eine Lebensart führen, die ihre geistliche Wohlfahrt mehr oder weniger befördern kann? Weil die Reden, welche die Reichen selig sprechen, zu ihrer Verführung etwas beytragen; so sollen sie rechtschaffene Leute vermeiden.

LVIII.

Wie man in Ansehung der Uebel der Unvorsichtigkeit gesinnt seyn soll.

Hat man Ursache sich über die Uebel, die wir uns durch unsere Unvorsichtigkeit zuziehen, mehr zu betrüben, als über diejenigen, in Ansehung welcher wir uns nichts vorzuwerfen haben? Ohne Zweifel; weil unsere Unvorsichtigkeit für uns eine Veranlassung seyn soll, uns zu betrüben, und weil die Uebel als Uebel für uns eine Ursache seyn sollen, uns zu freuen.

Man muß indessen merken, daß mit den Fehlern, die uns Uebel zuziehen, zweyerley verbunden ist. Es ist Sünde damit verbunden, in so fern sie Gott beleidigt, und Demüthigung, die uns unsere Sünde vor den Menschen zuzieht. Ueber die Sünde an sich selbst mögen wir uns immer betrüben; aber die Demüthigung, die sie uns vor den Menschen zuzieht, ist kein Uebel, sondern vielmehr etwas, das wir lieben, und worüber wir uns freuen sollen.

Die Unvorsichtigkeit ist ein Uebel. Für einen Unvorsichtigen gehalten werden, ist kein Uebel; sondern

dern

dern ein gerechtes Urtheil, welches man von uns fällt, und machen wird, daß man uns in Zukunft der Mühe überhebt, an Sachen, die wir verderben könnten, Theil zu nehmen; welches kein geringes Gut ist.

Es trägt sich also oftmals zu, daß das lebhafte Betrübniß, welches man über solche Fehler der Unvorsichtigkeit, die Uebel nach sich ziehen, bey sich empfindet, nicht davon herkömmt, daß man Gott beleidigt hat; sondern von der Demüthigung, die sie uns zuziehen, und davon, daß wir dadurch des menschlichen Trostes sind beraubt worden, zu unserem Uebel nichts beygetragen zu haben.

Wenn wir uns über ein Uebel betrüben, daß wir uns durch unsere Unvorsichtigkeit zugezogen haben; so verlangt Gott dreyerley von uns: Daß wir das Uebel als etwas, das uns mit Recht wiederfährt, annehmen; daß wir die Demüthigung wegen unsers Fehlers auch als etwas, das recht und billig ist, annehmen; und daß wir den Fehler hassen, aber auf eine geruhige und gelassene Art, und nicht voller Verdruß, gleich als ob er etwas ganz ausserordentliches wäre, worüber man sich gar sehr wundern müsse.

LIX.

Man hat oftmals von der Wahrheit keinen Nutzen, weil sie übel ist vorgetragen worden.

Wir beklagen uns bisweilen über anderer ihrer Fehler, wenn wir Ursache hätten, uns noch mehr

über

über uns selbst zu beklagen. Er macht sich, spricht man, das, was man ihm sagt, nicht zu Nutze. Habet ihr es ihm aber auch so, wie ihr solltet, vorgetragen? Empfandet ihr in eurem Herzen Mitleiden? Habet ihr selbst euer Elend vor Gott in Demuth bekannt? Habet ihr es mit der gehörigen Bescheidenheit und Mäßigung gethan? Wenn ihr es unterlassen habet; so hat es euch an der Liebe gemangelt, und dieser Mangel der Liebe sollte uns mehr Kummer und Unruhe machen, als alle Fehler anderer. Christus sagt es zu allen seinen Jüngern in der Person der Töchter Jerusalems: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst Luc. 23, 28. um uns zu erkennen zu geben, daß man vorher über sich weinen müsse, ehe man über andere weinen wolle.

LX.

Es ist Schönheit, viel Wahrheiten auf einmal zu entdecken.

Es ist in der neuen Art zu bauen eine große Zierde, daß alle Zimmer an einander stoßen, so daß, wenn man ihre Thüren öffnet, man sie alle sieht. Eben so ist es eine große Zierde einer Schrift, wenn man, nachdem ihr Innhalt angezeigt worden, gewissermaaßen die ganze Schrift sieht, aber auf eine solche Art, die vielmehr ein Verlangen erregt, das, was sie zeigt, deutlich zu sehen, als sie es befriedigt, indem sie alles, was sie enthält, bekannt macht.

Die Schriften, in welchen man verschiedene Materien ohne Zusammenhang abhandelt, sind wie die Gebäude, in welchen man aus einem Zimmer in das andere geht, und wo man niemals mehr, als ein Zimmer, auf einmal sieht.

LXI.

Man muß den Uebelthätern bisweilen Gnade wiederfahren lassen.

Ein Gesetzgeber, sagt Seneca, muß die größten Strafen nur auf die größten Uebelthaten setzen, so daß niemand umkömmt, daß nicht auch so gar selbst demjenigen, den man umkommen läßt, daran gelegen sey, daß er umkömmt. Ultima supplicia scelaribus ultimis ponat, ut nemo pereat, nisi quem perire etiam pereuntis interfit. Die Gesetze haben diesen Unterschied unter den Uebelthaten nicht machen können, und sie verurtheilen diejenigen, die gewisse Uebelthaten verüben, überhaupt zum Tode, ohne auf ihre Gemüthsbeschaffenheit zu sehen. Aber diejenigen, die von dem Gesetze befreyen können, sollen acht darauf haben. Und dieses giebt zu erkennen, daß die Gnade, die man einigen Strafbaren wiederfahren läßt, nicht allemal eine Gnade ist. Denn ob sie ihnen gleich nicht nach dem Gesetze des Königreichs gebührt; so gebührt sie ihnen doch nach dem von dem Seneca angezeigten Gesetze der Billigkeit. Man kann also eine Ungerechtigkeit begehen, indem man die Gerechtigkeit gar zu genau ausübt.

War

War Herr N. . . wohl ein unheilbarer Mensch? Keineswegs. Sein Verbrechen war eine betrübte Veränderung, die in seinem Leben keine Folgen würde gehabt haben. Es war also eine Grausamkeit, ihm keine Gnade wiederfahren zu lassen; und in Anfehung seiner Gesetze beobachten, hieß die Gesetze der Billigkeit, welche die Gesetze der Natur sind, übertreten.

LXII.

Zweyerley Fehler des Verstandes.

Es ist ein ziemlich großes Unglück, die Fehler seines Verstandes einzusehen, sie zu empfinden, und sie doch nicht ändern und verbessern zu können. Einige sind auf eine so stille und sanfte Art Thoren, daß sie es gar nicht wahrnehmen. Ihre Reden und ihr Urtheil stimmen immer mit einander überein, und sie verspüren niemals einen innern Vorwurf, der sie von ihren Fehlern benachrichtigt.

Aber die andern, von welchen wir reden, sind nicht so beschaffen. Da sie nichts gutes sagen; so billigen sie auch von dem, was sie sagen, fast gar nichts. Sie sind immer ihre ersten Tadler, und ihr Verstand dient ihnen gleichsam nur, das, was von ihm herkömmt, zu mißbilligen.

Der Unterschied, der unter den einen und den andern ist, scheint daher zu kommen, weil die einen nur einen Verstand, und die andern einen doppelten haben. Diejenigen, welche so mit sich selbst zufrie-

den sind, urtheilen und reden nach einem und denselben Verstande, das heißt, ihre Worte sind ihren Gedanken gleich, und richten sich nach ihnen, und sie haben nicht mehr Einsicht, als diejenige, die sie blicken lassen. Das Reden ist solchen Leuten gemeiniglich etwas leichtes, und da sie wenig denken, und ihr Verstand gar sehr eingeschränkt ist, daß sie sich weder etwas großes, noch etwas subtiles vorstellen; so wird es ihre Einbildungskraft gewohnt, ihnen geschwind die Bilder der Töne zu verschaffen, welche nöthig sind, diese gemeinen Sachen auszudrücken.

Aber die andern, die bey ihren Fehlern unglücklich sind, sind nicht so beschaffen. Sie haben zwar Einsicht gnug; sie ist aber sehr dunkel. Sie haben einen Begriff von dem, was wahr und gut ist; sie stellen es sich aber nur auf eine verwirrte Art vor. Wenn sie sich also ausdrücken sollen; so geschieht es, daß, weil ihnen ihr Reden nicht Zeit läßt, auf die eigentlichen Worte und Ausdrücke zu denken, sie sich genöthigt sehen, es darauf ankommen zu lassen, die ersten, die ihnen einfallen, zu nehmen, und mehrentheils drücken sie nichts weniger aus, als was sie in den Gedanken haben.

Es sind also die rechten verständigen Leute diejenigen, die nur einen Verstand haben, der aber richtig ist, und sich die Sachen geschwind und deutlich gnug vorstellt, um sie so gleich auf eine angenehme Art ausdrücken. Die glücklichen Thoren sind die,

so

so auch nur einen Verstand haben, und welche Thorheiten vorbringen, ohne es wahrzunehmen.

Aber diejenigen unter ihnen, die einen doppelten Verstand haben, sind nothwendig unglücklich, weil sie ihre Fehler einsehen. Und man kann sagen, dieser doppelte Verstand mache, daß sie den Thoren als Thoren vorkommen, aber nicht den klugen und verständigen Leuten, weil die einen nur ihre Fehler sehen, die andern hingegen das, was sie gutes an sich haben, mehr wahrnehmen.

LXIII.

Halbkugel, die das Gesicht einschränkt.

Wenn man auf dem Felde geht; so wird das Gesicht durch einen gewissen Zirkel eingeschränkt. Man mag immerhin ein Stücke weiter fortgehen, der Zirkel geht eben so fort, wie wir fortgehen, und man sieht allzeit denselben Raum vor sich. Die Kinder bilden sich ein, wenn sie weiter giengen, so würden sie endlich an das Ziel dieses Zirkels kommen, aber kluge Leute lachen über ihre Einfallt. Eben so bilden sich auch die Ehrgeizigen ein, wenn sie in einen gewissen Stand gekommen wären, so würden sie weiter nichts wünschen; aber sie betriegen sich, wie die Kinder. Der Zirkel wird zurück weichen; sie werden immer neue zu erlangende Größen vor sich sehen, und sie werden glauben, sie könnten sie erlangen. Wenn man aber den Ehrgeiz in einem ieden Theile der Zeit betrachtet; so wird er, wie ich bereits gesagt habe,

wie unser Gesicht, von einer gewissen Halbkugel eingeschränkt.

LXIV.

Eingebildete Wirklichkeiten.

Eine gute Wohnung, schöne Gärten, ein großes Gefolge, und Gemälde haben, ein Fürst seyn, scheinen denen, die sie nicht haben, Güter und große Güter zu seyn. Fraget aber einmal die, so sie besitzen, ob sie das Vergnügen dieser Dinge recht fühlen und empfinden; so werden sie euch antworten, nein. Ich habe Prinzessinnen gesehen, die in zehn Jahren nicht einmal in einen schönen Garten giengen, den sie hinter ihrem Hause hatten.

Daß sich kleine Leute und diejenigen, welche in kleine Zirkel eingeschlossen sind, in dem Urtheile, welches sie von größern Zirkeln fällen, irren, kömmt daher, weil sie von denselben nach den wahren Gütern, dem wirklichen Vergnügen, und den wirklichen Vorzügen urtheilen, und diese Vorzüge nach den Begriffen, die sie sich davon machen, und nicht nach der Wirklichkeit dieser Dinge, abmessen. Was für ein Vergnügen bildet sich nicht ein armes Fräulein auf dem Lande, das nur mit einem Esel fährt, ein, eine Gutsche, schöne Häuser, ein großes Gefolge zu haben, geehrt zu werden, und zu sehen, daß ihr iedermann Platz macht? Gewiß, wenn man dieses Fräulein mit diesen Begriffen in den Stand der Prinzessinnen, und in den Genuß aller dieser Vorzüge versetzte;

seßte; so würde sie nicht glauben, daß man zu ihrem Glücke noch etwas hinzusetzen könnte. Man lasse sie aber eine Zeit lang darinnen; so wird man sehen, daß diese Vorstellung abnehmen, und ihr weiter nichts übrig bleiben wird, als die Wirklichkeit dieser Güter, welches eben nichts großes und wichtiges ist. Und alsdenn wird sie sich andere nichtige Vorstellungen machen, mit welchen sie ihr Glück und ihr Unglück verbinden wird, indem sie gegen alle Güter, die vorhero den höchsten Grad ihrer Wünsche ausgemacht hatten, gleichsam unempfindlich wird.

Die Zufriedenheit oder das innerliche Vergnügen, kömmt eben so wohl von Wirklichkeiten, als von Hirngespinnsten her. Wenn es von Wirklichkeiten herkömmt; so ist es vernünftiger. Kömmt es aber von Hirngespinnsten her; so ist es nicht so vernünftig. Aber die Verschiedenheit dieser Dinge ändert das gegenwärtige Glück oder Unglück des Zustandes nicht. Wer gemächlicher lebt, aufgeräumter und fröhlicher ist, scheint glücklicher zu seyn, wenn auch gleich seine Freude von einer eiteln Einbildung herrührte.

Dieses giebt zu erkennen, daß, wenn man die Stände nach den wirklichen Gütern beurtheilt, man sehr unrecht davon urtheilt, weil man nicht bedenkt, daß die Menschen das Geheimniß gefunden haben, fast alle ihre Güter und Uebel von eiteln Einbildungen und Hirngespinnsten abhängen zu lassen. Und so muß man nicht nur die wirklichen Vorzüge eines

ieden Standes, sondern auch die eiteln Einbildungen und Hirngespinnste eines solchen Standes mit einander vergleichen.

Denn derienige, welcher bey dem Genusse größerer wirklicher Güter an eiteln Einbildungen unglücklicher ist, ist schlechterdings unglücklicher, als derienige, der dieser wirklichen Güter und dieser eingebildeten Uebel auf gleiche Weise beraubt ist; weil er weniger vergnügt, trauriger und unruhiger ist, welches weit wahrere und wirklichere Uebel sind, als die Beraubung gewisser menschlicher Güter.

Es ist also kein Zweifel, daß, wenn man verschiedene Stände der Menschen mit einander vergleicht, mit den großen Ständen mehr wirkliche Vorzüge und wirkliche Güter verbunden zu seyn scheinen, als mit den kleinen. Man hat in denselben mehrere Gemächlichkeiten und mehr körperliches Vergnügen, oder kann es doch wenigstens weit eher und leichter haben. Und ich halte dafür, daß, wenn es möglich wäre, daß ein Prinz ein Weltweiser wäre, er etwas glücklicher seyn würde, als ein anderer.

Man muß aber dabey nicht stehen bleiben, sondern zuvörderst voraussetzen, daß die, welche solche Güter genießen, unempfindlich gegen sie werden, und daß diejenigen, welche sich in diesem Stande befinden, andere Güter haben, in deren Besitz sie ihre Glückseligkeit gesetzt, und daß sie sich gewisse Uebel erdichtet haben, in welche sie das größte Unglück setzen.

Nach-

Nachdem sie diese Güter und diese Uebel vorausgesetzt; so haben sie gewisse Gesetze und Regeln gemacht, nach welchen sie sich für glücklich oder für unglücklich halten. Ich will einige davon anführen.

Wer, auch so gar durch eines andern sein Verschulden, dieser eingebildeten Güter beraubt ist, ist unglücklich, und soll sich betrüben, und wenn er sich auch gleich in dem Besitze aller andern wirklichen Gütern befände. Dieser Regel zu Folge wird ein grosser Feldherr, und wenn er auch gleich in seinem Hause noch so gut und gemächlich lebte, unglücklich seyn, wenn man ihn aus Neid, oder einer andern Ursache, nicht zum Oberbefehlshaber eines Kriegsheers macht, wobey er sich doch unzähliger Gefahr aussetzen würde.

Die zweyte Regel. Ein Mensch ist unglücklich, wenn sich iemand, der ihm gleich ist, über ihn hinaufschwingt, weil ihn iederman in diesem Stande der Erniedrigung sieht, und ihn nun nicht so hoch schätzt, als er ihn vorhero schätzte.

Vermöge dieser Regl wird sich ein Fürst für elend halten, wenn sich ein Fürst aus einem andern Hause, dem er den Rang mit Recht streitig machen konnte, über ihn erhebt, weil er mehr Unterstützungen, mehr Güter, und mehr Mittel sich zu erhalten haben wird.

Die dritte Regel ist: Wenn man den Ruhm eines herzhaften Mannes behaupten, und den auch so gar unrechtmäßigen Verdacht, daß man ein Pol-

kron sey, von sich ablehnen will; so muß man auf alle wirkliche Güter Verzicht thun, sein Vermögen, seine Ruhe und sein Leben in Gefahr setzen, und unzählige unnütze Beschwerlichkeiten erdulden. Dieser Regel zu Folge muß man sich in einen Zweykampf einlassen.

Diese Regeln sind in diesem großen Zirkel festgesetzt. Ob sie gleich falsch und lächerlich sind; so werden sie doch von dem großen Haufen dergestalt gebilligt, daß der menschliche Verstand fast nicht im Stande ist, sich vor dem Eindrucke, den sie machen, zu verwahren. Und wenn man sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat; so nehmen sie ihn dergestalt ein, daß sie alle Gedanken und Meynungen, so damit übereinstimmen, hervorbringen.

Darum wird kein Gesetz so genau beobachtet, als diese.

LXV.

Sachen, die einander entgegen stehen.

Der Mensch kann sich, wegen der Aenderung seiner Einbildungskraft, über Sachen, die einander ganz zuwider sind, freuen und betrüben, so daß dieselben Sachen der einen ihr Glück und der andern ihr Unglück ausmachen, und zu verschiedenen Zeiten das Glück und Unglück einer und derselben Person ausmachen können. Es ist ein großes Vergnügen, in Gesellschaft zu seyn, und es ist auch eins, ganz allein zu seyn. Die einen ergötzt das Getöse, und andern

scheint

scheint nichts angenehmer zu seyn, als eine vollkommene Stille.

Nichts ist der Eigenliebe angemessener, als seine Fehler zu verhölen, und das Bekenntniß, so man davon ablegt, ist für einige etwas so unangenehmes, daß sie es als eine schreckliche Strafe und Marter ansehen. Die Einbildungskraft kann sich indessen so drehen und wenden, daß dasienige, was für die einen eine Marter ist, für andere eine Erleichterung wird, und ich zweifle nicht, daß die mehresten Frauenzimmer nicht ein Vergnügen daran finden.

Der Mensch ist von Natur geneigt, sich durch das Bekenntniß seiner Fehler eine Erleichterung zu verschaffen; und wenn man nur einen liebreichen und geschickten Beichtvater antrifft, so wird diese Handlung weit leichter, als beschwerlich.

Es ist etwas unangenehmes und beschwerliches, zu sagen, daß man arm und von geringer Herkunft ist. Es trägt sich indessen zu, daß man es bisweilen mit Vergnügen thut, und sich eine Ehre daraus macht, es zu gestehen.

Es ist ein Vergnügen, zu schreiben, und eins, nicht zu schreiben. Es ist eins, bekannt zu seyn, und auch eins, unbekannt zu seyn.

LXVI.

Aus der Hoffart entstehende Demuth.

Keine Eigenschaft ist demüthigender, als die Hoffart und die Eitelkeit. Diese Eigenschaft soll

machen, daß vor unsern Augen alles gute, so wir an uns haben, verschwindet; denn vor Gott hat sie es vielleicht vernichtet. Ueberdieses zieht sie, ich weis nicht wie, die Verachtung oder Gleichgültigkeit anderer zu, welche eine der größten, aber auch zu gleicher Zeit nützlichsten Demüthigungen ist, die man in der Welt haben kann. So kann die Demüthigung aus der Hoffart entstehen, wenn man nur ihre Folgen in Demuth annimmt.

LXVII.

Ein Haufe menschlicher Güter ist bey einem einzigen Fehler hinlänglich, iemanden unglücklich zu machen.

Ich habe mit Vergnügen an einer gewissen Person gesehen, daß eine hohe Geburt, ein großer Verstand, alle Vorzüge des Leibes und des Glücks, die Gesundheit, eine angenehme Sprache, Ehre und Ansehen, die Gottesfurcht, und viele andere große Eigenschaften zusammen weiter auf nichts hinausliefen, als ein Frauenzimmer unglücklich zu machen, weil sie diese Güter nicht empfand, und ihr Verstand aufgelegt war sich zu martern; und daß hingegen eine andere Person, ohne etwas von diesem allen zu haben, einen vollkommenen Frieden und Ruhe genoß.

LXVIII.

Zärtlichkeit kömmt von Schwachheit her.

Man kann einen sehr richtigen, sehr vernünftigen, sehr angenehmen, und doch zu gleicher Zeit sehr

schwachen Verstand haben. Die allzugroße Zärtlichkeit des Verstandes ist eine Art von Schwachheit. Man empfindet die Sachen lebhaft, und unterliegt dieser so lebhaften Empfindung. Es giebt Leute, die allenthalben Schmerzen empfinden.

LXIX.

Immer bereit seyn, zur Beichte zu gehen.

Man sollte alle Stunden fertig und bereit seyn, zur Beichte zu gehen, weil man sich immer untersuchen, und ein wachsames Auge auf sich haben sollte. Die Zeit, die man, sich zu untersuchen, anwendet, ist ein Zeichen unserer Nachläßigkeit und unsers unordentlichen Lebens. Es ist kein gutes Zeichen, wenn man nicht weis, was man seinem Beichtvater sagen soll, wenigstens wenn man nicht gar zu oft mit ihm redet.

LXX.

Mittel, immer von etwas zu reden zu haben.

Wem es niemals an Materie von etwas zu reden oder zu schreiben mangeln soll, der darf sich nur selbst untersuchen, und die Bewegungen, die er an sich wahrnehmen wird, zur Materie nehmen; er wird so sonderbare bemerken, daß er immer damit zu thun haben wird, sich von seinem Elende zu überzeugen, sich zu bestreiten, und über sich selbst zu lachen.

LXXI.

Was man bey den unrechtmäßigen Bewegungen zu thun hat.

Der erste Entschluß, den man fassen muß, wenn man

man eine unrechtmäßige Bewegung des Verdrusses, der Eifersucht und des Neides bey sich verspürt, ist, nachdem man einen Blick nach Gott gethan hat, äusserlich nichts davon merken zu lassen, und so gar eine gegenseitige Wendung zu nehmen, als z. B. gegen diejenigen, die uns verdrüßlich gemacht haben, offenherzig und aufrichtig zu thun.

Dieser Entschluß ist um so viel nöthiger, weil es sich oftmals zuträgt, daß, bey der geringsten Gelegenheit, das Mißvergnügen öffentlich ausbricht, und sich zur Unzeit zu erleichtern sucht. Man weis Mittel zu finden, gewisse Vorwürfe zu machen, mit welchen wir zufrieden sind.

LXXII.

Je mehr man überzeugt ist, daß man Gottes Verhalten nicht kenne, desto mehr kennt man Gott.

Als Job die Verwegenheit seiner Freunde, welche gerade heraus sagten, die vielen Widerwärtigkeiten, die ihm begegneten, wären eine Wirkung des göttlichen Zorns über seine Sünden, widerlegen und zeigen wollte, daß er die Geheimnisse der Vorsehung besser einsehe, als sie, so sagte er diese merkwürdigen Worte zu ihnen: Ab omnipotente non sunt abscondita tempora; qui autem noverunt eum, ignorant dies illius: Die verschiedenen Zeiten sind den Menschen von dem Allmächtigen nicht verborgen worden; aber die, so ihn kennen, kennen seine

seine Tage nicht. Job. 24, 1. Er führt also zum Beweise, daß er Gott kenne, dieses an, daß er seine Tage, das heißt seine Absichten, und die geheimen Triebfedern seiner Vorsehung, nicht wisse und kenne. Dieienigen, welche sagen, sie wüßten sie, kennen ihn nicht; und die, welche einsehen, daß es ihnen unmöglich ist, sie zu wissen, geben dadurch zu erkennen, daß sie ihn kennen, weil sie an den Tag legen, daß sie einen weit größern Begriff von der Unendlichkeit der Rathschläge Gottes, und von dem Abgrunde seiner Weisheit haben.

Dieser Ausspruch soll also allen verwegenen Gedanken und Worten Einhalt thun, vermöge welcher wir bisweilen vorgeben, Gott thue etwas zu dem und ienem Ende; er strafe diesen um dieser und iener Sünde willen; er kröne ienen wegen seiner guten Werke; seine Absicht sey, aus dem, was er geschehen läßt, diese und iene Wirkung hervorzubringen; gewisse Sachen wären schädlich, und andere hingegen nützlich; gewisse Sünden würden in diesem Leben bestraft; er mache seine Wahrheit durch gewisse Mittel frey.

Mich dünkt, gewisse Leute richten sich nicht nach dieser Regel, wenn sie gerade heraus sagen, man werde sich durch menschliche Mittel, durch Unterhaltungen, durch die Gunst und den Beystand der Mächte, niemals aus einer Sache heraus wickeln. Denn Gott verbirgt bisweilen sein Verhalten unter

solche

solche Mittel. Wer würde sie versichern können, daß er dieses Mittel nicht erwählen werde.

LXXIII.

Gottes Heimsuchung.

Es giebt eine Zeit, die wir wissen sollen, und eine andere, die uns unbekannt seyn soll. Die Zeit, da uns Gott heimsucht, sollen wir wissen: Si cognovisses tempus visitationis. Luc. 19, 24. Das heißt, wir sollen hören, was er uns ietzo vermittelst aller der Arten, vermöge welcher er mit uns redet, als z. B. durch die Widerwärtigkeiten, durch die Geschöpfe, durch die Obern, durch die Feinde sagt. Aber die Zeiten sollen uns unbekannt seyn, die Gott seiner Macht vorbehalten hat. Es kömmt euch nicht zu, sagte Christus zu seinen Aposteln, die Zeiten und Augenblicke zu wissen, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat. Apostelg. 1, 7.

LXXIV.

Vermehrung dessen, was von dem Geiste Gottes ist gesagt worden.

Es ist etwas wunderbares, daß ein einziges von dem Geiste Gottes gesprochenes Wort weit größere Wirkungen hervorbringt, und sich durch Früchte, die es Gott bringen läßt, gewissermaaßen noch weit mehr vermehrt, als die größten Reden, ob sie gleich nützlich und voll guter Sachen sind. Was wissen

wir

wir von dem, was die h. Elisabeth geredet hat? Drey oder vier Worte, die einen Theil des englischen Grußes ausmachen, und diese drey oder vier Worte vermehren sich durch den Gebrauch der Gläubigen, und die Früchte, die sie Gott bringen läßt, alle Tage unendlich.

LXXV.

Der menschliche Verstand ist eingeschränkt, und handelt unrecht.

Die Menschen bestehen aus guten und bösen Eigenschaften; und wer die einen wie die andern ansähe, würde seine Hochachtung und Neigung nach allen diesen Eigenschaften zusammen einrichten. Aber der menschliche Verstand ist so eingeschränkt, daß er sich gemeiniglich nur mit den einen oder den andern beschäftigt; und bey dieser Wahl leitet und führt ihn gemeiniglich die Eigenliebe. An denen, die uns lieben, und welche ihre Hochachtung und ihr Vertrauen gegen uns an den Tag legen, sehen wir nur ihre guten Eigenschaften; wir stellen sie uns lebhaft vor, weil sie die Eigenliebe nahe herbeybringt, und sie uns vor die Augen stellt. Was aber ihre Fehler betrifft, so sehen wir sie entweder gar nicht, oder doch nur auf eine schwache und matte Art vom weiten.

Wenn uns aber iemand etwas zuwider gethan hat; so entfernen sich alle diese guten Eigenschaften aus unsern Augen, und seine Fehler nähern sich ihnen. Dieienigen, welche wir kaum gewahr werden, kommen uns unerträglich vor. Sie gleichen den Li-

nien,

nien, welche die Züge kenntlich machen, die man vorher nicht sah.

Wie groß ist also die Gefahr derer, die verbunden sind, von andern Urtheile zu fällen, von welchen ihr ewiges Glück oder Unglück abhängt? Wie sehr sollen sie sich vor diesem Betruge der Eigenliebe fürchten, und hingegen andern wegen dieser Eindrücke gewogen seyn? Wird iemand viel Hochachtung, Zutrauen, Liebe und Neigung gegen sie blicken lassen; so wird dieses ihnen die Augen aufthun, um alles, was sie gutes an sich haben, zu sehen, und alles, was sie böses an sich haben, wird es vermindern.

LXXVI.

Zurückhaltung, oder frostiges Bezeigen.

Die Zurückhaltung ist ein ziemlich beträchtlicher Fehler, weil sie die Schwachen von uns entfernt, und die mehresten Christen schwach sind. Sie verschleußt das Herz von ihnen, und setzt außer Stand, ihnen zu dienen. Man muß sie also zu vermeiden suchen. Wenn man sie aber vermeiden will; so muß man sie kennen, und mit Grunde ein Betragen annehmen, das demienigen ganz zuwider ist, zu welchem uns unsere Neigung antreiben würde.

Wenn die Zurückhaltung kein Mangel wahrer Liebe ist; so ist sie doch wenigstens ein Mangel scheinbarer Liebe, welcher macht, daß man gegen dieienigen, mit welchen man umgeht, kein Merkmaal der

Neigung

Neigung und Hochachtung von sich blicken läßt. Man nimmt sich niemals einer von ihren Sachen an. Man giebt nicht zu erkennen, daß man an dem, was ihnen gutes und böses begegnet, einigen Antheil nähme. Man redet mit ihnen, als wenn man mit Leuten redete, die aus einer andern Welt gekommen wären. Man giebt sich keine Mühe, sich dankbar gegen sie zu erzeigen. Man beobachtet die Pflichten der Höflichkeit auf eine so frostige Art, daß das Herz dabey erkaltet. Man giebt auf keine Art zu erkennen, daß man sich mit ihnen etwas zu schaffen mache, oder von dem, was von ihnen herkömmt, etwas billige. Wenn man einige Ursache zu haben glaubt, sich über sie zu beklagen; so beklagt man sich gegen einen ieden; nur gegen sie selbst nicht, gleich als ob man sie nicht für würdig hielte, sich mit ihnen einzulassen. Hegt man von etwas eine andere Meynung, als sie; so redet man mit ihnen niemals davon, sondern ist nur überaus zurückhaltend gegen sie. Man giebt zu erkennen, daß man gar sehr geneigt sey, das Böse zu glauben, und nicht gar zu geneigt, das Gute zu glauben. Man ist zurückhaltend, und in sich selbst eingeschlossen, ohne sich iemals gegen sie in etwas herauszulassen.

Die argwöhnischen und mißtrauischen Leute sind gemeiniglich zurückhaltend, weil sie von allem, was sie sagen, immer etwas übels befürchten. Sie halten also an sich, und sind wider die Menschen immer auf ihrer Hut, indem sie gar zu sehr nach den Buch-

staben beobachten, was in dem Evangelio gesagt wird: Sehet euch vor den Menschen vor: Cavete autem ab hominibus. Matth. 10, 17. Sie bilden sich ein, man werde alles übel anwenden und brauchen. Sie sagen also nichts, und gleichen einigermaaßen den Geizigen, die, aus einer ungewissen Furcht vor Dieben, auch die geringsten Sachen einschließen.

Die vorgefaßten Meynungen sind auch eine gar gewöhnliche Quelle der besondern Zurückhaltung gegen gewisse Personen. Man macht sich oftmals nach ganz geringen Zeichen Begriffe von ihnen, und bleibt hernach hartnäckiger Weise daran hängen. Und wenn man mit ihnen redet; so thut man es, indem man sich nach dem Begriffe und der Vorstellung, die man sich gemacht hat, richtet. Daher kömmt es denn nothwendig, daß man das, was sie sagen, nicht einsieht; daß man sie nicht versteht, und von ihnen nicht verstanden wird, welches eine unangenehme Unterredung macht; weil das angenehme und anmüthige der Unterredung in der Uebereinstimmung der Gesinnungen des Verstandes und der Bewegungen des Herzens besteht.

Diese Zurückhaltung ist dem zuwider, was von Christo in dem Evangelio gesagt wird: Das verstossene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das noch rauchende Dacht nicht ganz auslöschen: Arundinem quassatam non confringet, & linum fumigans non extinguet. Matth. 12, 20.

Sie

Sie ist der Gütigkeit und Leutseligkeit des Heilandes zuwider, die allen Menschen erschienen ist: Benignitas & humanitas apparuit Salvatoris nostri Dei. Tit. 3/4.

Bey hohen und erhabenen Personen, ist sie ein noch größerer Fehler, weil sie des Stolzes und der Verachtung wegen verdächtiger ist.

Sie ist der Liebe zuwider. Denn wenn wir die Leute nicht zufrieden stellen können, indem wir ihnen, was sie bitten, gewähren; so wollen wir sie doch wenigstens zufrieden stellen, indem wir Neigung und Liebe gegen sie blicken lassen. Si non potes, affabilem te præsta. Wenn wir ihnen nicht dienen; so wollen wir ihnen doch wenigstens nichts zu Leide thun.

LXXVII.

Man soll die zurückhaltenden Personen ertragen.

Die christliche Tugend soll darinnen bestehen, daß man die Zurückhaltung an sich meidet, an andern erträgt, und ihr so gar, so viel man kann, abhilft.

Um die Zurückhaltung an andern desto eher zu ertragen, muß man bedenken, daß es unbillig ist, die Leute nur in Absicht auf uns, und noch dazu nur nach unnützen Zeichen der Zuneigung zu lieben. Es ist iemand zurückhaltend; er giebt euch aber einen guten Rath, wenn ihn darum bittet. Er ist zurückhaltend, aber bereit, sein Leben und seine Gesundheit in

Gefahr zu setzen, um euch in der Noth wirklich beyzustehen. Er wird von göttlichen Sachen lebhaft gerührt; er ist großmüthig, standhaft, geduldig; ist es nicht Niederträchtigkeit, wegen der zärtlichen Neigung, die wir zu nichtigen Dingen haben, so viel wahrhaftig große Eigenschaften nicht einzusehen?

Aus zurückhaltenden, aber tugendhaften Personen, sollen wir etwas besonderes machen, weil sie uns Gelegenheit geben einzusehen, ob wir Gott oder uns selbst in andern lieben. Diese so zärtlichen und so liebreichen Personen machen oftmals, daß wir uns betriegen. Wir glauben die Tugend in ihnen zu lieben, und lieben doch nur unsere eigene Zufriedenheit.

Der h. Augustinus sagt, als man die Blutzeugen in dem schrecklichen Zustande liebte, in welchen sie ihre zerfleischten Glieder versetzten; so konnte nur die Schönheit der Gerechtigkeit diese Liebe verursachen. Eben so verhält es sich mit den zurückhaltenden Personen. Wenn man sie liebt; so kann man gewissermaaßen versichert seyn, daß man Gott und die Gerechtigkeit liebt.

LXXVIII.

Von der Unterredung.

Die Unterredung ist nützlich, sich zu erholen und zu unterrichten. Die bloß innerlichen Gedanken sind nicht fühlbar gnug. Diejenigen, deren Gedanken lebhaft gnug sind, haben die Unterredung nicht gar zu nöthig, es müßte denn seyn, um sich zu erholen.

Ob man gleich mit sich selbst redet, so redet man doch besser, wenn man mit andern redet. Die Verbindlichkeit, sich vornehmlich auszudrücken, macht, daß sich der Verstand angreift; die Gegenwart des Zuhörers ermuntert ihn; er handelt weit lebhafter, und folglich weit angenehmer. Die Anwesenheit eines andern macht, daß man an verschiedene Sachen denkt, an welche man nicht denken würde. Sie veranlaßt Gedanken, und unterhält sie.

Die Unterredung ist gefährlich, weil sich unter denen, mit welchen man redet, viel verderbte Leute befinden. Sie ist eine Aushauchung solcher Personen, welche die Pest haben, und sie uns mittheilen.

Der Verstand wird durch die Ueberredung besser, als durch eine iede andere Sache gebildet. Was man liest, vergißt man. Man weis es nur, wenn mans gesagt hat. Es werden viele gefunden, die an den Oertern, wo man die Leute mit Fleiß bildet, nichts gelernet haben, welche sich aber in der Welt bilden, und fast nicht mehr kenntlich sind. Der Verstand reißt sich daselbst los, er entwickelt sich, und beschäftigt sich mit etwas.

Die Unterredung macht einen beträchtlichen Theil des Lebens aus. Sie stiftet und trennt die Freundschaften. Sie ist das vornehmste Mittel andere zu erbauen, oder zu ärgern. Sie ist eine allen Gläubigen gemeine Materie, den Nächsten zu erbauen. Sie ist eine Liebe, die immer fertig und bereit ist, und nichts kostet.

Was würde glücklicher seyn, als die Gesellschaft der Menschen, wenn alle ihre Unterredungen erbaulich wären. Man kann auf vielerley Art erbauen, ohne daß es scheint, als ob man predigte. Man erbaut, indem man die Meynungen und Bewegungen an den Tag legt, die man von allen vorkommenden Sachen haben soll. Man erbaut, indem man den Nächsten entschuldigt. Man erbaut, indem man sich mäßigt, wenn andere ungeduldig werden. Es ist nur eine Person, welche predigt, und sie thut es nur zu gewissen Stunden und Tagen. Statt eines Predigers giebt es hundert tausend Leute, die mit einander reden. Selbst die Prediger wenden statt einer Stunde, die sie zum predigen anwenden, deren tausend an, sich zu unterhalten.

Die Unterredung muß allzeit einen vernünftigen Zweck haben. Der vernünftige Zweck ist, von der Unterredung des Nächsten Nutzen zu haben, oder ihm zu dienen.

Der Zweck, sich oder dem Nächsten eine Erleichterung zu verschaffen, kann von der Liebe herkommen, wenn man die nöthigen Gränzen nicht überschreitet. Dieses kann die angenehmen Reden rechtfertigen, dergleichen die Reden von natürlichen Dingen, von öffentlichen Nachrichten und Neuigkeiten sind. Wenn man solche Unterredungen aus Gründen und Liebe anfängt; so können sie gut werden. Man muß aber hierzu Leute aussuchen, die lange Weile haben, und bedürfen, daß man sie ihnen vertreibt,

nicht

nicht aber solche, die zu thun haben. Man muß die Zeit mit solchen Sachen nicht nur die Priester, sondern auch einen ieden, der sie wirklich anwendet, nicht verderben lassen.

Wenn ihr schwach seyd, und die Einsamkeit in eurem Hause nicht ausstehen könnet; so könnet ihr euch vielleicht einige Erleichterung verschaffen, wenn ihr einige Besuche abstattet; hütet euch aber, daß ihr denen, bey welchen ihr sie ableget, nicht gar zu beschwerlich werdet. Ein Mensch, der sich selbst zur Last ist, ist eine große Bürde; er soll sie also wenigstens theilen, indem er sie einem von seinen Freunden nicht ganz auflegt. Man soll bedenken, daß es ein solcher Mensch vielleicht nicht so nöthig hat, als wir es haben, und daß er seine Zeit nützlich anwenden kann.

Die mehresten Besuche sind nichts anders, als Erfindungen, die Last von sich selbst, die man nicht ertragen kann, einem andern aufzubürden.

Es ist eine der größten Schwachheiten der Menschen, daß sie nicht allein bleiben können. Dieses macht, daß wir von einem ieden abhängen; es macht einen andern zum Herrn von unserer Ruhe; es nöthigt, die Erholungen durch unzählige Dienste zu erkaufen, und macht uns zu vielen Sachen ungeschickt.

Ich weis nicht, woher es kömmt, daß sich die Prediger in Ansehung ihrer langen Predigten, und die Schwätzer in Ansehung ihrer langen Besuche nicht

ändern. Ist es nicht die Eitelkeit, die sie betriegt? Da sie mit dem, was sie sagen, zufrieden sind; so denken sie, andere wären es auch.

Wer ein wenig Geschicklichkeit besäße, würde eine iede Unterredung so einzurichten wissen, daß er und andere Nutzen davon hätten. Man würde die Rede leicht auf eine Materie lenken können, von welcher man Nutzen hätte, wenn man nicht lieber andere, als sich, unterrichten wollte.

Wenn man mit iemanden redete, der eine gewisse Sache oder Handthierung gut verstünde; so würde man nicht über Mangel an Materie klagen dürfen; denn man dürfte nur von seiner Handthierung mit ihm reden. Es ist gut, von allen Sachen etwas zu lernen, vornehmlich wenn man nichts bessers zu thun hat.

Man muß bey der Unterredung die Absicht haben, andern nützlich zu werden, und von andern Nutzen zu haben. Der erlaubte Zeitvertreib, den man sich und andern verschafft, ist eine Art von Gewinn und Nutzen. Wenn man von andern Nutzen haben will; so muß man mit ihnen von den Sachen reden, die sie wissen und verstehen; z. B. mit einem Menschen, der gereist ist, von den Reisen, mit einem Geschichtskundigen von den Geschichten, mit einem Critiker von der Critik, und mit einem Arzte von der Arzneywissenschaft. Es ist zu dem Ende gut, wenn man vorher sieht, daß man genöthigt

seyn

seyn werde, mit iemanden zu reden, eine Menge Fragen vorräthig zu haben, die man an ihn thun kann.

Wer sich so viel Mühe gäbe, als er sich geben sollte, sich alle Sache zu Nutze zu machen, der würde bey der Unterredung wenig Leute antreffen, von welchen er nicht etwas lernen könnte. Es sind allezeit Menschen, und die Handlungen des menschlichen Verstandes sind immer bewundernswürdig. Sie haben ihre Leidenschaften, diese Leidenschaften beschäftigen sie. Gewisse Sachen sehen sie, andere aber nicht. Es ist angenehm, die Gränzen und den Zirkel, in welche der Verstand eines ieden eingeschlossen ist, zu sehen. Bey den einen ist der Zirkel kleiner, bey den andern größer; in Ansehung aller aber ist er sehr klein.

Ein Engel, dem die Gränzen bekannt sind, in welche der größte menschliche Verstand eingeschlossen ist, wundert sich, daß sie so enge sind. Glaubt man wohl, daß ein Fürst, dessen Ruhm sich über den größten Theil des Erdbodens ausgebreitet hat, oder ein Staatsminister, der die Angelegenheiten eines ganzen Königreichs in seinem Kopfe zu haben scheint, einen sehr ausgebreiteten Verstand hat? Alles dieses ist gar sehr eingeschränkt und abgekürzt. Die Könige haben nur eine gewisse Anzahl Leute in den Gedanken, die sie kennen, und in Ansehung welcher sie sich hervorthun wollen; und diese Leute sind in gar geringer Anzahl, numerabiles; das übrige sehen sie nur in einer gewissen Verwirrung.

LXXIX.

Es ist gut, sich über die bevorstehenden Widerwärtigkeiten zu betrüben.

Es giebt Leute, die sich gar wenig vor den zukünftigen Widerwärtigkeiten und Ungemächlichkeiten fürchten. Denn weil sie geneigt sind etwas gutes zu hoffen; so setzen sie gar leicht voraus, daß jene niemals kommen werden. Und wenn diese Widerwärtigkeiten gekommen sind, so betrüben sie sich gar wenig darüber, weil sie glauben, es könne ihnen nicht abgeholfen werden, und sagen, es hülfe nichts, daran zu denken, oder sich darüber zu betrüben.

Diese Denkungsart scheint bequem zu seyn, und dennoch kann sie uns zu sehr großen unvorsichtigen Handlungen verleiten. Der Schmerz der Seele ist eben so nützlich, als der Schmerz des Leibes. Denn gleichwie uns die Natur durch den leiblichen Schmerz von Sachen abhält, die unserem Leibe schaden können; also ist auch der Schmerz der Seele gut, uns anzutreiben, dasjenige, was ihn verursacht, zu unterlassen, wenn man es zu thun Gelegenheit hat.

Wenn es also geschehen ist, daß man sich aus Unvorsichtigkeit in eine schlimme Sache eingelassen hat; so halte ich nicht dafür, daß es gut sey, nicht daran zu denken, und die unangenehmen Dinge, die wir uns zugezogen haben, mit gleichgültigen Augen anzusehen. Denn wenn man nur nicht gar zu sehr ausser sich kömmt; so ist es vielmehr gut, die üblen

Wirkungen unserer Unvorsichtigkeit einzusehen und zu empfinden. Da diese Empfindung einen lebhaften Eindruck in die Seele macht; so läßt sie uns aus unserer Unvorsichtigkeit den Nutzen ziehen, daß wir uns mit starken und festen Entschließungen wider solche Ungemächlichkeiten waffnen.

Der Nutzen der Fehler ist, uns wider diejenigen, die uns dazu verleitet haben, zu waffnen und zu sträuben, und ie mehr wir daran denken, desto mehr bringen sie diese Wirkung hervor.

LXXX.

Unvorsichtige Leute sind bisweilen klüger, als diejenigen, die keine Fehler der Unvorsichtigkeit begangen haben.

Man sagt bisweilen, gewisse Leute wären nicht gar zu klug, weil sie einige Fehler der Unvorsichtigkeit begangen haben; andere werden hingegen für klug gehalten, weil sie dieselben vermieden haben. Aber diese Urtheile können falsch seyn. Denn wenn diejenigen, die diese Fehler begangen, den Nutzen daraus gezogen, den sie daraus ziehen sollen; so sind sie um so viel klüger gewesen, ie unvorsichtiger sie gewesen sind; und oftmals kann man dagegen andere der Unvorsichtigkeit um so viel mehr beschuldigen, weil sie den Schaden derselben weniger eingesehen haben, und sich auf ihre Klugheit mehr verlassen.

LXXXI.

LXXXI.

Sich an bösen Beyspielen erbauen.

Da die bösen Beyspiele so gemein, und die guten so selten sind; so müssen sich diejenigen, die sich nur an den guten erbauen, selten erbauen, und hingegen sehr oft geärgert werden.

Damit es niemals an Gelegenheiten sich zu erbauen mangeln möchte; so würde man lernen müssen, sich an bösen Beyspielen zu erbauen. Denn an diesen hat man niemals einen Mangel, da es hingegen oftmals an guten mangelt.

Wir würden es thun, wenn wir klug wären, und eben so sehr für unsere Seelen sorgten, als wir für unsere Leiber sorgen. In den Spitälern und durch die Besuchung der Kranken lernt man die Natur der Krankheiten, und die Mittel, sie zu heilen, kennen, und man lernt diese Wissenschaft nur auf die Art. Indessen scheint es noch weit leichter und natürlicher zu seyn, die geistlichen Krankheiten zu vermeiden, und sich davon zu befreyen zu lernen, wenn man sie an andern sieht.

Denn es ist, um die Krankheiten des Leibes zu vermeiden, nicht gnug, daß man sie haßt, und einen Abscheu davor hat; und ob wir uns gleich gar sehr vor ihnen fürchten, so sind sie doch deswegen noch eben so ansteckend. Wenn man aber die geistlichen Krankheiten vermeiden, und sich so gar davon be-

freyen

freyen will; so ist es gewissermaaßen gnug, sich vor ihnen zu fürchten, und einen Abscheu davor zu haben.

Die h. Schrift ermahnt uns, uns anderer ihre Fehler zu Nutze zu machen, wenn sie von den Gerechten sagt, sie werden ihre Hände in dem Blute der Sünder waschen, Ps. 57, 11. und wenn sie die Fälle der Gottlosen als einen Bewegungsgrund braucht, die Guten in der Ordnung zu erhalten: Si fornicaris tu, Israel, non delinquat saltem Juda: Wenn du, o Israel, Unzucht treibest; so müsse doch wenigstens Juda nicht sündigen. Osee 4, 15. Und man kann so gar sagen, sie führe die Fehler der Gerechten und die Sünden der Gottlosen nur an, um die einen und die andern zu unserer Erbauung anzuwenden.

Wenn wir von anderer ihren Fehlern den Nutzen nicht haben, den wir davon haben könnten; so kömmt es daher, weil, wenn sie uns angehen, wir dabey mehr auf den Schaden sehen, den sie uns zufügen wollen, als auf denienigen, den sie sich zufügen. Und wenn sie uns nicht angehen; so werden wir an ihnen vielmehr das gewahr, was sie nach der Natur angenehmes, als was sie nach Gott schreckliches an sich haben. Wir halten uns in Ansehung einiger an das, was sie vor der Welt niedertrachtiges und lächerliches an sich haben, um daher Gelegenheit zu nehmen, diejenigen, welche sie begehen,

zu verachten; und in Ansehung einiger anderer bleiben wir bey einem gewissen Scheine der Größe stehen, der sie in unsern Augen erhebt, ob uns gleich das göttliche Gesetz sie zu verdammen heißt. Es erbittern uns also entweder anderer ihre Sünden, oder sie reizen uns, und treiben uns an, entweder den Nächsten zu verachten, oder das Laster hochzuschätzen.

LXXXII.

Heilige schaffen, ob sie gleich nicht gar zu viel wissen, mehr Nutzen, als die Gelehrten, die nicht heilig sind.

Es giebt Leute, die viel besondere Wahrheiten wissen und doch wenig Nutzen schaffen, weil ihr Leben die Heiligkeit nicht einflößt. Und es giebt hingegen andere, denen viel wichtige Wahrheiten unbekannt sind, und welche doch großen Nutzen stiften, weil sie antreiben, sich Gott zu ergeben, und weil ihr Leben die Heiligkeit einflößt.

LXXXIII.

Die christliche Religion verbindet, ohne zu irren, die Gerechtigkeit mit der Macht.

Weil die Menschen die Macht nicht allemal mit der Gerechtigkeit haben vereinigen können; so haben sie die Gerechtigkeit mit der Macht vereinigt, indem sie das stärkste für recht ausgegeben.

So

So lassen alle Könige alle ihre Befehle und Verordnungen für recht halten und ansehen, und die unrechtmäßigen Besitzer der Reiche unterlassen niemals ihren unrechtmäßigen Besitz zu rechtfertigen.

Aber diese Art die Macht zu rechtfertigen, ist oftmals nur eine Wirkung der Schwachheit des menschlichen Verstandes, welcher sich unter das, was ihn unterdrückt, gar zu sehr erniedrigt, und sich von der Macht einen gar zu großen und gar zu vortheilhaften Begriff macht. Denn dieser vortheilhafte Begriff ist Ursache, daß er die andern Begriffe, die etwas vorzügliches in sich enthalten, als der Begriff von der Gerechtigkeit, gar leicht damit verbindet, und sich getraut, den Begriff von der Ungerechtigkeit damit zu verbinden, welcher ein erniedrigender und solcher Begriff ist, der sich mit einer so großen Sache nicht vereinigen läßt.

Es ist indessen nöthig, daß die Gerechtigkeit mit der Macht verbunden ist, sonst würde man sie der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit beschuldigen, welches zu Aufruhre und Empörung Gelegenheit giebt. Der menschliche Verstand kann es nur aus Irrthume thun, indem er für recht hält, was doch nicht recht ist.

Was aber der menschliche Verstand nur aus Irrthume thut, das thut die Religion auf eine vollkommene Art und ohne Irrthum.

Denn sie sagt uns, alle Macht käme von Gott;

die

die Menschen, die sie brauchten, könnten wohl ungerecht seyn, sie wäre aber an sich selbst niemals ungerecht, weil sie allzeit Gott angehörte. Diese Menschen könnten bey ihren grösten und ungerechtesten Gewaltthätigkeiten nur die Vollstrecker der Gerechtigkeit Gottes seyn, der sie als Werkzeuge und Diener brauchte.

Sie giebt also dieser Macht nach, und rechtfertigt sie, weil sie sie nicht als eine solche betrachtet, die den Menschen angehört, sondern von Gott kömmt, und von Gott ist. Es ist also nicht zu verwundern, daß, weil sie die Macht nur Gott zuschreibt, sie die Gerechtigkeit niemals von der Macht trennt.

Dieser Grundsatz der christlichen Religion ist sehr wahr, und so gar ein Glaubensartikel, weil es in der Schrift ausgemacht und entschieden ist, daß alle Macht von Gott kömmt. Non est potestas nisi a Deo, spricht der Apostel Paulus. Röm. 12, 1. Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben worden: Non haberes potestatem adversum me ullam, nisi tibi datum esset desuper, sagt der Lehrmeister des Apostels Paulus; Joh. 19, 12. man muß ihn aber recht verstehen. Denn man muß nicht alles für mächtig halten, was nur mächtiger ist, als wir sind; sondern was ohne uns thun und machen kann, was es will. Wenn uns also ein Fürst, oder ein anderer Oberer, er sey wer er wolle, befiehlt, ihm in einer ungerechten Sache zu gehorchen; so hat er keine Macht über

uns,

uns, weil wir uns weigern können ihm zu gehorchen, und in seine Ungerechtigkeit zu willigen.

Nimmt es uns aber hernach unser Vermögen, unsere Freyheit, unser Leben; alsdenn hat er die Macht, weil er sie uns wieder unsern Willen nehmen kann.

Man muß also bey solchen Gelegenheiten die Wirkungen dieser Macht demüthig und geduldig leiden, und glauben, daß, obgleich die Menschen, welche sie brauchen, ungerecht sind, dennoch derjenige, der sie ihnen giebt, und sich ihrer bedient, gerecht ist. Ein Christ soll überzeugt seyn, daß er nichts unrechtes leiden kann, und er soll bereit seyn, alles, was recht ist, zu leiden. Er versündigt sich an der göttlichen Vorsehung, wenn er sich beklagt, daß man ungerecht mit ihm umgehe; gleichwie er sich augenscheinlich an der Gerechtigkeit versündigt, wenn, indem er gesteht, daß das, was er leidet, recht und billig ist, er sich weigert, es mit Geduld zu leiden.

LXXXIV.

Die christliche Religion giebt ganz allein die Ursache von dem Guten und Bösen an.

Nur die christliche Religion giebt die Ursache an, warum die Guten und Bösen das Gute und Böse gemein haben. Die ganze menschliche Weltweisheit hat nichts davon gewußt, das Christenthum erklärt es ganz vortrefflich. Dieses soll so seyn, wenn man

die Absicht voraussetzt, die Gott hat, die Menschen in diesem Leben zu prüfen, und in einem zu bestrafen oder zu belohnen. S. den h. Augustinus, von der Stadt Gottes, B. 1, Cap. 8.

LXXXV.

Keine Religion hat für die Sitten gesorgt, als die christliche.

Es ist anmerkungswürdig, daß keine Religion für die Sitten der Menschen gesorgt hat, als die christliche, und diejenigen, die nach ihr sind gebildet worden.

Das Heydenthum hatte keine Sittenlehre. Alle Weltweise, die sich eine Religion nach ihrem Sinne machten, machten sich auch eine philosophische Sittenlehre; sie sagten aber nicht, daß sie sie von Gott erhalten hatten. Mahomet hat es gethan, aber indem er der Religion nachgefolgt ist. S. den h. Augustinus, von der Stadt Gottes, B. 2. Cap. 4.

LXXXVI.

Christus ist der einzige Lehrer der Wissenschaft des Heils.

Die Menschen hatten vor Christo vielerley Wissenschaften, aber die Wissenschaft des Heils hatten sie nicht. Christus hat sie auf die Welt gebracht. Ohne ihn hat man nur Wissenschaften, die zum Tode führen.

führen. Gottes Wege heissen Wege der Gerechtigkeit. Er hat mich auf die Wege der Gerechtigkeit geführt. Deduxit me super semitas iustitiæ. Ps. 22, 3. Wege des Friedens, um unsere Füße auf die Wege des Friedens zu richten. Ad dirigendos pedes nostros in viam pacis. Luc. 1, 79.

LXXXVII.

Der Stolz des Menschen macht, daß er die Demuth nöthig hat.

Der Mensch ist so elend, und doch dabey so stolz, daß er den Beystand Gottes nur durch die Demuth erlangen kann.

Custodiens parvulos Dominus; humiliatus sum, & liberavit me: Der Herr bewahrt die Kleinen; ich bin gedemüthigt, und er hat mich erlöset. Ps. 114, 6.

Confiteor tibi, Pater, Domine Cæli & Terræ, quia abscondisti hæc a sapientibus & prudentibus, & revelasti ea parvulis: Ich preise dich, Vater, du Herr des Himmels und der Erde, daß du diese Dinge vor den Weisen und Verständigen verborgen, und sie den Einfältigen und Kleinen geoffenbahrt hast. Luc. 10, 21.

O! wie recht und billig ist es, den Menschen zu demüthigen, und wie anständig ist es Gott, den Demüthigen zu helfen und beyzustehen! Keine andere Secte der Religion oder Weltweisheit hat diese dop-

pelte Gerechtigkeit eingesehen. Wenn sie den Menschen erniedrigt haben; so haben sie es gethan, um ihn in der Niedrigkeit zu lassen, und nicht, um ihm wieder aufzuhelfen.

LXXXVIII.

Zustand der Seele eines großen Sünders.

Eine iede Sünde verfinstert den Verstand, und schlägt dem Herzen eine Wunde, und macht eine Oeffnung in dasselbe, dem Teufel Eingang zu verschaffen. In was für einem Zustande muß sich also eine mit Sünden beschwerte Seele befinden? Man muß sie sich als ein Sieb vorstellen, das voll Löcher ist, durch welche die Teufel frey ein, und ausgehen.

LXXXIX.

Entschuldigung der Soldaten, die in einem zweifelhaften Kriege morden und todtschlagen.

Kann man wohl die Soldaten, die in einen zweifelhaften Krieg gehen, entschuldigen, wenn sie ihre Feinde tödten? Denn da Gott verbothen hat zu tödten, was kann sie von diesem Verbote lossprechen? Der Befehl des Fürsten, sagt man. Wenn aber dieser Befehl nur wahrscheinlicher Weise ein gerechter Befehl ist, sind sie wohl frey von Sünden, wenn sie ein Gebot auf eine wahrscheinliche Befreyung von demselben übertreten?

Wenn man indessen bey diesem Zweifel stehen bleibt; so sind alle Reiche ohne Vertheidigung, und ein ieder weltlicher Staat ist über den Haufen geworfen. Man findet aber auch nicht, daß die Kirchenväter von den Soldaten verlangt hätten, von der Gerechtigkeit des Krieges, oder von den Henkern, von der Gerechtigkeit der Todesurtheile zu urtheilen. Wie kann man aber auch bey dem Zweifel, ob man berechtigt ist einen Menschen zu tödten, ihn gewiß tödten?

Ich halte dafür, diese Schwierigkeit könne auf folgende Art beantwortet und gehoben werden. Ein ieder Mensch verdient in Ansehung Gottes den Tod; das heißt, Gott handelt niemals ungerecht, wenn er die Menschen zum Tode verdammt. Es können also auch die Menschen niemals ungerecht handeln, wenn sie das Recht über Leben und Tod auf die Art, wie es Gott befiehlt und haben will, ausüben. Wenn man also mit Recht tödten will; so darf man nur dieses Recht haben, und es nach den göttlichen Regeln ausüben. Nun will aber Gott haben, daß die weltlichen Reiche und Länder bleiben und bestehen sollen; das ist durchgängig nöthig. Nach dem Sündenfalle kann der Mensch in dem Stande der Unordnung, in welchem er sich befindet, nicht frey und ohne Gesetze bleiben. Es würde eine unaufhörliche Strassenräuberey seyn, wenn keine Policey wäre. Es muß also eine seyn. Nun kann aber keine Policey ohne das Recht über Leben und Tod bestehen. Man muß also

so glauben, daß es Gott denen, welche die Häupter dieser Policey sind, gegeben hat; und es ist auch unmöglich, daß diese Policeyen bestehen können, wenn die Handhabung dieser Policey von dem Urtheile eines ieden abhängt. Es ist also recht und billig, daß sich die Untern nicht zu Richtern der Kriege oder Todesurtheile aufwerfen, sondern sie nur bloß vollstrecken.

Die Kriegserklärung ist ein Todesurtheil, das von einem Fürsten über alle Unterthanen des Fürsten gefällt wird, die sich der Vollstreckung des Willens desienigen, der den Krieg ankündigt, widersetzen. Die Soldaten sind die Vollstrecker dieses Todesurtheils. Sie sind in Ansehen stehende Henker, die von dem Fürsten abgeschickt worden. Sie vollstrecken das Todesurtheil, welches über dieienigen gefällt worden, die sie ihre Feinde nennen. Um an ihrem Tode unschuldig zu seyn, ist es gnug, daß das Urtheil von einer rechtmäßigen Macht gefällt worden, und daß es nicht offenbar ungerecht ist. Sie haben alsdenn das Recht über Leben und Tod in ihren Händen, und dieienigen, welche sie tödten, werden mit Recht getödtet, nicht wegen des besondern Befehls des Fürsten, der sie verurtheilt hat; sondern wegen der allgemeinen Ordnung der Welt, die einen Theil von dem Gesetze Gottes ausmacht, welcher die Macht zu tödten allen Soldaten giebt, die einem rechtmäßigen Fürsten in einem zweifelhaften Kriege nachfolgen. Die, so getödtet werden, können sich

nicht

nicht beklagen, weil sie den Tod verdienen, und es billig ist, daß Leute, die den Tod verdienen, getödtet werden, die Ordnung der Welt und die allgemeine Policey der Länder zu erhalten, welche, weil sie ein größeres Gut, als das Leben einzelner Personen, ist, Gott bewegen kann, den Tod der Menschen beschleunigen zu lassen, die er schon wegen ihrer Geburt dazu verurtheilt hat. Es geschieht also nicht zu Folge des Urtheils des Fürsten, der den Krieg anfängt, welcher, wie man voraussetzt, nur wahrscheinlicher Weise ein gerechter Krieg ist, daß die Soldaten mit Recht tödten; sondern es geschieht zu Folge des Gesetzes der Staaten und Länder, das zu ihrer Erhaltung schlechterdings nöthig ist, und welches den Soldaten erlaubt, diejenigen zu tödten, die sich ihrem Fürsten widersetzen, wenn er nicht augenscheinlich unrecht hat. Nun ist aber dieses Gesetz nicht wahrscheinlich, sondern gewiß; es folgen also die Soldaten einer gewissen Einsicht.

XC.

Allegorien. Anspielungen oder verblümte Redensarten.

Man muß merken, daß, wenn man seinen Einsichten und Gedanken gar zu leicht folgt, man unvermerkt in den Fehler verfällt, der von dem Propheten angezeigt wird, wenn er sagt: Wenn ich sagte, ich wollte so reden; so sah ich so gleich ein, daß ich die ganze heilige Gesellschaft deiner Kinder ver-

dammte; Ps. 72, 15. weil es oft geschieht, daß das, was man so hart verdammt, durch das Beyspiel und das Thun unzähliger Heiliger gebilligt und gerechtfertigt wird.

Die geringste Achtung, welche man gegen das, was die Heiligen gethan, haben kann, ist, es nicht eher zu verdammen, als bis man alles genau untersucht hat, was sie, ihr Thun zu vertheidigen, hätten anführen können. Diejenigen, welche die Allegorien mit so vieler Verachtung verwerfen, scheinen von der Furcht vor dem von uns angeführten Fehler nicht gnugsam gerührt zu werden.

Die Art und Weise die heilige Schrift allegorisch zu erklären, ist durch das Beyspiel aller Väter, und besonders des h. Augustinus, h. Cyrillus von Alexandrien, h. Gregorius und h. Bernhards so gerechtfertigt, daß nichts gefunden wird, worinnen alle Heilige mehr mit einander übereinstimmten, als hierinnen.

Ist es wohl zu glauben, daß sich alle Väter so gröblich sollten geirrt haben; und daß ein Mittel, welches sie zur Erbauug der Völker für geschickt gehalten, als lächerlich, und etwas, das offenbar nichtig und unnütz wäre, könnte angesehen werden.

Es ist ferner gewiß, daß diese Väter durch diese Allegorien sind erbaut worden, daß sie sich derselben bedient haben, die Völker zu erbauen, und daß es ihnen auch gelungen ist. Ist es wohl zu glauben, daß ihnen Gott erlaubt habe, sich zu einem so heili-

gen

gen Zwecke lächerlicher Mittel zu bedienen, und daß es ihnen bey dem Gebrauche derselben gelungen sey?

Dieses verdient also ohne Zweifel, daß man acht darauf hat, und sich in solchen Urtheilen nicht so sehr übereilt. Und wenn man die Sache recht erwogen hat; so wird man sich vielleicht verbunden halten, einen so strengen Tadel zu mäßigen.

Zum ersten ist es ein Glaubensartikel, daß es im alten Testamente viel Allegorien giebt, weil viele von denselben in dem neuen sind erklärt und geheiligt worden.

Es giebt nicht nur Allegorien, die von der Schrift sind geheiligt worden; sondern es ist auch die Lehre selbst, die den Allegorien zum Grunde dient, darinnen deutlich vorgetragen. Denn es wird gesagt, alles, was den Jüden wiederfuhr, wiederfuhr ihnen im Bilde: Hæc in Figura contingebant illis. 1. Cor. 10, 11.

Es scheint nicht, daß dieses auf den Durchgang durch das rothe Meer allein eingeschränkt werde, gleichwie es auch lächerlich ist, zu sagen, in der ganzen Reihe der im Gesetze angezeigten Opfer wäre nur das allegorisch, was der Apostel Paulus erklärt hätte. Christus sagt selbst, Moses habe von ihm geschrieben. Er erklärte seinen Jüngern nach seiner Auferstehung, was in der Schrift von ihm geschrieben stund, indem er von Mosen anfieng. Luc. 24, 27. Wenn man indessen die Allegorien ausschließen wolle;

te; so würde man in den Büchern des Moses wenig von Christo finden.

Hieraus haben die Väter geschlossen, das alte Testament sey vorbildlich; außer dem buchstäblichen Sinne enthielte es auch eine Beziehung auf das neue.

Man sieht nicht, daß man ein Recht habe, diesen Grundsatz zu bestreiten, oder man von etwas von dem, was angeführt wird, sagen könne: Das wiederfuhr ihnen nicht im Bilde: Hæc non in Figura contingebant illis.

Wenn nun aber dem also ist; so folgt daraus, daß das alte Testament ein Bild oder Gemälde ist, das den Menschen vor die Augen gelegt worden, damit sie die Wahrheiten des neuen darinnen sehen sollen.

Es ihnen überhaupt gesagt, daß es ein Bild, ein Räzel, ein Gleichniß ist. Und überdieses hat ihnen der Geist Gottes, damit sie dieses Bild desto besser verstehen möchten, gewisse Theile davon erklärt; und durch die Erklärung dieser Theile hat er ihnen einen Schlüssel und ein Muster gegeben, alles übrige zu verstehen.

Der Schlüssel besteht darinnen, daß gewisse erklärte Bilder dienen, andere zu erklären.

Und das Muster besteht darinnen, daß man in diesen erklärten Bildern ein Beyspiel der Beziehungen

gen

gen sieht, welche Gott in die Bilder und Originale gelegt hat.

Man sieht z. B. aus den Allegorien der Propheten, daß sich Gott bisweilen gewisser Zeichen bedient, die schlecht und geringe zu seyn scheinen, um die größten Sachen anzuzeigen. Man sieht, daß er keine gar zu vollkommene Aehnlichkeit und Beziehung verlangt.

Wenn man alles dieses voraussetzt; so kann man, ohne verwegen zu handeln, die Mühe überhaupt nicht tadeln, welche sich die Väter gegeben haben, sich auf die Allegorien zu legen. Denn da Gott das alte Testament als ein Bild oder Gemälde aufgestellt hat; so hat er es also nicht vergeblich aufgestellt, und diejenigen, welche sich die Mühe geben es zu betrachten, thun weiter nichts, als daß sie ihm in seinem Verhalten nachfolgen.

Aber, spricht man, die Allegorien sind nicht gewiß, und folglich beweisen sie nichts. Was ist daran gelegen, wenn man nur zweyerley dabey merkt und beobachtet? Zum ersten, daß zwischen dem Bilde und der vorgebildeten Sache eine vernünftige Beziehung statt findet; und zum andern, daß man sie auf eine Wahrheit bezieht.

Man kann sie zwar nicht eigentlich brauchen, diese Wahrheiten zu beweisen; folgt aber wohl hieraus, daß sie unnütze sind?

Die Anzahl derer, die Beweise nöthig haben,

ist

ist unter den Christen sehr klein, und soll in keine sonderliche Betrachtung kommen. Man kann so gar sagen, die Predigten gehörten nicht für sie. Denn man kann mit Recht voraussetzen, daß diejenigen, mit welchen man redet, Christen sind. Diejenigen, welche keine sind, haben andere Arten des Unterrichts nöthig, und es mangelt auch der Religion nicht daran. Sie sollen es aber nicht für unrecht halten, wenn man mit Leuten, die sich zum Christenthume bekennen, so redet, als ob sie es im Herzen hätten.

Der vornehmste Zweck soll also seyn, sie zu erbauen, und man kann nicht leügnen, daß die Allegorien auch so gar alsdenn, wenn sie nicht gewiß sind, dazu nicht undienlich sind. Denn sie legen allzeit eine gewisse Wahrheit vor die Augen, und noch dazu auf eine Art, die den Verstand mehr an sich zieht, weil sie sie in einem Bilde zeigen und sehen lassen.

Der Verstand ist so geneigt, die Beziehungen und Verhältnisse der Sachen zu betrachten, daß er die Wahrheit dabey niemals recht faßt, wenn er sie nicht in einem Bilde sieht. Die Wahrheit ist gewissermaaßen wie eine Sonne; man muß sie in dem Wasser oder in einem Spiegel sehen, der ihre Strahlen mäßigt. Sie ist ein Blitz, der gar zu geschwind vorüber geht; man muß ihn aufhalten, und fest machen.

Wenn die Allegorien nicht gewiß wahr sind; so sind sie doch auch nicht gewiß falsch. Und diese

Wahr-

Wahrscheinlichkeit ist in den moralischen Reden hinlänglich, wenn die Allegorie mit der vollkommenen Gewißheit der vorgestellten Sache verbunden ist.

Obgleich die Allegorien ungewiß sind; so haben sie doch einen wirklichen Nutzen. Sie hindern nämlich, daß man viel Dinge in der Schrift, die schlecht und geringe zu seyn scheinen, nicht verachtet. Denn der Verstand wird durch die Betrachtung aufgehalten, daß sie vielleicht große Dinge vorstellen. Und wenn man ihm eine wahrscheinliche Erklärung giebt; so ist er noch geneigter sie zu behalten, weil er nicht weis, ob dieses Bild nicht wahr ist.

XCI.

Dieienigen, welche die Fehler nicht an sich haben, haben, weis nicht was an sich, das einen Begriff davon macht.

Es giebt Weltweise, welche sagen, die sinnlichen Dinge hätten die sinnlichen und fühlbaren Eigenschaften nicht an sich, die wir ihnen zueigneten; und das Feuer z. B. wäre nicht warm, weil die Wärme eine Art von Empfindung wäre, welcher es nicht fähig wäre. Sie sagen aber auch zu gleicher Zeit, es wäre erwärmend, das heißt, es habe die Macht, diese Empfindung in unsern Leibern hervorzubringen. So gelinde wir mit uns auch immer verfahren, so können wir doch nicht mit Recht umhin, an uns etwas ähnliches wahrzunehmen. Haben wir die Fehler, die man uns beymißt, nicht an uns, so haben

wir

wir doch ich weis nicht was, das andern einen Begriff davon macht.

XCII.

Seltsames, tolles Wesen.

Es ist gefährlich, sich in den Ruf eines eigensinnigen, wunderlichen und seltsamen Menschen zu setzen, weil nichts das Zutrauen, welches man zu uns haben könnte, so sehr vermindert, und uns mehr als Leute ansehen läßt, mit welchen man nichts zu thun haben müsse, als dieses. Die Ursache davon ist, weil der Grund des Zutrauens, das man zu gewissen Personen hat, und was sie als Leute ansehen läßt, auf die man sich verlassen kann, dieses ist, weil man glaubt, sie wären nicht im Stande, von der Ehrlichkeit und Vernunft abzuweichen. Da nun aber das seltsame, tolle Wesen darinnen besteht, daß man ohne Ursache von den gemeinen Regeln abweicht, und seinem unrechtmäßigen Eigensinne folgt; so macht es, daß man ein gerechtes Mißvertrauen in diejenigen setzt, an welchen man ein solches Betragen wahrnimmt, weil man nicht mehr weis, worauf man sich verlassen soll.

Die Vernunft ist ein gemeinschaftlicher Oberherr, der alle diejenigen, die sich ihr unterwerfen, und welche ihre Gerichtsbarkeit erkennen, in der Einigkeit erhält. Wenn man aber ihr Joch abgeworfen hat; so erschrickt man vor allen denen, welche die Vernunft mit uns vereinigt hatte. Ein jeder be-

fürch-

fürchtet der Gegenstand unsers seltsamen, tollen Wesens zu werden.

Das seltsame, tolle Wesen ist eine Verfinsterung der Vernunft ohne eine gewisse und ordentliche Ursache. Da man also nicht weis, wenn sie sich eräugen wird; so fürchtet man sich immer davor.

Das ganze und durchgängige seltsame tolle Wesen ist eine völlige Thorheit; das unvollkommene seltsame, tolle Wesen ist eine angefangene Thorheit.

Das seltsame, tolle Wesen ist eine Herrschaft der Einbildungskraft über den Verstand, welche macht, daß man ihren Eindrücken ohne Ueberlegung folgt.

Daher kömmt es, daß seltsame, tolle Leute es nicht in Ansehung eines ieden sind, weil welche gefunden werden, die ihre Einbildungskraft zum Gehorsame gebracht haben, und einen solchen Eindruck in sie machen, daß sie sich nicht mehr widersetzt.

Dieses ungleiche Betragen ist das rechte Kennzeichen des seltsamen, tollen Wesens. Es giebt einige, die gegen alle dieienigen, welche sie beherrschen, auf eine übertriebene Art höflich sind, und welche ihre Einbildungskraft gleichsam unterjocht haben; die sich aber aus andern wenig machen, welche ihnen die Freyheit lassen, ihrem Eigensinne zu folgen.

Wenn man nicht in den Ruf eines seltsamen, tollen Menschen kommen will; so muß man es gegen niemanden seyn. Denn das seltsame, tolle Wesen,

zu welchem wir uns gegen nicht angesehene Personen verleiten lassen, macht einen Eindruck, der sich denen mittheilt, gegen welche wir mehr Hochachtung haben würden.

XCIII.

Umgang der Frauenzimmer.

Der Umgang der Frauenzimmer ist für einen jeden gefährlich, und man darf auch die ordentlichsten, ehrbarsten und diejenigen nicht davon ausnehmen, die am wenigsten im Stande sind, das, was man von diesem Umgange befürchtet, einzuflößen oder anzunehmen.

Ein Geistlicher, der mit Frauenzimmern umgeht, ist halb verheurathet, weil diese Verbindungen, sie mögen auf der einen und andern Seite so rein seyn, als sie nur immer wollen, doch etwas von den gegenseitigen Gefälligkeiten an sich haben, die von denen, welche Personen eines und desselben Geschlechts einander erzeigen, allzeit ein wenig unterschieden sind. Man verläßt sich auf eine etwas zärtliche Art auf die Einsicht des andern, und das macht einen Theil von der Anmuth des Ehstandes aus.

Die Frauenzimmer schwächen nicht nur durch die Zärtlichkeiten, die sie erregen, und durch das Vergnügen, welches sie verursachen; sondern sie sind auch mehrentheils Feinde von der Buße, wenigstens in Ansehung anderer. Sie verleiten zur Verschwendung, zur Zierlichkeit und Feinheit. Ein Frauen-

zim-

zimmer zur Rathgeberinn haben, heißt eine doppelte Begierde haben.

Ein Geistlicher, der genöthigt ist, einigen Umgang mit Frauenzimmern um ihres eigenen Bestens willen zu haben, sollte sich sorgfältig hüten, sie wegen seiner Kleidung, seines Hausgeräthes, seiner Krankheiten, und überhaupt alles desienigen, was ihn angeht, iemals um Rath zu fragen.

Er soll es nicht nur thun, um das Schwachwerden, welches ihre Weichlichkeit bey ihm verursachen kann, und um die Spöttereyen, die ein solcher Umgang zuzieht, zu vermeiden; sondern auch, um ihnen die Materie und Gelegenheit zu benehmen, sich mit ihm etwas zu thun zu machen, sich an ihn zu hängen, und sich auf ihn zu verlassen.

Die Frauenzimmer sind wie die Weinstöcke. Sie können sich nicht aufrecht erhalten, und nicht von und für sich selbst bestehen. Sie haben eine Stütze nöthig, noch mehr wegen ihres Geistes, als wegen ihres Leibes; sie ziehen aber diese Stütze mit sich fort, und machen, daß sie fällt.

Es giebt eine Galanterie des Geistes, wie eine Galanterie der Sinne; und wenn man sich nicht vorsieht, so läuft der Umgang mit den Frauenzimmern gemeiniglich darauf hinaus.

Zu eben der Zeit, da dieser Umgang die Anhänglichkeit der Leidenschaft vermehrt, beherrscht er die

Anhänglichkeit der Vernunft, ich will sagen diejenige, welche sich auf die Hochachtung der Tugend derjenigen, deren Führer man ist, gründet. Die Frauenzimmer wissen ihre Fehler, sie kennen ihre Abneigung gegen die Tödtung des Fleisches und ihre Behändigkeit. Ihre gegenwärtige Leidenschaft macht, daß sie geschwind darüber weggehen, und nichts davon empfinden. Wenn aber diese Leidenschaft nachläßt; so zeigen sich diese Fehler, die vor ihren Augen gleichsam zugedeckt waren, ihnen haufenweise, , und verursachen große Uneinigkeiten.

XCIV.

Wählen, oder sich entschließen, allein zu bleiben.

Man muß in der Welt wählen, und nicht auf alle und iede Vortheile und Vorzüge Anspruch machen. Diejenigen, so sich niemandes eifrig anzunehmen scheinen, die sich in das Zutrauen derer, die irgendwo mächtig sind, nicht einzuschleichen suchen, nicht gar zu dienstfertig sind, und die unnützen Pflichten nicht gar zu sorgfältig beobachten, stehen niemals in einem großen Ansehen, weil man sie nur aus vernünftigen Gründen lieben kann. Nun liebt aber die Vernunft nicht, und ist nicht gar zu thätig; ich will sagen, sie ist kein wichtiger Grund bey der Führung des Lebens, welches fast ganz von den Leidenschaften regiert wird. Wenn sie aber wenig geliebt werden; so werden sie auch wenig gehaßt. Sie leben in keiner sonderlichen Verwirrung, man legt ihnen wenig

Hin-

Hinderniſſe in den Weg, man macht ihnen ſelten Verdruß; ſie ſind alſo von den Unruhen frey, die aus den Freundſchaften entſtehen, an welchen die Intrique und Cabale Theil haben.

Es giebt wenig Freundſchaften, an welchen die Cabale nicht einigen Antheil hätte.

Wer allein, ohne Geſchäfte und Verbindung leben will, ohne ſich in die Führung anderer einzulaſſen, und in etwas zu miſchen, wird dadurch bey der Welt nothwendig in Vergeſſenheit kommen, und alles anſehen, welches er in derſelben hatte, verlieren. Man wird ſich nicht um ihn bekümmern, und er wird auch an nichts einigen Antheil haben. Hierauf muß man ſich Rechnung machen, wenn man dieſe Lebensart erwählt, und vorausſetzen, daß es unbillig ſey, die Vorzüge und die Sicherheit des einſamen Lebens, und auch die Ehre und das Anſehen derer, welche andern dienen, haben und genießen wollen.

Indeſſen möchten die Menſchen gern alles haben. Ihr ſaget, man habe niemals an euch gedacht. Dieſes kömmt daher, weil ihr niemals etwas verlangt, und keinen wirklichen Anſpruch gemacht habet. Ihr habet alſo das Vergnügen gehabt, um nichts zu bitten, und niemanden verbunden zu ſeyn, welches für die Eigenliebe etwas gar ſehr angenehmes iſt. Dabey möchtet ihr aber doch auch gern der Belohnungen theilhaftig werden, die man erlangt, wenn man ſich forthilft und Anſuchung thut; das iſt aber eine Ungerechtigkeit.

Es ist wahr, wer nichts verlangt, bekommt auch nichts, und es giebt wenig Leute, die sich andere aus ehrliebenden und großmüthigen Gesinnungen, die von ihnen selbst herkommen, verbindlich zu machen suchen. Diejenigen, welche kühn, geschäftig und hitzig sind, reißen in der Welt alles an sich; sie haben aber auch das Uebel, daß sie bitten, sich viel Mühe machen, und bisweilen abgewiesen werden, und dieses Uebel ist größer, als das Gut, welches sie erlangen.

In der Welt ist es nicht wahr, daß der, welcher sich erniedrigt, erhöht wird, und man kann vielmehr sagen, **wer sich erniedrigt, wird erniedrigt werden:** Qui se humiliat, humiliabitur. Man sieht in ihr nur auf diejenigen, die sich hervorthun, und läßt sich in derselben die Leute erniedrigen, so sehr sie wollen. Wollet ihr in einem Ordenshause eine schlechte Wohnung haben, übel bedient und behandelt werden, so wird man sich nicht darwider setzen. Es werden sich allzeit Leute finden, die sich eure Bescheidenheit und Mäßigung werden zu Nutzen zu machen, und auf eure Kosten Gemächlichkeiten zu verschaffen wissen. Man hat aber so wenig Ursache, sich über diese Art der Welt zu beklagen, daß sich diejenigen, die wahrhaftig demüthig sind, vielmehr freuen sollen, daß die Welt von der Art ist; sonst würde es, wenn die Erhöhung allzeit auf die Erniedrigung folgte, eine Art von Heucheley seyn, sich zu erniedrigen.

Man wird in den Klöstern und Ordenshäusern gewahr, daß diejenigen, die sich hervorthun, und große Achtung verlangen, die Welt gewissermaaßen gewöhnen, ihnen diese Pflichten zu erzeigen, und sich in den Besitz ich weis nicht welcher Vorzüge sezzen; und daß hingegen die, so sich erniedrigen, und sich nicht aufrecht erhalten, in denselben unterdrückt und bey unzähligen Gelegenheiten heruntergesetzt werden. Das ist wahr; es werden aber auch die ersten bey allem ihren Ansehen weniger geliebt. Man giebt sich mehr Mühe ihre Fehler zu bemerken, man redet ingeheim mehr davon, sie haben weniger wirkliche Hochachtung und wahre Liebe, als diejenigen, die sich heruntersezzen und erniedrigen. Und da die Liebe und Hochachtung mehr werth sind, als die Ehrerbiethung und die äusserlichen Pflichten; so wird es sich finden, daß sie sich in einem noch bessern Zustande befinden, als die andern, und daß es in diesem Verstande wahr ist, wer sich erniedrigt, wird erhöht werden: Qui se humiliat, exaltabitur. Luc. 14, 14.

Es ist eine Ungerechtigkeit, sich zum Scheine erniedrigen wollen, und in der That erheben.

XCV.

Beichtvater.

In den andern Ständen stürzt man sich wegen der besondern Sünde, die man in denselben begeht, in die Verdammniß; aber die bösen Beichtväter stür-

zen sich wegen der Sünden aller Stände in die Verdammniß, und man kann nach den Buchstaben sagen, ihr Zeuge sey, wie der Apostel Jacobus sagt, eine Welt voll Ungerechtigkeit: Universitas iniquitatis. Jac. 3, 6.

Ein böser Beichtvater wird das Urtheil derer, die ihr Leben mit Spielen zubringen, empfangen, weil er dieses Spielen gebilligt hat. Er wird das Urtheil der Schauspieler erhalten, weil er die Schauspiele gebilligt hat. Man wird mit ihm als mit einem Wucherer verfahren, weil er den Wucher gebilligt hat. Er wird als ein Verschwender der Kirchengüter gestraft werden, weil er die unrechte Anwendung der Kirchengüter gebilligt hat. Er wird das Verdammungsurtheil der gottlosen Reichen anhören müssen, weil er ihre Härte gebilligt hat.

Was thut ein solcher Mann im Beichtstuhle? Er belästigt sich mit den Sünden derer, die er Beichte hört, ohne sie derselben zu entledigen. Er hilft den Leuten sich in die Verdammniß zu stürzen, und sich zugleich mit ihnen zu verdammen. Das ist die Verrichtung der mehresten Beichtväter.

Wie viel Beichtväter giebt es nicht, die nur Diener des göttlichen Zorns über die Menschen sind, und nur thun, was derienige that, der vor Gott trat, den Achab zu betriegen: Ich will, sagte er, gehen, und in dem Munde aller Propheten ein lügenhafter Geist seyn: Ero spiritus mendax in ore omnium

omnium Prophetarum! 3. Kön. 22, 22. Sie sind den Menschen, die betrogen zu werden verdienen, mit Recht gegeben.

Warum giebt es denn so viel böse Beichtväter? Weil es viel Leute in der Kirche giebt, die betrogen zu werden verdienen.

Ein Diener der Gerechtigkeit Gottes über die Menschen, der sie zu verblenden bestimmt ist, ist doch auch in Ansehung vieler ein Diener seiner Barmherzigkeit. Er betriegt die, welche betrogen zu werden verdienen, und erleuchtet die, welche erleuchtet zu werden verdienen; er betriegt aber allemal sich selbst, weil der Nutzen, den er gewissen Seelen schafft, ihn hindert, den Schaden einzusehen, den er andern und sich selbst zufügt.

XCVI.

Dieienigen, denen Gott unmittelbar hilft, sind ihm mehr verbunden.

Es giebt Leute, welche sich darüber beklagen, daß andere nicht daran gedacht, ihnen in der Noth zu helfen und beyzustehen; daß sie ihr Elend nicht gesehen, und gar wenig guten Willen gegen sie an den Tag gelegt haben.

Aber solche Leute sollten bedenken, daß Gott andern die Gedanken, für anderer ihre Nothdurft zu sorgen, eingiebt, und sie gelingen läßt. Was ist ihnen nun daran gelegen, daß es Gott vielmehr auf die eine, als auf die andere Art thut? Wenn er die-

se Gedanken ihren Freunden nicht eingegeben hat; so ist es deswegen geschehen, weil er ihnen auf eine andere Art hat helfen wollen.

Sie sind also Gott mehr verbunden, daß er ihnen ohne die Geschöpfe geholfen, und ihnen weniger Verbindlichkeiten aufgelegt hat, welche allemal beschwerlich sind. Sie sollen es aber auch andern nicht übel nehmen, weil dieser Mangel der Aufmerksamkeit daher kömmt, daß Gott dieses Mittel ihnen zu helfen nicht erwählt hatte, und er also keine Gelegenheiten sich hat eräugen lassen, welche sie auf diese Gedanken gebracht hätten.

XCVII.

Gesinnungen der Menschen in Ansehung der Erinnerungen.

Die Menschen stehen in den Gedanken, in Ansehung des Leibes und der zeitlichen Angelegenheiten dürfe man mit den Leuten eben in keiner großen Verbindung stehen, oder eine genaue Bekanntschaft mit ihnen haben, um ihnen zu sagen, was man zu ihrer Gesundheit, oder zu ihrem Glücke, nützlich und heilsam zu seyn erachtet; aber von dem, was die Seele und die Seligkeit angeht, haben sie ganz anders geurtheilt. Denn sie erlauben nur wenig Personen, andere von dem zu benachrichtigen, was dem einen und dem andern schaden oder nützen kann.

Welcher Kranke würde es wohl übel nehmen, wenn man ihm die Mittel bekannt machte, die ihn

von

von einer gefährlichen Krankheit befreyen könnten; und welcher würde sie deswegen verwerfen, weil ihn derjenige, der sie ihm gäbe, nur seit kurzer Zeit kennte?

Welcher Alte würde sich wohl für beleidigt halten, wenn man ihm ein Geheimniß bekannt machte, lange ohne Beschwerlichkeit zu leben; und welcher würde diejenigen, die ihm, bloß in der Absicht ihm zu dienen, diesen Beystand anböthen, unter dem Vorwande, daß sie ihn wenig kennten, unbesonnen nennen?

Welcher Geizige würde sich weigern, einen vortheilhaften Vorschlag, sein Vermögen zu vermehren, deswegen anzuhören, weil derjenige, der ihm denselben thäte, keine Macht und Gewalt über ihn hätte?

Wir erlauben allen Menschen uns dem Leibe nach zu lieben, unsere Krankheiten zu wissen, und uns die Genesung von denselben zu wünschen. Aber in Ansehung der Seele wollen wir weder, daß andere unsere Krankheiten sehen, noch daß sie uns dieselben, wenn sie sie sehen, bekannt machen. Wir stopfen ihnen den Mund, so bald sie mit uns davon reden wollen. Die Mittel, welche sie uns vorschlagen, beleidigen uns, und alles, was sie uns zu unserem Besten sagen, wird von uns für Unbesonnenheit gehalten.

Wir wünschen, daß sie uns als solche ansehen möchten, die von allen Fehlern frey waren, und daß dieses die Quelle ihrer Liebe zu uns seyn möchte.

Das ist der Grund und der natürliche Hang unsers Herzens. Und wenn es sich bisweilen iemandes Erinnerungen gefallen läßt; so geschieht es gewissermaaßen wider seinen Willen, und um nicht für wunderlich und unwillig gehalten zu werden. Es geschieht endlich, weil es sie nicht hindern kann, indem solche Leute ihres Standes wegen dazu verbunden sind.

Weil es aber diese Erinnerungen gezwungener Weise annimmt; so schrenkt es sie, so viel es nur kann, ein, und verlangt, daß man zu dem Ende mit einem gewissen Charakter bekleidet seyn soll.

XCVIII.

Man befindet sich in der Einsamheit nicht besser, als in der Welt, wenn man von Gott leer ist.

Es ist vergeblich, daß man sich großer Geschäfte entschlägt. Wenn Gott den leeren Raum, den sie zurücklassen, nicht ausfüllt; so empfindet man in der Einsamkeit dieselben Schwachheiten und Zerstreuungen. So wenig Geschäfte man auch immer hat, so hat man doch deren allzeit gnug, ein Herz auszufüllen, das Gott nicht ausfüllt. Die kleinen Geschäfte werden groß, wenn man keine großen hat, weil der Verstand, der sonst nicht zu thun hat, sich ganz damit beschäftigt. Man ersäuft in einem Bache, wenn man nicht im Stande ist sich aufzurichten. Wenn die Seele keine großen Geschäfte hat; so kann sie in den kleinen versinken.

XCIX.

Innerliches Reich, dessen Aemter die Eigenliebe austheilt.

In dem Herzen aller Menschen giebt es ein kleines Reich, das aus ihren innerlichen Bewegungen besteht; und es ist niemand ein großer Sclav, daß er nicht viele äußerliche Handlungen in seiner Gewalt hätte, die von seinen Bewegungen abhängen. Denn ein ieder ist Herr und Meister über seine Hochachtung, sein Zutrauen, seine Neigung, sein Lob, seine Aufmerksamkeit, sein geistliches Verhalten, seine Vertraulichkeit, und eben so auch über die entgegengesetzten Bewegungen und Handlungen. Und wenn ich sage, wir wären Herr darüber; so will ich damit so viel sagen, alle diese Neigungen sind nicht bloße Leidenschaften, woran unser Wille keinen Theil hat; sondern sie bringen viel freye und freywillige Bewegungen hervor, über welche wir folglich Herr sind, so arm und verlassen wir auch immer seyn mögen. Es sind dieses Geschenke, die wir andern machen können, und gleichsam Aemter und Pflichten, die wir ihnen zueignen. Den einen schenken wir unser Zutrauen und unsere Hochachtung, und den andern unsere Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit und Vertraulichkeit. Gegen die einen sind wir offenherzig, und gegen die andern zurückhaltend. Für den einen haben wir Neigung und Zärtlichkeit, und gegen den andern Antipathie. Denn einen erwählen wir, um ihn um Rath zu fragen, und tragen Bedenken, uns an den

andern zu wenden. Wenn wir wissen wollen, wen wir zu unserem Rathgeber erwählen, alle diese Aemter auszutheilen; so werden wir, wenn wir unser Herz recht erforschen wollen, finden, daß es die Eigenliebe ist, und daß sie die erste Quelle dieser verschiedenen Neigungen ist.

Wenn iemand Gütigkeit, Zutrauen und Hochachtung gegen uns blicken läßt; so ist dieses gnug, unsere Augen vor allen seinen Fehlern zu verschliessen, oder sie für nicht gar zu beträchtlich zu halten. Wir lassen uns unvermerkt mit ihm in eine Verbindung ein, wir vertrauen uns ihm, wir bemerken seine guten Eigenschaften und schätzen sie hoch. Andere sind nicht so gefällig und dienstwillig; sie geben sich nicht so viel Mühe, Neigung gegen uns blicken zu lassen; sie kennen unsere Fehler, und mißbilligen sie einigermaaßen. Das öffnet uns die Augen in Ansehung ihrer Fehler, es verschleußt sie vor ihren Tugenden, und vermindert folglich die Hochachtug, das Zutrauen, und die Offenherzigkeit.

Die klugsten Leute haben gar sehr Ursache, sich in diesem Stücke zu untersuchen, und zuzusehen, ob das Zutrauen, das sie zu gewissen Personen mehr, als zu andern, haben, und ob die Zärtlichkeit, die sie in Ansehung der einen mehr, als in Ansehung der andern, bey sich verspüren, nicht aus dieser verderbten Quelle kömmt.

Denn wenn sie nicht auf ihrer Hut sind, so werden sie sehen, daß sie es gemeiniglich mit denen halten, die ihnen schmeicheln.

Es

Es geschieht selten, daß zuthätige Personen, die sich einer Vorgesetzten vertrauen, und ihre Liebe und ihr Zutrauen zu ihr an den Tag legen, sie nicht einnehmen und gewinnen. Und es trägt sich hingegen selten zu, daß diejenigen, welche kaltsinnig und zurückhaltend sind, und nicht viel Liebkosungen machen, ihren Zweck erreichen. Dieses kömmt daher, weil wir oftmals von den Tugenden mehr in Absicht auf uns, als in Absicht auf Gott, urtheilen.

Ein ieder macht sich einen Zirkel von Freunden, um sich frey und ungezwungen ausbreiten zu können, und erwählt zu dem Ende nicht die, von welchen er mehr Nutzen haben kann; sondern die, so ein größeres Zutrauen zu ihm hegen, und über welche er mehr Herr ist.

C.

Es ist eine wichtige Sache, für seine Seele zu sorgen zu haben.

Es giebt Leute, welche sich darüber beklagen, daß sie in der Welt nichts zu thun haben; es kömmt aber dieses daher, weil sie nicht wissen, was sie in derselben zu thun haben. Hat der Hofmeister des Dauphin nichts zu thun? Würde der, welcher einen König unterrichten sollte, nichts zu thun haben? Wir haben alle weit mehr, als dieses, zu thun. Gott hat uns aufgetragen, eins von seinen Kindern, einen Miterben Jesu Christi, eine Seele, die seine Braut ist, und eine Königinn, die ewig mit Jesu Christo herrschen und regieren soll, zu leiten und zu führen.

Was ist die Größe aller Könige, wenn man sie mit dieser Seele vergleicht? Gott hat sie unserer Aufsicht anvertraut, daß wir sie bilden, leiten und führen, unterrichten, strafen und immer weiter bringen sollen. Das ist unsere hauptsächlichste Verrichtung. Sie ist für einen Christen hinlänglich, und er soll sich aller übrigen in Absicht auf diese unterziehen.

CI.

Die Ruhe eines Christen hat ihre Beschäftigungen.

Man beredet sich gar leicht, die Leute hätten keine Geschäfte, weil man zu diesen nur gewisse Beschäftigungen, die in den Umgang mit der Welt verwickeln, rechnet, und die wichtigsten davon ausschließt. Und da man von sich eben so, wie von andern, denkt; so ist man gar sehr geneigt, sich als einen Menschen anzusehen, der keine Geschäfte hat, so bald man an den äußerlichen Unruhen und Beschäftigungen keinen Antheil hat, und von seiner Arbeit niemanden Rechenschaft geben darf.

Wenige sehen ein, was der h. Augustinus sagt: Otium vestrum magnum habet negotium: **Eure müßige Zeit hat gar viel zu thun.** Und daher entsteht die verdrüßliche lange Weile, welche die von der Welt abgesonderten Personen haben, und die nicht davon herkömmt, daß sie keine Geschäfte haben, sondern davon, daß sie sie nicht kennen.

Sie

Sie wissen nicht einmal, welche Tugenden sie bey dieser Entfernung von den äußerlichen Aemtern und Verrichtungen ausüben können. Und da sie ihnen nicht einfallen; so üben sie auch wirklich keine aus, und gerathen bisweilen in die Versuchung, sich Aemter und Bedienungen zu wünschen, wo die Liebe, die sie haben, nachdem sie durch die Vorfälle rege gemacht worden, mehr Gelegenheit haben würde, sie auszubreiten.

Findet es sich, daß sie von Gott nicht die Gabe bekommen haben, sich lange im Gebethe mit ihm unterhalten zu können, und daß sie eine Leibesschwachheit zu äußerlichen Arbeiten, an welchen die Seele ein Vergnügen findet, untüchtig macht; so verfallen sie auf die Gedanken, sich ihre verdrüßliche lange Weile durch Besuche zu vertreiben, die gemeiniglich ein bloßer Zeitverderb sind.

Da dieser Zustand von großen Folgen seyn kann, und sie ihn als eins ihrer größten Uebel ansehen sollen; so sollen sie es auch zu einer ihrer vornehmsten Beschäftigungen machen, nachzuforschen, was sie thun, und vornehmlich was für Tugenden sie ausüben können.

Wenn man recht acht darauf hätte; so würde man alle Tage hundert verschiedene Sachen finden, mit welchen man sich beschäftigen könnte. Aber zum Unglücke wollen wir haben, daß die Beschäftigungen uns suchen sollen; da man doch vielmehr in der Einsam-

samkeit die Beschäftigungen suchen, auf dieselben aufmerksam seyn, und sie entdecken sollte.

CII.

Vergangene Uebel sind nichts. Nun vergeht aber alles.

Weder die Krankheiten, noch alle andere Uebel sind in unsern Augen etwas, wenn sie vorüber sind; wir sehen sie nur als Träume an. Da hingegen alles, was uns, wenn wir gesund sind, einnimmt, und der Gegenstand unserer Wünsche ist, von uns, wenn wir krank sind, für nichts geachtet wird.

Man dürfte diesen doppelten Eindruck nur beybehalten, um von allen Sachen in der Welt recht zu urtheilen, und alles Gute und Böse derselben zu verachten.

CIII.

Erweiterung der Dankbarkeit.

Man schränkt seine Dankbarkeit gemeiniglich auf die Gnaden ein, die man unmittelbar von Gott erhält, und auf die Wohlthaten, an welchen man wirklich Theil hat; dieses Verfahren ist indessen gar zu sehr eingeschränkt. Denn die Vorbereitungen der Wohlthaten und Gnaden und alles, was in der Absicht uns gutes zu thun geschieht, sind auch schon Wohlthaten. Und diese Betrachtung erweitert unsere Dankbarkeit gar sehr. Denn es ist gewiß, daß Gott, dessen Wissenschaft unendlich ist, alle Folgen

seiner

seiner Werke gesehen hat; und daß er sie nicht nur gesehen, sondern auch gewollt hat. Er hat von Ewigkeit her an uns gedacht, und alles, woran wir Theil haben, hat er ausdrücklich nur in der Absicht, uns Theil daran nehmen zu lassen, gemacht.

Wenn also ein Mensch seine Dankbarkeit gehörig erweitern will; so soll er dabey zuvörderst voraussetzen:

1. Daß alles, was er durch die Geschöpfe erhält, eine Wohlthat Gottes ist, der von Ewigkeit her Willens gewesen, ihm diese Wohlthat zu erzeigen, und welcher dieienigen, von welchen er sie erhalten, dazu vorbereitet und geneigt gemacht hat.

2. Daß die Vorbereitungen der Wohlthaten, wenn sie mit dieser ausdrücklichen Absicht verbunden sind, Wohlthaten sind.

Nachdem man dieses vorausgesetzt hat; so soll man sich in seinem natürlichen und geistlichen Seyn, und in allem, was die Erhaltung des einen und des andern angeht, betrachten.

Unser natürliches Seyn, das heißt unser Leben, hängt von unzähligen Ursachen ab, welche die göttliche Vorsehung mit einander vereinigt hat (a).

Wenn wir auf die Welt kommen sollten; so müßte eine Welt, es müßten Männer und Weiber seyn, und

(a) Man sehe im zweyten Theile die Abhandlung vom Stande der Großen.

und diese Männer und Weiber müßten sich durch die Ehe mit einander vereinigen. Und wenn sie auf eine solche Art sollten vereinigt werden; so müßten unzählige Umstände zusammen kommen, daß diese Männer und Weiber vor dem Tode bewahrt würden, einander sähen und liebten.

Eine einzige Ehe entsteht nicht anders, als durch die Zusammenkunft unzähliger zufälliger Begebenheiten. Wer kann sich also die unzählige Menge derer, die zur zeitlichen Geburt eines Menschen zusammen gekommen sind, der sechs tausend Jahre nach der Erschaffung der Welt ist gebohren worden, und eine so lange Reihe von Geschlechtern vorstellen? Indessen ist unter dieser unzähligen Menge zufälliger Begebenheiten keine zu finden, bey welcher Gott nicht auf uns gesehen, und die er nicht ausdrücklich so eingerichtet hätte, damit wir möchten gebohren werden.

Eben so verhält es sich auch mit der ersten Hervorbringung des Himmels und der Erde. Gott hat sie mit der ausdrücklichen Absicht erschaffen, daß wir sie brauchen sollen, daß er sie uns geben, und sie zur Erhaltung unsers Lebens dienen lassen möge; und wir sollen eben so davon versichert seyn, als wenn er uns gesagt hätte: Ich habe diesen Himmel, diese Sonne und diese Erde zu eurem Gebrauche erschaffen.

Unsere Geburt hängt von allem ab; von Kriegen, von Staatsveränderungen, von Pest, Hungersnoth,

Ge-

Gesetzen und Policeyen. Es ist also alles um unserwillen gemacht.

Man hat Gesetze gegeben, uns Sicherheit zu verschaffen; man hat Künste erfunden, damit wir gemächlich leben möchten.

Man sieht dieses noch deutlicher in dem, was die Religion angeht.

Gott sah bey allem, was er im alten Testamente that, auf uns, weil wir es genießen, wenn wir die heilige Schrift lesen, und weil das alte Testament nöthig war, Gelegenheit zum neuen zu geben, welches unsere Hoffnung und unsere Glückseligkeit ausmacht.

Das ganze Leben Jesu Christi gehört für uns. Die Blutzeugen haben für uns gelitten. Die Kirche hat um unsertwillen wider die Ketzereyen gestritten. Wir lesen ihre Geschichte, gleich als wir keinen Theil daran hätten; indessen ist alles dieses um unsertwillen geschehen. Der Arianismus ist von dem h. Athanasius zu Grunde gerichtet worden, um uns die Reinigkeit des Glaubens der Dreyeinigkeit zu erhalten. Der h. Augustinus hat wider die Pelagianer gestritten, um uns die Kenntniß und Wissenschaft der Gnade zu versichern.

Das war die eigentliche Absicht Gottes, wir sollen ihm also dafür danken.

Alles ist für Jesum Christum, und Jesus Christus ist für uns.

CIV.

Nöthige Klugkeit, um andere nicht leichesinniger Weise gewisse Begriffe, die man sich macht, mitzutheilen.

Es ist gefährlich, sich schauerliche Vorstellungen von gewissen strengen Lebensarten und gewissen Ständen zu machen. Denn man macht sich in Ansehung dieser Stände schwächer, als wenn man sich darinnen befände, und theilt andern durch seine Reden dieselben Eindrücke mit, welches gefährlich für sie seyn kann. Es giebt Leute, denen das Klosterleben sehr nützlich und heilsam würde gewesen seyn, welche aber nur durch die übertriebenen Begriffe davon sind abgehalten worden, welche sie durch die Reden bekommen haben, die man unvorsichtiger Weise in ihrer Gegenwart geführt hat. Eine verwegene Spötterey kann den Beruf einer Person vernichten, und sie von ihrem Wege abwendig machen. Es ist also sehr nützlich, von allem weislich und mäßig zu reden, und sich den Vorstellungen der Einbildungskraft nicht zu überlassen.

CV.

Kunstgriff der Eigenliebe, seine Fehler vor sich zu verhölen.

Es ist ein Kunstgriff der Eigenliebe, wenn sie wegen eines Fehlers getadelt wird, so gleich nicht auf die Tugend, welche die Mittelstraße zwischen den beyden Abwegen ist, sondern auf das entgegenste-

hende

hende Laster, welches eben so groß ist, als dasienige, weswegen man sie tadelt, zu sehen, und sich auf solche Art zu vertheidigen.

Wenn man also langsamen Leuten sagt, sie verlöhren einen Theil von ihrem Leben durch ihre wenige Thätigkeit; so antworten sie, ihr wollet also haben, daß unsere Köpfe aus Schwefel und Salpeter zusammen gesetzt seyn sollen; gleich als ob es nicht eine Mittelstraße zwischen einer trägen und unthätigen Langsamkeit, und einer übereilten Geschäftigkeit gäbe.

Man schadet nicht nur andern, wenn man ihnen von verschiedenen Fehlern ein Beyspiel giebt; sondern man schadet ihnen auch noch mehr, wenn man sie die Kunst sie zu vertheidigen lehrt. Das thut man nun aber oftmals, ohne acht darauf zu haben. Denn andere bilden sich nach diesem Muster, und lernen, sich in Ansehung ihrer Fehler durch die Kunstgriffe, die man ihnen gezeigt hat, zu rechtfertigen. Man soll also andern von keinem Fehler ein Beyspiel geben, oder man soll sie wenigstens nicht in der Kunst sie zu vertheidigen unterrichten.

Es giebt unzählige Kunstgriffe, sich in Ansehung seiner Fehler zu rechtfertigen, welche aber insgesammt gefährlich und ansteckend sind.

Der Kunstgriff, das entgegenstehende Laster betrachten zu lassen; ist einer davon. Ein anderer ist, dieienigen, welche von diesem Fehler frey sind, als Engel ansehen zu lassen, damit man sich nicht gar zu

sehr wundern möge, daß man keine englische Tugend besitze.

Noch ein anderer ist, an denen, die uns entweder tadeln, oder welche die Tugend besitzen, die wir nicht besitzen, verschiedene Fehler bemerken zu lassen, damit sie bey unserem Fehler keinen Vorzug vor uns haben mögen.

Wenn sich der Stolz vertheidigt; so hat er dabey nicht so wohl die Absicht, daß sein Fehler nicht bekannt werden möge, als vielmehr die Demüthigung desselben zu vermeiden. Nun ist es ihm aber hierzu gleich viel, ob er behauptet, der Fehler, den man ihm vorwirft, wäre kein Fehler, oder ob er an andern eben so große Fehler zeigt. Denn durch das eine und das andere vermeidet man, daß es nicht scheint, als ob man geringer, als sie, wäre.

Da die Demuth die Grundtugend des Christenthums, und die Demüthigung der Weg zur Demuth ist; so heißt es andern einen beträchtlichen Schaden zufügen, wenn man sie die sinnreichen Arten, die Demüthigung zu vermeiden, lehrt.

Nun ist es aber ein sinnreicher Kunstgriff, die Demüthigung zu fliehen, gewisse Tugenden als unmöglich, oder diejenigen, welche sie an sich haben, für eben so fehlerhaft, als andere, ansehen zu lassen.

Da ein jeder gar sehr geneigt ist, in den Tag hinein zu reden, und zu entscheiden; so ist man, um die-

dieser Neigung Einhalt zu thun, verbunden, von allen Sachen zurückhaltend, furchtsam und bescheiden zu reden; und diejenigen, die auf eine entscheidende Art, und ohne sich lange zu bedenken, davon reden, schaden andern gar sehr, indem sie die natürliche Neigung begünstigen.

Man bedenkt die Folgen dieser Fehler nicht gnugsam. Es hat nichts zu bedeuten, sagt man, wenn man auf eine etwas gar zu kühne Art etwas entscheidet, und von etwas redet; das ist aber nicht wahr.

Zum ersten, die entscheidende Mine hintergeht Leute, die keine gar zu große Einsicht haben, und reißt sie hin. Nun ist es aber ein großer Schade, andere zu falschen Urtheilen zu verleiten.

2. Die entscheidende Mine veranlaßt, die Meynung zu behaupten, die man, als man sie vorgetragen, zu der seinigen gemacht hat; es ist also Eigenliebe. Was man sich zu vertheidigen die Mühe nicht würde genommen haben, wenn man es als einen Zweifel vorgetragen hätte, das vertheidigt man, weil man es im lehrenden Tone vorgetragen hat; man läßt sich deswegen in einen Streit ein, und verwickelt sich in alle Folgen des Streits.

CVI.

Der Anfang des Berufs ist oftmals schwach.

Der Anfang eines ieden Berufs ist oftmals sehr schwach und ungewiß, der geringste Wind kann ihn wan-

kend machen, und er ist dem bloß natürlichen Wünschen und Verlangen ganz gleich. Ein im Kloster erzogenes junges Frauenzimmer wird sagen, sie wolle eine Nonne seyn und bleiben, so lange sie im Kloster seyn wird. So bald man ihr aber, nachdem sie es verlassen hat, eine Heurath vorschlägt, so wird sie ohne Mühe darein willigen. Folgt wohl hieraus, daß, wenn sie im Kloster geblieben wäre, und länger eine Nonne hätte seyn wollen, sie also keinen Beruf würde gehabt, oder daß ihr Beruf nur in dem schwachen Verlangen würde bestanden haben, welches sie, eine Nonne zu seyn, hatte blicken lassen? Das folgt gar nicht. Man hätte das Verlangen, welches sie von sich blicken ließ, eine Nonne zu seyn, nicht verachten, sondern unterhalten, und sie nicht eher in dem Kloster aufnehmen sollen, als bis dieses Verlangen wäre für wahr befunden worden und befestigt gewesen. Es würde also ihr Beruf nicht in diesem Verlangen allein bestanden haben, welches höchstens ein geringer Anfang desselben würde gewesen seyn; sondern in dem befestigten und gestärkten Verlangen. Und man muß nicht sagen, man nähme in die Klöster so manchen schwachen und wankenden Willen auf, weil er es in einem gewissen Zustande gewesen ist.

Es ist indessen nicht nöthig, daß der Wille, eine Nonne zu werden, stark gnug ist, allen Gelegenheiten, die in der Welt vorfallen, zu widerstehen, weil man die Welt verläßt, diese Gelegenheiten zu vermeiden; sondern es ist gnug, daß er stark gnug ist,

den

den Gelegenheiten, die in den Klöstern vorfallen, zu widerstehen.

CVII.

Ob es gut ist, sich mit seinem Beichtvater oft zu unterreden.

Man kann nicht überhaupt mit Wahrheit sagen, daß es ein Kennzeichen einer wahren und gegründeten Tugend sey, sich mit seinen Beichtvätern selten zu unterreden.

Es ist nur mehr als zu gewiß, daß viele iunge Frauenzimmer diese Unterredungen mißbrauchen, und sie zur Nahrung ihrer Eigenliebe machen. Es ist aber doch auch gewiß, daß es sehr tugendhafte Seelen giebt, welche, weil sie viel Unvollkommenheiten an sich wahrnehmen, diese Unterredungen aufrichtig wünschen, und sie sich zu Nutze machen; daß, ie mehrere Einsicht sie bekommen, sie auch mehr Unvollkommenheiten und Mängel wahrnehmen; und daß, weil sie gegen sich selbst mißtrauischer werden, sie auch mehr wünschen, in der Abhängigkeit von einem andern zu leben.

Das sind sehr reine und kluge Ursachen, welche machen können, daß man nach der Unterredung mit den Beichtvätern ein Verlangen hat; nämlich das Verlangen nach der Abhängigkeit, welches aus dem Mißtrauen gegen sie entsteht; und die größere Kenntniß, die man von seinen Unvollkommenheiten erlangt,

und welche in ihnen ein Verlangen erregt, sie den Kirchendienern bekannt zu machen, und sie ihnen zu unterwerfen, um sich zu demüthigen.

Es ist aber dagegen auch gewiß, daß, wenn man oftmals mit seinen Beichtvätern so wenig zu reden hat, dieses daher kömmt, weil man keine Einsicht hat, seine Fehler nicht kennt, keine gar zu große Lust sie zu bestreiten hat; diejenigen, in Ansehung derer man sich nicht bessern will, für keine Fehler hält, und nicht gern in einer so großen Abhängigkeit lebt.

Gleichwie es also gute und böse Ursachen giebt, um derentwillen man die Unterredung mit den Beichtvätern sucht; und gleichwie es löblich ist, die Unterredungen, welche sich auf Ursachen der Eigenliebe gründen, zu vermeiden; also ist es hingegen auch lobenswürdig, sie wegen der andern von uns angezeigten Bewegungsursachen zu suchen. Und wenn es ein Fehler ist, die Eigenliebe dabey befriedigen zu wollen; so ist es dagegen auch wider ein anderer Fehler, oder vielmehr ein Beweis eines unvollkommnen Zustandes, es wegen dieser Bewegungsgründe nicht zu wollen.

Es ist ein zweydeutiges Lob, sich mit seinem Beichtvater gern oft zu unterreden. Denn es kann dieses eine Tugend, oder auch ein Fehler seyn, nach dem der Grund ist, aus welchem es herkömmt. Aber diejenigen, welche die Unterredungen nicht suchen,

scheinen

scheinen einen gewissen Fehler zu haben, welcher darinnen besteht, daß sie sich gar wenig kennen, und die Unterwerfung und Abhängigkeit nicht lieben.

Es giebt aber doch einen Fall, wo es kein Fehler seyn würde; wenn nämlich das Leben einer Person so einförmig ist, daß sie wegen aller Handlungen ihres Lebens hinlänglich um Rath gefragt hat, und ihr nichts neues vorfällt, weswegen sie um Rath zu fragen Ursache hätte.

Es ist aber doch gefährlich, iemanden deswegen, weil er wenig um Rath fragt, überhaupt zu loben, weil dieses bey denen, die es hören, die natürliche Neigung, die ein ieder zur Unabhängigkeit hat, nährt, und man sich nach und nach an seine eigene Führung hält.

CVIII.

Verdruß, Vergnügen.

Es ist gefährlich, zu sagen, man müße sich so viel Vergnügen machen, als nöthig wäre, den Verdruß zu vermeiden; es solle also ein ieder voraussetzen, daß er nicht verdrüßlich seyn wolle, und man solle sich so viel Vergnügen machen, als dazu nöthig wäre. Denn diese Regel kann diejenigen, so dabey stehen bleiben wollen, gar sehr betriegen. Ein ieder wird sich einbilden, er sey verdrüßlich, und habe nöthig, sich ein Vergnügen zu machen.

Wenn eine Frau nicht spielt, so wird sie verdrüß-

lich

lich seyn; und damit sie es nicht seyn möge wird sie spielen. Wenn eine andere zu Hause bleibt, so wird sie verdrüßlich seyn; sie muß also ihr Leben mit Besuchen und Gesprächen zubringen, und seyn, wie das Weib, von welchem die Schrift redet, 1. Tim. 5, 13. das nicht in seinem Hause bleiben kann. Endlich wird kein Vergnügen gefunden werden, das man sich nach dieser Regel nicht erlaubt, weil die Beraubung dieses Vergnügens verdrüßlich machen, und der Verdruß es erlaubt machen wird.

Man soll also bey nahe eine ganz entgegengesetzte Regel haben, nämlich diese, in keiner Sache aus Furcht vor dem Verdruße nachläßig zu werden, und den Verdruß wie ein anderes Uebel zu erdulden. Auf diese Art wird unser mehrester Verdruß verschwinden, und die Gewohnheit wird ihn vertreiben. Wenn iemand wirklich so melancholisch, und so verdrüßlich wäre, daß seinem Leibe oder seiner Seele daraus ein merklicher Schade zuwachsen könnte; so würde es ihm doch nicht zukommen, sich dieses Vergnügen zu erlauben; sondern ein kluger Beichtvater würde überlegen müßen, was man aus Nachsicht thun könnte, um zu verhindern, daß dieses Uebel nicht noch größer würde. Ich sage also nicht, daß man dem Verdruße nicht etwas zugestehen könne; sondern ich sage, es muß dieses ein Verdruß seyn, der für unüberwindlich ist erkannt worden, und der auf keine andere Art kann vermindert werden; und überdieses müssen es

auch

auch noch gewisse Ergötzlichkeiten seyn, die nichts gefährliches an sich haben.

CIX.

Tadeln, und gelobt zu werden.

Man muß sich, wenn man andere tadelt, sehr wohl vorsehen, daß man niemanden auf die Gedanken bringen möge, man tadele sie nur, um an sich entgegengesetzte Eigenschaften wahrnehmen zu laßen, und in der Absicht, sie in diesem Stücke unter sich herunter zu setzen; welches vornehmlich zu erkennen gegeben wird, wenn man sieht, daß man, ohne ausdrückliche Beweise, Leute wegen gewisser Fehler im Verdachte hat, um die Hochachtung zu vermindern, die sie wegen ihrer bekannten guten Eigenschaften verdienen.

Lobrede

Lobrede
auf den
heiligen Franz von Paula.

Vade populus meus, intra in cubicula tua, claude oſtia tua ſuper te, abſcondere modicum ad momentum, donec pertranſeat indignatio.

Gehe hin, mein Volk, begieb dich in deine Zellen, ſchleuß die Thüren hinter dir zu, verbirg dich ein wenig und eine kurze Zeit, bis der Zorn vorüber geht. Jeſ. 26, 20.

Dieſe Worte meines Textes halten, meine Herren, nicht nur eine Ermahnung an das Volk Gottes in ſich, ſich in die Einſamkeit zu begeben, um ſich in derſelben durch die Uebungen eines bußfertigen Lebens vor der mannichfaltigen Gefahr in Sicherheit zu ſetzen, in welcher man ſich in der Welt beſtändig befindet, das Leben der Seele zu verlieren, welches die Wirkung des göttlichen Zorns iſt, den uns der Prophet zu vermeiden ermahnt; ſondern man kann auch ſagen, ſie hielten die Quelle des Berufs aller Einſiedler und Ordensperſonen in ſich, die der Kirche Ehre gemacht, und es dahin gebracht haben, daß eine neue Art des Märtyrertodes zu blühen angefangen, nachdem der blutige und in die Augen fallende aufgehört hat.

Die

Die unzähligen Schaaren heiliger Menschen, welche die Wüsteneyen bevölkert, und sich in den Klosterzellen verborgen haben, damit sie in denselben ein ganz englisches Leben führen möchten, haben diese Lebensart nur erwählt, weil sie im Grunde ihres Herzens die innere Stimme Gottes gehört haben; und der Eindruck, den diese mächtige und kräftige Stimme in ihre Gemüther gemacht, hat ihnen auf eine lebhafte Art die Gefahr vorgestellt, in welcher man sich befindet, sich in der Welt ins Verderben zu stürzen, und sie bewogen, ihre Sicherheit in der Entfernung von derselben zu suchen.

Es ist kein Zweifel, daß der h. Franz von Paula die Stimme nicht auf eine ganz besonder Art gehört habe; weil er sich vermöge eines Wunders, von welchem man fast kein Beyspiel hat, sich schon im dreyzehnten Jahre seines Alters der Welt entzogen, und sich in eine schauerliche Einöde begeben hat.

Er ist, meine Herren, dergestalt davon durchdrungen gewesen, daß er es nicht dabey hat bewenden lassen, sie für seine Person zu hören; sondern die Liebe hat ihn gedrungen, sie auch andere hören zu lassen; und hierinnen hat die vornehmste Beschäftigung seines Lebens bestanden. Es halten also diese Worte nicht nur die Quelle seines Berufs und seiner besondern Heiligkeit, sondern auch noch überdieses das herrliche Amt in sich, welches ihm Gott in der Kirche anvertraut hat, wo er ihn gesetzt, den Menschen vorzustellen, wie nöthig sie es hätten, sich in die Einsam-

samkeit zu begeben, nachdem er ihn selbst mit dem Geiste der Buße und der Einsamkeit auf eine ganz besondere Art erfüllt hatte.

Die Ordnung, welche, meine Herren, die Weisheit Gottes beobachtet, besteht darinnen, daß, wenn er einem Auserwählten seine Gnadengaben in einem hohen Grade mittheilt, er ihn hernach durch eben die Gaben, womit er ihn erfüllt hat, zum Werkzeuge der Heiligung anderer macht.

Wenn man also sieht, daß der h. Franz von Paula sein ganzes Leben lang beschäftigt gewesen ist, die Menschen zum einsamen Leben zu berufen, ihnen Zellen zu bauen, und sie in denselben durch die Uebungen eines sehr bußfertigen Lebens zu heiligen; so muß man daraus den Schluß machen, daß er diese Gnadengaben in einem sehr hohen Grade empfangen hatte, und daß sie die vornehmste Ursache seiner Heiligkeit sind. Die herrlichen Wunder, mit welchen ihn Gott vor den Menschen so sehr, als irgend einen Heiligen dieser letzten Zeiten, geehrt hat; alle übrige Eigenschaften, die ihn so berühmt gemacht, und von allem, was in der Kirche und in der Welt groß war, haben bewundern lassen; alles dieses, sage ich, hatte keinen andern Zweck, als ihn in dem Hauptberufe zu bestätigen, die Menschen zur Buße und zum einsamen Leben zu rufen, und ihnen die mannichfaltige Gefahr der Welt vor die Augen zu stellen. Man kann also von ihm, wie von dem h. Johannes, sagen, er sey eine Stimme gewesen, und eine solche,

die

die in der Wüste und in den Städten gerufen habe: Gehe hin, mein Volk ꝛc. ꝛc.

Wir können also, wenn wir diesen Heiligen ehren, und uns einen Begriff von dem Geiste, der ihn in seinem Leben belebt hat, machen wollen, nicht besser thun, als wenn wir diesen Worten folgen, und nach Anleitung derselben betrachten: Zum ersten, was für einen Begriff die Heiligen, wie der h. Franz von Paula, von den Gefährlichkeiten der Welt gehabt haben. Zum andern, was dieser Heilige gethan, und was er andere zu thun bewogen hat, um sich vor diesen Gefährlichkeiten zu bewahren. Zum dritten, was diejenigen, die an die Welt gebunden sind, oder nicht Kräfte gnug sie zu verlassen haben, thun können, um sich selbst davor in Sicherheit zu setzen. Ave Maria.

I. Theil.

Wenn ich ihnen, meine Herren, sagte, diese Welt wäre eine unfruchtbare und schauerliche Wüste, die auf der einen Seite von der Sonnenhitze verbrannt würde, und auf der andern von der Strenge einer unerträglichen Kälte starrte; sie würde fast nur von wilden Thieren und Drachen bewohnt; man fände auf ihr weder Wasser, seinen Durst zu stillen; noch Speisen, sein Leben zu erhalten; noch auch einen Weg, um aus einem so elenden Orte herauszugehen: Wenn ich ihnen sagte, die Felder wären in derselben mit stinkenden todten Körpern

bedeckt, die für die lebendige Körper ein Gift in die Luft aushauchten; man könne nicht umhin, diese ansteckende und vergiftete Luft in derselben in sich zu schlucken, und daher käme es, daß die wenigen Einwohner, die sich noch in derselben befänden, ganz schwarzgelb und verunstaltet aussähen, und ein elendes und schmachtendes Leben darinnen führten, weil sie immer einer von so vielen Ursachen des Todes, die sie umgeben, unterliegen wollten; würde ihnen dieses, meine Herren, nicht als ein Spiel des Witzes, und als eine von der Einbildungskraft hergenommene Erdichtung, nicht aber als eine Wahrheit vorkommen?

Indessen kommen, meine Herren, diese Bilder, die ich aus der Schrift entlehnt habe, und welche sie braucht, die geistlichen Uebel der Seelen, unter dem Bilde des mannichfaltigen zeitlichen Elendes, vorzustellen, der Wirklichkeit der Sachen in keinem Stücke bey, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man spricht, die Welt wäre für die Seelen weit gefährlicher, als es der Ort, den ich itzt beschrieben habe, für die Leiber seyn würde. Der unendliche Unterschied, der unter den Gütern und Uebeln der Seele und den Gütern und Uebeln der Leiber, unter dem geistlichen Tode der Seelen und dem leiblichen Tode, unter der Ewigkeit und Zeit ist, macht, daß alle Vergleichungen schwach und klein, und von der Wahrheit allemal unendlich weit entfernt sind.

Daß wir aber, meine Herren, von dem, was uns den leiblichen Tod droht, so sehr gerührt werden, kömmt daher, weil wir alle wissen, worinnen das Leben und der Tod des Leibes besteht; da hingegen sehr wenige wissen, worinnen das Leben und der Tod der Seelen besteht. Und darum ist sehr viel daran gelegen, dieses so gleich recht zu zeigen, weil das Verlangen, dieses Leben der Seele zu erhalten, und die Furcht es zu verlieren, alle heilige Ordenspersonen, und besonders den h. Franz von Paula, angetrieben hat, die Welt zu verlassen, und in der Einsamkeit eine Freystatt zu suchen.

Man muß also wissen, was der h. Augustinus sehr oft sagt, wenn er spricht (a): Es giebt zwey Leben, ein Leben des Leibes, und ein Leben der Seele. Und gleichwie die Seele das Leben des Leibes ist; also ist auch Gott das Leben der Seele. Der Leib stirbt, wenn sich die Seele von ihm trennt; und die Seele stirbt, wenn sie sich von Gott trennt. Duæ vitæ sunt, una corporis, altera animæ: sicut vita corporis anima, sic vita animæ Deus: quomodo, si anima deserat, moritur corpus; sic anima moritur, si deserat Deus. Es liegt hierinnen nichts verblümtes; sondern es ist alles eigentlich, und wie die Worte lauten, zu verstehen. Da die Seele ein Geist ist; so lebt sie nur durch ihre Erkenntniß und Liebe. Wenn sie also

(a) In Pf. 70. Serm. 2. n. 3.

Gott erkennt, und ihn liebt; so findet sie in Gott ihr Leben, und ein seliges Leben, weil Gott ihr höchstes Gut ist. Und darum sagt die Schrift, die Weisheit giebt ihren Kindern das Leben: Sapientia filiis suis vitam inspirat. Sir. 4, 12. Das heißt, Gott, der die Weisheit, macht die Seelen derer, in welchen er wohnt, lebendig, indem er ihnen seine Erkenntniß und Liebe einflößt.

Wenn also die Seelen diese Liebe verlieren; so folgt daraus, daß sie das Leben verlieren, und in den geistlichen Tod fallen.

Was uns aber bey diesem Tode betriegt, ist dieses: An statt, daß der Leib, wenn er von der Seele getrennt worden, augenscheinlich todt zu seyn scheint, weil in ihm nichts die Stelle der Seele einnimmt; so bekömmt hingegen die Seele, wenn sie von Gott durch den Verlust seiner Liebe getrennt worden, zu eben der Zeit eine andere Liebe, welche die Liebe der Welt ist, die ihr ein falsches Leben giebt, nnd macht, daß sie ihren wirklichen Tod nicht einsieht.

Ich sage ein falsches Leben, weil es die Beraubung des wahren Lebens in sich faßt; und darum nennt es der Apostel Paulus einen Tod: Prudentia carnis mors est: Die Liebe der weltlichen Dinge ist der Tod der Seele. Röm. 8, 6.

Man muß also hieraus lernen, meine Herren, die Todten von den Lebendigen zu unterscheiden. Die, so Gott lieben, leben, weil sie die Quelle des wahren

Lebens

Lebens in sich haben; aber die, welche ihn nicht, und nur die Welt lieben, sind wirklich todt, weil sie dieses Leben verlohren haben, und ihr Leib nur noch das Grab einer todten Seele ist, wie der h. Augustinus sagt: Animæ mortuæ corpus sepulcrum est (a). Sie sind nicht nur Gräber, sondern auch gewissermaaßen vergiftete todte Körper, weil nichts mehr ansteckt, als dieser geistliche Tod. Der Tod geht mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit einer Seele zur andern fort, er dringt und schleicht sich durch alle Sinne ein, und theilt sich durch dieselben mit. Diejenigen, welche die Welt lieben, flössen die Liebe zu ihr durch alles, was sie thun, ein; alles hat dieses Kennzeichen an sich, und man wird an ihnen nichts gewahr, das sie anderer ihrem Herzen nicht einprägen könnte. Nun heißt aber die Liebe zur Welt einflößen, den Tod einflößen.

Es ist nicht schwer, uns nach diesen Grundsätzen den Begriff zu machen, den wir von den Gefährlichkeiten der Welt haben sollen. Denn was sieht man in ihr anders, als Liebhaber der Welt, das heißt Leute, die von der Liebe zu den Ergötzlichkeiten, den Ehrenstellen, den Besitzungen und dem Glanze der Welt eingenommen sind? Was ist der Bewegungsgrund von dem, Verhalten der mehresten von denen, die man in ihr kennt? Was ist der Gegenstand ihrer Gedanken, und die Materie ihrer Unterredungen? Ich rede hier nicht von einer eingebildeten

(a) In Ps. 87. n. 11.

Welt, sondern von derienigen, mit welcher die Städte, die Aemter und Bedienungen angefüllt sind, und die so gar in den Kirchen zusammenkömmt. Ich weis, daß Gott seine Auserwählten allenthalben hat, und daß der gute Saame überall mit der Spreu vermischt ist; urtheilet aber einmal von seiner Seltenheit nach dem, was ich gesagt habe. Nur diejenigen sind ein guter Saame, die von der Liebe Gottes eingenommen sind, und welche von Gott und durch Gott leben; das übrige ist Spreu und Unkraut.

Es ist umsonst, daß ihr einwendet, es wären aber doch ehrliebende Leute, die niemandem Unrecht thäten, und keine groben Ausschweifungen begiengen. Das kann von einigen wahr seyn; es ist aber gewiß nur von wenigen. Und wenn man das Leben der mehresten Weltmenschen recht untersuchet; so würde man offenbare und nicht zu entschuldigende Laster und Schandthaten darinnen wahrnehmen. Die mehresten sind schon von ihrer Jugend an todt, und haben das Leben niemals durch eine wahre Busse wiedererlangt; sie haben nur eine heydnische Ehrbarkeit in ein offenbar strafbares Leben eingeimpft. Die andern begehen ingeheim allerhand Unordnungen und Ausschweifungen. Einige hegen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, in Religionssachen freydenkerische Meynungen; andere tragen kein Bedenken, von ihrem Nächsten übels zu reden; noch andere begehen allerhand Ungerechtigkeiten, und wiederum andere sind deswegen strafbar, weil sie eine Simonie

began-

begangen, und die Würden der Kirche unrechtmäßiger Weise an sich gerissen haben.

Ich will aber zugeben, daß man ihnen von diesem allen nichts Schuld geben kann; es ist gnug, um vor Gott todt zu seyn, von dem Geiste Christi nicht belebt zu werden: Si quis spiritum Christi non habet, hic non est eius. Röm. 8, 9. Nun ist aber der Geist Christi ein Geist des Gebeths; er ist ein Geist, welcher antreibt, das Fleisch zu hassen, und die Sinne zu tödten: Si spiritu facta carnis mortificaveritis, vivetis. Röm. 8, 13. Endlich ist er ein Geist der Gerechtigkeit gegen Gott, welcher macht, daß man ihn allem vorzieht, und sein Leben und seine Handlungen auf ihn bezieht. Wer diese Kennzeichen und Merkmaale nicht an sich hat, hast Christi Geist nicht; und wer Christi Geist nicht hat, kann nur von dem Geiste der Welt belebt werden.

Hieraus kann man gar leicht urtheilen, wie gefährlich die Welt für die Seelen ist, und in was für einer Gefahr sie sich befinden, das Leben in derselben zu verlieren. Es ist so gar schwer, die groben Laster in ihr zu vermeiden, weil sie daselbst so gewöhnlich sind, daß man nach und nach anfängt, keinen Abscheu vor ihnen zu haben, und es so gar welche giebt, die nicht mehr für Laster gehalten werden, weil sie gewöhnlich geworden sind.

Es hat zu allen Zeiten Schandthaten und Ausschweifungen gegeben, die waren aber doch von den

itzigen darinnen unterschieden, daß sie gewissermaaßen durch die Kirchenzucht zugedeckt und begraben wurden, welche sie mit dem Abscheue, den die gemeinen Christen davor hatten, und mit der Buße bestrafte, welche die, so davon abließen, dafür thaten, und es dadurch dahin brachten, daß sie andern nicht schaden und ansteckend werden konnten. Aber die größte von den Sünden, die iezo begangen werden, ist diese, daß sie keinen Abscheu erregen. Man sieht fast niemanden, der Buße dafür thäte. Man denkt gar wenig daran; niemand wird dafür gestraft, oder dadurch entehrt. Es sind also todte Körper, die weder begraben, noch zugedeckt sind, und welche erfahren, was der Prophet in folgenden Worten angezeigt: Mortibus ægrotationum morientur, non sepelientur, in sterquilinium super faciem terræ erunt: **Sie werden an verschiedenen Krankheiten sterben, nicht begraben werden, und wie der Koth auf dem Erdboden herum zerstreut seyn.** Jerem. 16, 4. Das heißt, das Beyspiel dieser Uebelthaten wird die Kirche anstecken, weil man sie nicht zugedeckt hat, und sie werden frey und ungestraft begangen werden.

Wenn man aber auch das Glück hätte, dieses unordentliche Leben zu vermeiden, wie ist es wohl möglich, lange in der Welt zu leben, und in ihr der tödtlichen Kälte, das heißt, der Verlöschung der Liebe Gottes, entgehen, die man an den Verhalten der mehresten Christen wahrnimmt, und welche hinläng-

lich

lich ist, sie vor Gott sterben zu lassen? Ich berufe mich hier auf ihr Gewissen, meine Herren, und frage sie, ob sie wohl viel Leute in der Welt antreffen, deren Beyspiel und Worte sie antreiben, Gott zu lieben, welche ihnen die Verachtung der Welt einflößen, und sie unterrichten, die Begierde, und alles, was der Apostel die weltlichen Lüste nennt, Tit. 2, 12. zu hassen? Ich frage sie, ob alle Reden fast aller derjenigen, die man darinnen sieht, und mit welchen man umgeht, etwas anders einflößen, als die Hochachtung und Liebe der weltlichen Dinge; ob dieses nicht dasienige ist, wovon in den Gesellschaften gemeiniglich geredet wird, und ob man, wenn man aus denselben zurückkömmt, mehr Lust und Liebe zum Gebethe und zur Buße hat? Machen sie hieraus den Schluß, daß das ganze Leben der Welt auf den Tod der Seele abzielt, daß es die Liebe zur Welt einflößt, und die Liebe zu Gott auslöscht. Die Verlöschung der Liebe zu Gott ist, wie ich bereits gesagt habe, allein hinlänglich, die Seelen zu tödten; und um sie auszulöschen, ist es gnug, sie nicht zu nähren, nicht zu unterhalten, und nicht zu ermuntern. Eine iede Liebe hat Thätigkeit, Nahrung und Uebung nöthig. Läßt man sie müßig; so vergeht sie und verlischt. Die Liebe zu Gott wird durch das Gebeth, durch die Andacht, durch die heiligen Handlungen und durch die guten Werke unterhalten; hieran denkt man aber in der Welt gar nicht.

Es kommen also die einen durch die groben Sün-

den als durch Schwert, und die andern durch Hunger, das heißt durch den Mangel der geistlichen Uebungen, um. Wenn ich spricht Jeremias, hinaus aufs Feld gehe, so erblicke ich nichts, als Körper, die mit dem Schwerte sind getödtet worden; und wenn ich in die Stadt gehe, so sehe ich nur Leute, die vor Hunger sterben: Si egressus fuero in agros, ecce occisi gladio; si introiero in civitatem, ecce attenuati fame. Jerem. 14, 18. Man mag nun aber vor Hunger, oder durch das Schwert sterben, so ist man doch einmal wie das andere todt; man geräth einmal wie das andere in die Sclaverey des Teufels, man wird seine Beute, sein Glied, sein Thier, animalia diaboli; und verfällt so gar oftmals aus diesem unmerklichen Tode, der aus der Verlöschung der Liebe Gottes entsteht, in den Tod, der wegen der groben Sünden sichtbar ist.

Denn ich kann nicht umhin, meine Herren, ihnen im Vorbeygehen einen schädlichen Irrthum bekannt zu machen, der in der Welt herrscht, und darinnen besteht, daß man in ihr fast weiter an nichts denkt, als gewisse äußerliche Wirkungen der Leidenschaften zu vermeiden, aber nicht dafür sorgt, sich vor den Ursachen dieser Wirkungen, welche die Leidenschaften selbst sind, in Sicherheit zu setzen.

Es werden z. B. keine Mütter gefunden, die so wenig Ehre und Gewissen hätten, daß sie haben wollten, ihre Töchter sollten sich zu Freyheiten verleiten lassen,

lassen, die sie vor den Menschen zu Schanden machen könnten. Diese äußerlichen Wirkungen der Leidenschaften suchen sie zu vermeiden; sie lassen es sich aber gar wohl gefallen, daß sie thun, was sie können, um sich schön und angenehm zu machen. Sie unterhalten die Leidenschaften durch ihre Reden. Sie wollen haben, sie sollen in die Gesellschaften und Zusammenkünfte gehen, wo sich ihnen iunge Leute gefällig zu machen suchen; das heißt, sie achten es für nichts, daß diese iungen Frauenzimmer die Liebe zur Welt begierig in sich schlucken, und sich den Kopf mit den Vorstellungen ihrer Ergötzlichkeiten anfüllen. Wer hat ihnen aber gesagt, daß dieses Gift, wenn es in schwache und zarte Herzen eingedrungen ist, in denselben seine natürlichen Wirkungen nicht hervorbringen werde? Es würde schon ein sehr großes Unglück seyn, sie Liebhaberinnen der Welt und ihrer selbst zu machen, und sie in die Gottesvergessenheit fallen zu lassen; aber dieses geht gemeiniglich noch weiter. Wer kann Feuer in seinen Händen tragen, ohne sich zu verbrennen; und wer kann Pech angreifen, ohne sich zu besudeln, sagt die Schrift, Sir. 13, 1.? Dem Leibe nach stirbt man nur einmal; aber der Seele nach unzähligemal. Ein Tod bringt den andern hervor. Die Gegenstände der Welt, mit welchen die Seele angefüllt wird, machen, daß sie Gott vergißt, und die Liebe zu ihm in ihr erlöscht. Unterdessen unterläßt man nicht, sich, der Gewohnheit nach, bey den Sacramenten einzufinden; und indem man sich dabey einfindet, entheiligt

ligt man sie. Man fällt dadurch in die Härtigkeit und Blindheit des Herzens; die Vorstellungen der Sünde werden lebhafter, und die Versuchungen stärker. Man fällt so gleich in den Gedanken, und geht so gar bisweilen noch weiter.

Ich habe kein Bedenken getragen, meine Herren, mich ein wenig bey diesem Bilde der Welt aufzuhalten, vor welchem sich die Heiligen entsetzt haben, und welches sie bewogen hat, sich aus ihr wegzubegeben. Die Reden, die man ihnen zu Ehren hält, haben vornehmlich die Erbauung der Völker zur Absicht; und es heißt sie zu erbauen, wenn man ihnen zeigt, warum die Heiligen die Lebensart, die sie zu Heiligen gemacht, ergriffen, was sie gethan, und was sie gesucht haben. Nunmehro muß ich ihnen etwas anders zu betrachten geben, das in seiner Heiligkeit eben so bewundernswürdig ist, als ihnen jenes wegen seiner Unordnung und Ausschweifung hat schrecklich vorkommen müssen. Dieses ist das Bild des h. Franz von Paula, der im dreyzehnten Jahre seines Alters die verderbte Welt verläßt, und sich in eine Einöde begiebt, in welcher er den Grund zu einem neuen Orden und zu neuen Colonien, nicht für die Erde, sondern für den Himmel legt. Das ist der Innhalt meines zweyten Theils.

II. Theil.

Wenn der h. Augustinus den Manichäern die große Tugend der heiligen Einsiedler, welche zu

seinen

seinen Zeiten der Kirche Ehre machten, vorstellen will; so thut er zuvörderst diese Frage an sie (a): Saget mir einmal, was sehen dieienigen, welche nicht umhin können die Menschen zu lieben, und doch die Menschen nicht sehen können? Quid est, quæso, quod vident, qui non possunt hominem non diligere, & tamen possunt hominem non videre? Aber wie vielmehr Ursache würde man nicht haben zu fragen, wenn man sieht, daß ein dreyzehnjähriges Kind die Welt und seines Vaters Haus verläßt, um sich, nicht in ein wohleingerichtetes Kloster, wo es von der Führung eines Vorstehers, und dem Beyspiele vieler Ordenspersonen unterstützt würde, sondern in eine Wüste, und tief in einen Wald hinein zu begeben; wie vielmehr Ursache, sage ich, hat man nicht zu fragen, was dieses heilige Kind sah, womit sich sein Verstand in dieser heiligen Einsamkeit beschäftigte, und was machte, daß ihm dieser Wald nicht so schauerlich vorkam? Es mußte ohne Zweifel etwas großes sehen, um bey einem so unerhörten Entschluße zu bleiben.

Es sah, meine Herren, die geistliche Ermordung der Seelen, die ich vorgestellt habe. Es sah und floh, wie der Apostel Petrus sagt, das Verderben der Begierde, die in der Welt ist: Fugientes eius, quæ in mundo est, concupiscentiæ corruptionem. 1. Petr. 1, 4. Es sah die Erkaltung der Liebe, die man

(a) De moribus Eccl. L. 1, c. 31, n. 65.

man darinnen gewahr wird. Es sah und floh die ansteckende Seuche der Sünden, die darinnen herrschen. Es kam ihm alles leicht vor, wenn es nur diese Gefährlichkeiten vermeiden konnte. Aber sein Verstand stellte sich nicht nur vor, meine Herren, wie gut es sey, von der Gefahr der Welt befreyt zu seyn; sondern er unterhielt sich auch mit Gott und seiner Gerechtigkeit, indem er sie unaufhörlich betrachtete.

Wer würde sich vorstellen können, was in dieser Einsamkeit zwischen Gott und dieser reinen unschuldigen Seele vorgeht? Das hat sich Gott allein vorbehalten. Man kann sich aber doch gar leicht vorstellen, daß ihn Gott nur in der Absicht, ihn mit ganz außerordentlichen Gnadengaben zu erfüllen, zu einem so außerordentlichen Leben berufen, und daß er dieses Herz nur deswegen sehr ausgeleert hat, damit er es mit sich selbst auf eine vortheilhafte Art erfüllen möchte. Gleichwie Gott den Seligen alles, ihre Kleidung, ihr Trank, ihre Speise und ihr Licht seyn wird; also war er auch dem Franz von Paula in diesem zarten Alter alles. Franz war nicht etwan ein Gelehrter, der sich mit dem Lesen der h. Schrift, und mit der Betrachtung der Geheimnisse derselben beschäftigte; sondern eine reine und geistreiche Seele, die von Gott lebte, und aus dieser heiligen Quelle die Wissenschaft Gottes und die Wissenschaft der Heiligen schöpfte. Gott war seine Freude, seine Nahrung, seine Beschäftigung, sein Buch und sein Licht alles zusammen. Kein Mensch hat an der Bil-

dung

dung dieses vortrefflichen Schülers Theil gehabt, und in dieser geheimen und göttlichen Schule hat er alle Einsichten, die er hernach den Menschen mitgetheilt hat, bekommen.

Gott wollte aber nicht haben, daß die Gaben, mit welchen er ihn so reichlich überschüttete, in ihm lange verschloßen bleiben sollten; das Becken gieng von seiner Fülle gar bald über. Und gleichwie Gott an dem h. Franz von Paula das erstaunenswürdige Wunder eines dreyzehniährigen Einsiedlers, der sich ganz allein in einem Walde erhielt, gezeigt hatte; also ließ er auch an seiner Person ein anderes sehen, das eben so sonderbar ist. Dieses war das Wunder eines achtzehniährigen Stifters eines Ordens, der in diesem Alter Jünger versammlete, die sich seiner Führung anvertrauten, und deren geistlicher Gesetzgeber und Seelsorger er wurde.

Wie erhaben sind, o Herr, deine Wege über die Gedanken der Menschen! und wie wenig hängst du von deinen eigenen Regeln ab! Wer würde nicht die Führung eines achtzehniährigen iungen Menschen ohne Wissenschaft und Erfahrung so gleich als ein bloßes Hirngespinnst verworfen haben, eines iungen Menschen, der die Stelle eines Seelsorgers bey ihnen vertritt; der sich unterfängt, sie zum höchsten Grade der christlichen Tugend zu erheben; der ihnen eine Lebensart vorschreibt, die unter den geistlichen Orden kein Beyspiel hatte, und welcher endlich den

Grund

Grund zu einem neuen Orden legt? Wer würde ein so verwegenes Unternehmen nicht so gleich getadelt haben? Aber wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? spricht Paulus. Quis accusabit adversus Electos Dei? Gott selbst rechtfertigt sie. Wer will sie verdammen? Röm. 8, 33. Für einen jungen Menschen von achtzehn Jahren ist es eine wichtige Sache einen Orden zu stiften; aber für Gott ist es nichts wichtiges, durch einen Menschen, er sey wer er wolle, zu thun, was er will. Der Mensch vermag mit Gott alles, und die Reife der Weisheit, nicht aber die Reife der Jahre, macht diejenigen zu allem geschickt, die Gott zu so ausserordentlichen Aemtern und Verrichtungen bestimmt.

Selbst die Einfalt, mit welcher sich dieser Heilige dieser Sache unterzog, war ein Kennzeichen von der Reinigkeit seines Herzens und seines Berufs. Die blosse Liebe stellt nicht so viel Betrachtungen an, und hat nicht so viel Rücksichten. Franz von Paula sieht, daß die Seelen in der Welt umkommen, er kann nicht umhin, ihnen Freystätte zu errichten. Er sieht, daß die Buße erkaltet ist; er kann nicht umhin, sein möglichstes zu thun, ihr Feuer anzufachen. Er nimmt sich also vor, denen neue Zufluchtsörter zu bereiten, welchen Gott ein Verlangen darnach eingiebt; und so ließ er das Volk, noch mehr durch sein Beyspiel, als durch seine Worte, diese prophetische Stimme hören: Gehe hin, mein Volk, begieb dich in deine Zellen: Vade, populo meus, intra

intra in cubicula tua. Aber der h. Franz von Paula, la ließ es dabey nicht bewenden. Es ist ein geringes, die Welt zu verlassen, wenn man sie in sich selbst nicht zu Grunde richtet. Es giebt inwendig eine Welt, wie es auswendig eine giebt. Es giebt ein innerliches Verderben, wie es ein äußerliches giebt, und selbst das äußerliche wirkt nur durch das Verständniß, welches es in uns antrifft, in uns. Man muß also dem einen, wie dem andern, abzuhelfen suchen. Wir haben insgesammt eine heftige Neigung zum Glanze und zum Vergnügen, und diese bösen Neigungen wissen Mittel zu finden, sich auch so gar in der Einsamkeit zu befriedigen, wenn man sich nicht alle Mühe giebt, die Thüre des Herzens vor ihnen zu verschließen, indem man sie nicht in diese Versuchungen kommen läßt. Und auch dieses empfiehlt uns der Prophet in folgenden Worten: Claude ostia tua super te: Schleuß deine Thüren hinter dir zu. Verschleuß den Eingang in dein Herz vor den Gegenständen der Welt, und den äußerlichen Versuchungen. Verschleuß es vor den innerlichen Versuchungen, damit deine Seele nicht von selbst eine Lust und Neigung bekommen möge, ihnen nachzugehen: Gehe deinen Lüsten nicht nach. Sir. 18, 30.

Man thut dieses, ihr Christen, wenn man sich heiligen Regeln unterwirft, und eine Lebensart erwählt, die solche Versuchungen abschafft. Und das hat auch der h. Franz durch das Leben gethan, das

er selbst geführt, und welches er in dem Orden, den er gestiftet, eingeführt hat. Es würde etwas leichtes seyn, euch zu zeigen, wie er alle Zugänge zu allen Lastern zu versperren, und allen Ausschweifungen zuvorzukommen gesucht hat. Ich will es aber dabey bewenden lassen, daß ich euch zeige, wie er dem Stolze die Thüre durch die Demuth, die er in seinem Orden eingeführt, und sie der Liebe zum Vergnügen durch die strenge Lebensart verschlossen hat, zu welcher man sich in demselben ganz besonders bekennen mußte.

Es ist gewiß, meine Herren, daß der Stolz die größte Thüre der Sünde ist. Gleichwie sie sich dadurch in die Seele des ersten Menschen einzuschleichen angefangen hat: Initium omnis peccati superbia; Sir. 18, 5. also schleicht sie sich dadurch auch gemeiniglich in das Herz seiner Kinder ein. Man unterliegt den großen Sünden nicht eher, als bis man vorhero der Versuchung des Stolzes unterlegen hat, und man sieht täglich aus der Erfahrung, daß diese Worte der Schrift wahr sind: Ante ruinam exaltatur spiritus: Der Geist erhebt sich vor seinem Falle durch den Stolz. Sprichw. 19, 10.

Nun hat der h. Franz in seinem Orden alles gethan, was er nur gekonnt hat, diese Thüre der Sünde zu verschließen. Alles athmet so wohl in seinem Leben, als in seiner Regel, nur Demuth. Er hat keinen Orden gelehrter Leute, sondern einen Orden einsamer Ordenspersonen stiften wollen, welche die Kirche dnrch ihre Demuth und Einfalt erbaueten

Den

Den übrigen Orden hat er alle Vorzüge der Ehre überlassen; zum Kennzeichen des seinigen hat er die Demuth erwählt, und die Gesinnung anzeigen wollen, die er in demselben selbst durch den Namen der Mindern, das heißt der sehr Kleinen, den er seinen Jüngern beygelegt, einzuflößen gesucht hat.

Diese erniedrigenden Worte und Ausdrücke sind etwas gar geringes in dem Munde des gemeinen Volks, welches sich derselben aus Ceremonie, aus Höflichkeit und Verstellung bedient; aber bey einem Heiligen, wie der h. Franz von Paula war, waren sie Kennzeichen einer wahren und wirklichen Gesinnung, und eines beständigen Merkmaals, das er seinem Orden gegeben hat, und welches ihn von den andern unterscheidet. Die Wahrheit stimmte mit dem Namen überein, und die heiligen Jünger dieses heiligen Meisters führten den Namen der Mindern wirklich nur deswegen, weil sie in ihren eigenen Augen die kleinsten waren, und die Kirche durch ein besonderes Bekenntniß der Demuth erbaueten.

Es giebt viel Leute, welche, wenn sie zum Abendmahle gehen, die Worte des Hauptmanns im Evangelio aussprechen: Herr, ich bin nicht werth Matth. 6, 8. es werden aber wenige gefunden, deren Glaube und Demuth einiges Lob verdienen. Indessen erlangte der Hauptmann, als er sie zuerst aussprach, von Christo selbst diesen Lobspruch: Einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden: Non inveni tantam fidem in Israel.

Eben so kann man auch sagen, ob sich gleich viel Leute durch diese Worte demüthigen, ohne deswegen demüthiger zu seyn; so verdiente doch der h. Franz von Paula, indem er seinen Brüdern den Namen der Mindern beylegte, und sie unter alle andere herunterseßte, daß Gott sagte: Eine so große Demuth habe ich in Israel nicht gefunden; weil seine Gesinnung ganz aufrichtig war, und er sich vor Gott noch mehr gedemüthigt hatte, als er sich vor den Menschen demüthigte. Und darum hat er in seinem Orden nichts leiden können, das nach Glanze und Hoheit schmeckte; und es ist kein Ordensstifter gewesen, der sich mehr Mühe gegeben hatte, als er, dem Geiste des Stolzes und der Herrschsucht zuvorzukommen.

Das Ansehen der Obern ist nirgends gemäßigter und eingeschränkter, als hier. Er hat so gar gewollt, daß es vernichtet würde, und daß auf dasselbe allzeit ein Jahr des Gehorsams und der Unterwerfung folgte, damit seine Ordenspersonen über der Gewohnheit zu befehlen die wesentliche Tugend ihres Ordens, welche die Demuth ist, nicht vergessen möchten.

Alles dieses giebt zu erkennen, daß der h. Franz von Paula ganz besonders besorgt gewesen ist, dem Stolze alle Thüren zu verschließen, und ihn allenthalben zu tödten. Und da diese Sorgfalt bey ihm ohne Zweifel von einer tiefen Demuth herrührte; so kann man seine Heiligkeit nicht besser, als dadurch, erheben. Denn die Demuth ist eigentlich das Maaß

der

der christlichen Tugend, und man ist in dem Christenthume nur in so fern groß, als man in demselben demüthig ist. Christus ist vornehmlich in die Welt gekommen, daß er in ihr den Stolz ausrotten möchte: Propter hoc magnum superbiæ peccatum, Deus humilis venit, spricht der h. Augustinus (a). Je mehr man also den Stolz in sich ausgerottet hat, desto mehrern Antheil hat man an der Ankunft Jesu Christi, und desto mehrern Nutzen hat man von seiner Menschwerdung, welche die Quelle der wahren Größe ist.

Es ist also, meine Brüder, der größte unter allen Titeln der Titel der Mindern, den ihr führet, und welchen ihr als ein heiliges Erbtheil von eurem heiligen Stifter bekommen habet, wenn er nur in euch, wie in ihm, eine aufrichtige Gesinnung ausdrückt, die mit eurem Namen übereinkömmt; wenn Gott in euch nur demüthige Seelen erblickt, die Feinde nicht nur von der äußerlichen Pracht, von welcher euch euer Stand entfernt, sonder auch von der Liebe und Hochachtung der menschlichen Eigenschaften, als der Gelehrsamkeit, des Witzes, der Beredsamkeit und Artigkeit sind, die sich bis in eure Zellen einschleichen, und in denselben den Geist der Demuth und der Einfalt, welcher das Kennzeichen eures heiligen Ordens seyn soll, schwächen oder wohl ganz und gar vertreiben können.

Die andere Thüre, die der h. Franz von Paula mit einer ganz besondern Sorgfalt verschloß, war die

(a) In Ps. 28, n. 15.

die Thüre des sinnlichen Vergnügens, zu welchem sich die Seele in den einsamsten Wohnungen würde können verleiten lassen; und dafür hat er durch die strenge Enthaltung und das beständige Fasten gesorgt, welches er seinen Orden vorschrieb, als man es in der ganzen übrigen Kirche sehr nachläßig beobachtete.

Er wollte haben, meine Herren, die heilige Gesellschaft, die er stiftete, sollte sich vermittelst eines besondern Gelübdes zu der allgemeinen Buß der Christen verbinden; sie sollte ihr ganzes Leben thun, was die gemeinen Christen nur eine kurze Zeit ungern zu thun anfiengen, und sie sollte also die Bußfahne vor allen Völkern hertragen, indem sie sie lehrte, dieses Mittel, ihre Sünden wieder gut zu machen, gern zu brauchen.

Die Welt weis wider eine so heilige Einrichtung vieles vorzubringen, und die Ungemächlichkeiten zu vergrößern, die sie denen, so sich dazu bekennen, zuzieht; es kömmt dieses aber daher, weil ihr die wahren Gründe, auf welchen sie beruht, unbekannt sind.

Gott hatte dem ersten Menschen den freyen Gebrauch der Geschöpfe zugestanden, weil ihn, da er keine Begierde hatte, nichts reizte, sie zu mißbrauchen. Er hatte also keine strenge Lebensart, keine Enthaltungen, keine Fasten und keine besondern Regeln nöthig, sondern an der allgemeinen Regel der Mäßigung gnug. Seit dem aber die menschliche Natur mit der Sünde ist befleckt worden, und die Seele des Menschen durch dieselbe eine starke Neigung

gung zu dem sinnlichen Vergnügen bekommen hat; so gestattet Gott dem Menschen diesen Gebrauch der Geschöpfe mit derselben Freyheit nicht mehr. Seine Gerechtigkeit verlangt vielmehr von ihm, sich derselben so sehr, als er nur kann, zu berauben, weil es billig ist, daß er sich straft und tödtet, daß er sich dieses Gebrauchs unwürdig achtet, daß er sich auf die Nothdurft einschränkt, und es ihm so gar nützlich und heilsam, diese Nothdurft so sehr, als er nur kann, einzuschränken.

Da der Gebrauch der Geschöpfe, seit dem Sündenfalle, allzeit eine Versuchung für die Seele gewesen ist; so schließt man, ie mehr man diesen Gebrauch einschränkt, auch desto mehr Versuchungen aus. Es will also der Trieb der christlichen Gnade haben, sich ihrer zu berauben, und sich so gar durch heilige Gesetze zu dieser Beraubung anheischig zu machen.

Was ist also das Gelübde eines beständigen Fastens? Es ist die Ausschließung unzähliger Versuchungen, die aus der Verschiedenheit der Speisen entstehen, zu deren Beraubung der h. Franz von Paula seinen ganzen Orden verbunden hat. Wenn er alle Arten von Speisen hätte untersagen können; so würde er es gethan haben. Weil er es aber nicht thun konnte; so schloß er so viel davon aus, als nur möglich war. Und da er sich genöthigt sah, der Nothdurft nachzugeben; so schränkte er sie so genau ein, als es die Natur verstatten konnte.

Aber, spricht man, das ist unbequem; es ist wahr; es kömmt aber dieses daher, weil sich die Hei-

ligen vor der Sünde mehr, als vor den Ungemächlichkeiten, fürchten. Man weis aber nicht, wie man mit denen, welche an diese Lebensart gebunden sind, umgehen soll, wenn sie sich auf dem Lande befinden; desto besser. Es ist dieses eine heilige Nothwendigkeit für sie, so wenig, als sie nur können, aus ihren Zellen zu gehen, und so bald, als es ihnen möglich ist, in dieselben zurückzukehren. Gott hatte den Jüden, in Ansehung der Speisen, viel gesetzliche Vorschriften gemacht, um dadurch zu verhindern, sich nicht mit den Heyden zu vermischen. Wenn Franz von Paula auch welche gemacht hat; so hat er denen, die zu seinem Orden gehören, eine Lebensart vorgeschrieben, die bey dem Umgange mit der Welt beschwerlich ist, um diejenigen, die sich zu seinem Orden bekennen, zu nöthigen, sich dieses Umgangs, der ihnen schädlich seyn kann, zu enthalten.

Diese heiligen Sclavereyen sind Stützen der wahren Freyheit, und heilsame Verwahrungsmittel vor der Sclaverey der Laster. Indem sich der Mensch von dem Joche der Gerechtigkeit hat frey machen wollen, ist er ein Sclav der Sünde geworden. Und wenn er sich von dem Joche der Sünde frey machen will; so muß er ein Sclav der Gerechtigkeit werden, nicht nur indem er sich ihren Gesetzen unterwirft, sondern auch indem er sich der Mittel sie zu übertreten beraubt, und indem er dem, was ihn davon würde abwendig machen können, die Thüre verschleußt. Es fehlt also so viel, daß diese Beobachtungen deswegen weniger gut wären, weil sie unterjochend und beschwerlich

lich

lich sind, daß vielmehr eben hierinnen ihr Verdienst besteht.

Man darf sich aber nicht lange nach Gründen umsehen, das Leben und die Einrichtungen des h. Franz von Paula zu rechtfertigen. Gott hat sie selbst durch sehr viel glaubwürdige Zeugnisse seines Beyfalls gerechtfertigt. Er hat die Regel des h. Franz von Paula auf eben die Art bestätigt, wie er das Evangelium bestätigt hat. Denn wie ein gewisser Evangelist sagt, daß Gott mit den Predigern des Evangelii wirkte, indem er ihre Lehre durch ihre Wunder, die sie begleiten, bestätigte; Marc. 16, 20. also hat er auch alles, was der h. Franz von Paula in seinem Orden eingeführt hat, durch eine Menge erstaunenswürdiger Wunder bestätigt, die ihn als den Wunderthäter seiner Zeit ansehen lassen, und in der ganzen Kirche berühmt gemacht haben. Alle die gesund gemachten Kranken, die auferweckten Todten, der Mantel, der ihm statt eines Schiffs diente, um über das Meer zu fahren; der Feuerofen, der ihn nicht verzehren konnte; alle diese Wunder, sage ich, sind lauter Stimmen des Himmels, die den fleischlichen Menschen zurufen, es sey gut, so Buße zu thun, wie sie der h. Franz von Paula gethan hat.

Das sind die Beweise, die Gott von seiner Sendung und Lehre gegeben hat. Sehr viel Seelen haben sie sich zu Nutze gemacht, indem sie diese heiligen Verordnungen und Einrichtungen angenommen. Da man aber die Vortheile, welche Gott seiner Kirche durch diesen Heiligen verschafft hat, nicht auf seinen

Orden allein einschränken darf; so müssen wir nun auch in dem dritten Theile noch sehen, wie ein ieder Nutzen davon haben kann.

III. Theil.

Weil ich mich in beyden ersten Theilen dieser Rede etwas lange aufgehalten habe; so werde ich mich in diesem kürzer fassen müssen. Er kann aber nicht ganz wegbleiben, weil zween Zweifeln muß abgeholfen werden, die bey meinen Zuhörern gar leicht haben entstehen können. Denn das, was ich von den Gefährlichkeiten der Welt gesagt, und das Bild, das ich von ihr gemacht habe, indem ich sie als einen Ort vorgestellt, wo man nur eine schädliche Luft einathmet, die ein tödtliches Gift in die Seele bringt, würde haben auf die Gedanken bringen können, man ließe also denen, welche die Welt nicht verlassen können, oder nicht verlassen wollen, keine Hoffnung zur Seligkeit übrig.

Und das Amt, welches Gott, wie ich gesagt habe, dem h. Franz von Paula aufgetragen hatte, die Seelen aus ihr heraus zu führen, ihnen einsame Wohnungen zu erbauen, und sie in denselben durch die Verrichtung eines außerordentlichen Gebeths zu heiligen, würde auf die Gedanken bringen können, dieser Heilige gienge diejenigen nichts an, die in der Welt bleiben, und sie hätten an seiner Sendung keinen Theil: Non est nobis pars in David, neque hæreditas in filio Isai. 2. Kön. 10, 1.

In-

Indessen ist weder das eine noch das andere wahr. Alles, was ich von der Welt und ihren Gefährlichkeiten gesagt habe, ist wahr; es folgt aber daraus nicht, daß man in ihr nicht könne selig werden. Was ich von dem Berufe des h. Franz von Paula gesagt habe, ist auch wahr; aber daraus folgt nicht, daß er nicht einen ieden angienge. Dieses muß durch die Bekanntmachung einiger Wahrheiten gezeigt werden, die diesen Schwierigkeiten abhelfen werden.

Es ist überhaupt gewiß, daß die Ordenspersonen und die Weltmenschen einerley wesentliche Verbindlichkeiten haben, daß sie zu demselben Zwecke berufen sind, und daß also alle Gebote, die den Zweck angehen, die einen wie die andern angehen.

Es sind also die Weltmenschen eben so wohl, als die Ordenspersonen, verbunden, Gott zu lieben, Gottes zu leben, nach dem Geiste zu leben, die Welt nicht zu lieben, und die Begierde zu hassen. Der heil. Johannes sagt zu allen Christen überhaupt: Habt nicht lieb die Welt, noch alles, was in der Welt ist; denn alles was ist, ist Begierde des Fleisches, der Augen, und Hoffart des Lebens. 1. Joh. 2, 15, 16. Zu allen Christen ist gesagt worden: Stellet euch nicht der Welt gleich. Röm. 12, 2. Allen Christen ist befohlen, sich der fleischlichen Lüste zu enthalten, welche wider die Seele streiten. 1. Petr. 2, 11. Abstinete vos a carnalibus desideriis, quæ militant adversus animam. Zu allen Christen ist gesagt: Wenn ihr nach dem Fleische lebet; so werdet ihr sterben. Röm. 8, 13. Allen

Chri-

Christen ist befohlen, ein geistliches Leben zu führen: Si spiritu vivitis, spiritu & ambulate. 5, 25. So wohl in, als außer der Welt, ist die bloße Verlöschung der Liebe hinlänglich, die Seelen umkommen zu laßen: Wer Jesum Christum nicht lieb hat, der ist verbannt. 1. Cor. 16, 22. Was für ein Unterschied ist also unter den Weltmenschen und Ordenspersonen? Er besteht, meine Herren, nicht im Zwecke, sondern in den Mitteln. Alle trachten nach demselben Zwecke, aber auf verschiedene Art.

Man sagt nicht, es wäre ein ieder zu der vierzigtägigen Fasten, den übrigen Gebräuchen und Uebungen, welche die Ordenspersonen mit so viel Nutzen beobachten; man sagt aber, ein ieder wäre zur Buße, und zum Zwecke der Buße verbunden. Denn man muß wohl merken, meine Herren, daß, wenn man in der Welt nicht zu denselben besondern Mitteln verbunden ist, man doch zu denselben allgemeinen Mitteln verbunden ist. Man ist in ihr nicht zu dieser oder iener Buße verbunden; man ist aber in ihr zur Buße verbunden, und zwar zu einer solchen, die mit seinen Sünden ein Verhältniß hat.

Man ist in ihr nicht zu diesem und ienem Gebethe, man ist aber doch zum Gebethe, zum Geiste des Gebeths, und zu einem solchen Gebethe verbunden, das die Liebe im Herzen erhalten, und dem Eindrucke der weltlichen Gegenstände und den Versuchen Widerstand thun kann. Man ist in ihr nicht zu demselben einsamen Leben verbunden, zu welchen die Ordenspersonen verbunden sind, und das von denselben Umständen

ständen begleitet wird; man ist aber in ihr zur Eingezogenheit und zur Absönderung von der Welt verbunden. Und darum gehen die Worte meines Textes die Ordenspersonen nicht so besonders an, daß sie nicht auch die Christen, die in der Welt leben, angiengen. Zum ganzen Volke Gottes wird gesagt: Vade, populo meus, &c. Gehe hin, mein Volk, ꝛc.

Wie wird den aber die allen Christen gemeine Einsamkeit beschaffen seyn, in welcher sie sich nach der Ermahnung des Propheten begeben sollen, damit sie dem Zorne Gottes entgehen mögen?

Sie besteht, meine Herren, in zweyerley: Zum ersten, in der wirklichen Absönderung von der unordentlichen Welt. Es geht also ein Christ, der einigermaaßen für seine Seligkeit sorgt, niemals in die Gesellschaften, wo man spielt und sich lustig macht. Eine Mutter, die für die Seligkeit ihrer Kinder und ihre eigene einigermaaßen besorgt ist, wird iungen Frauenzimmern niemals erlauben, sich in die Gesellschaften iunger Manns- und Weibspersonen zu begeben. Und wenn man sie ihr gleich so ehrbar vorstellt; so wird sie doch denen, die sie dazu einladen, antworten, solche Gesellschaften könnten für nichts anders, als für eine Schule der Liebe der Welt, das heißt für eine Schule des Todes gehalten und angesehen werden.

Zum andern besteht diese Einsamkeit darinnen, daß man sich in seinem Herzen eine Einöde errichtet, wo sich die von den weltlichen Geschäften müde Seele vor Gott in der Stille erneuern kann. Von dieser

Ein

Einſamkeit wird geſagt: Abſcondes eos in abſcondito faciei tuæ a conturbatione hominum. Du wirſt ſie vor den Unruhen der Menſchen im heimlichen Schirme deines Angeſichts verbergen. Pſ. 30, 21. Dieienigen meine Herren, welche, ob ſie gleich in der Welt leben, dennoch mit der Welt nur aus Noth umgehen, und ſich außerdem in ihr Haus und ihr Herz begeben, um in demſelben Gott in der Stille anzubethen; die Art und Weiſe, wie ſie mit den Menſchen umgehen ſollen, darinnen zu lernen, und ſich von den Fehlern, die ihnen ankleben, zu reinigen, machen einen Theil von dem Volke aus, das ſich in ſeine Zellen begiebt, und auf ſolche Art dem Zorne Gottes entgeht.

Sie thun auch, was eben dieſer Prophet ſagt, ihre Thüren hinter ſich zuſchlieſſen, Claude oſtia tua ſuper te; weil ſie, ſo viel ſie können, alle Zugänge und Thüren verriegeln, durch welche das Gift des Geiſtes der Welt in das Herz würde eindringen können. Sie verſchließen die Thüre des Müßiggangs durch die Arbeit; die Thüre der weltlichen Reden, indem ſie nur aus Noth mit den Menſchen umgehen; die Thüre des Leſens böſer Bücher, indem ſie auf die Romane und Comödien Verzicht thun, die lauter Thüren ſind, durch welche ſich der Teufel einen Eingang in das Herz verſchafft. Sie verſchließen die Thüre des Vergnügens, indem ſie ſich bey dem Gebrauche der Geſchöpfe auf die bloße Nothdurft einſchränken; die Thüre des Ehrgeizes, indem ſie ſich in einem ieden Stande allzeit nach denen richten, welche

in

in demselben die sittsamsten und bescheidensten sind; und die Thüre des Geizes, indem sie ihren Ueberfluß den Armen geben, und Jesum Christum unter ihre Kinder zählen.

Wenn man so lebt, meine Herren, so ist es wahr, man kann in der Welt selig werden, so gefährlich sie für die Seelen auch immer ist, und man thut also, was den Gegenstand der Sendung des h. Franz von Paula ausmacht. Folgt man ihm nicht in den besondern Beobachtungen, die er angeordnet hat; so folgt man ihm doch in seinem allgemeinen und wesentlichen Sinne. Man thut die Buße, zu welcher er die Menschen berufen hat. Man sondert sich von der Welt ab, von welcher er die Christen hat absondern wollen. Man verbirgt sich vor dem göttlichen Zorne, und kann mit Recht hoffen, man werde der schrecklichen Verwüstung entgehen, die Gott dem Teufel in seiner Kirche unter den Seelen, entweder durch das verzehrende Feuer der sichtbaren Sünden, oder durch die tödtliche Kälte der Verlöschung der Liebe anzurichten erlaubt. Wenn man aber vorgiebt, man könne an einem so ansteckenden Orte ohne Vorsicht, ohne Verwahrungs- und Hülfsmittel, um dem Gifte, welches sich allenthalben ausgebreitet hat, zu widerstehen, leben; so sucht man sich, meine Herren, in der That zu betriegen, und sich in einem so schädlichen Betruge zu erhalten.

Da wir nach einem Zwecke trachten, ob es gleich nicht durch einerley Mittel und Wege geschieht; so müßen doch diese der Sache angemessen seyn.

Unser

Unser Zweck ist, uns in der Liebe Gottes, und in dem Hasse der Welt zu erhalten. Wir wollen also auf eine Art leben, deren Absicht ist, diese Liebe zu erhalten und zu vermehren, und diesen Haß zu erzeugen. Bilden sie sich nicht ein, als ob diese Lebensart so beschwerlich wäre; ob sie sie gleich mancher sinnlichen und weltlichen Freude beraubt, so hat sie doch auch ihre Freude und ihr Vergnügen.

Man muß nicht glauben, spricht der h. Augustinus (a), als ob die Ungerechtigkeit Freude und Vergnügen, die Gerechtigkeit aber keins hätte. Wenn sie sich aber auch gleich in ihrem Leben alles Vergnügens berauben, und sich, so lange es währt, verborgen halten sollten, was ist denn der Zeitraum eines Lebens? Er ist eine kurze Zeit, spricht unser Prophet, abscondere modicum; er ist ein Augenblick, ad momentum. Er verdienet in der That keinen andern Namen. Und dennoch wird dieser Augenblick der Entfernung und Einsamkeit ihnen eine ewige Sicherheit verschaffen. Wenn dieser Augenblick vorüber seyn wird; so werden sie sich vor keinem Zorne Gottes mehr zu fürchten haben, er wird mit ihrem Leben vorüber gehen. Und wenn sie sich hüten, daß sie in diesem Augenblicke nicht geistlicher Weise sterben; so werden sie auf immerdar von dem Tode durch den Genuß des ewigen und seligen Lebens frey seyn, zu welchem sie der Vater, der Sohn, und der h. Geist führen wolle, Amen

Ende des sechsten Theils.

(a) Serm. 15. de verb. Apost. nov. Edit. Serm. 169. n. 8.

Bayer. Staats Bibliothek München